

Predigten von  
H.H. Prälat Prof. Dr. Georg May

2021

Aufgezeichnet von Patricia Befard-Bitz

[www.glaubenswahrheit.org](http://www.glaubenswahrheit.org)

# Inhaltsverzeichnis

<i>Jesus, der Sieger über die Dämonen (10.01.2021)</i> .....	4
<i>Verwitwete und geschiedene Frauen (17.01.2021)</i> .....	7
<i>Die Augen der Gottesmutter (24.01.2021)</i> .....	10
<i>Die Presse und unser Glaube (31.01.2021)</i> .....	13
<i>Kreuzzüge (07.02.2021)</i> .....	18
<i>Die liebe zu Gott (14.02.2021)</i> .....	22
<i>Die seligen Geister (21.02.2021)</i> .....	26
<i>Das Wohlgefallen Gottes (28.02.2021)</i> .....	29
<i>Gott ist Licht (07.03.2021)</i> .....	33
<i>Das Gotteshaus (14.03.2021)</i> .....	37
<i>Das verhüllte Kreuz (21.03.2021)</i> .....	41
<i>Das Priestertum (01.04.2021)</i> .....	44

## Der Glaube an die Auferstehung

(1) Der Herr ist auferstanden (Ostersonntag, 04.04.2021) .....	47
(2) Mit Christus auferstehen (Ostermontag, 05.04.2021) .....	50
(3) Der Auferstandene und sein Apostel Thomas (11.04.2021) .....	53
<i>Der gute Hirt (18.04.2021)</i> .....	56
<i>Glauben ist schwer. Nicht glauben ist unmöglich (Victor Hugo) (25.04.2021)</i> .....	60
<i>Es gibt Sünde, Gerechtigkeit und Gericht (02.05.2021)</i> .....	64
<i>Sie fragten den Herrn (09.05.2021)</i> .....	69
<i>Christi Himmelfahrt (13.05.2021)</i> .....	74
<i>Dienet einander! (16.05.2021)</i> .....	78
<i>Die sieben Tugenden des Heiligen Geistes (Pfingsten, 23.05.2021)</i> .....	81
<i>Der Apostel Paulus und der Prokurator Felix (Pfingstmontag, 24.05.2021)</i> .....	84
<i>Dem dreieinigen Gott übereignet (30.05.2021)</i> .....	87

## Das eucharistische Opfersakrament

(1) Das eucharistische Opfersakrament (Fronleichnam, 03.06.2021) .....	90
(2) Fronleichnam (06.06.2021) .....	93
<i>Das heiligste Herz Jesu (13.06.2021)</i> .....	96
<i>Gott ruft und beruft (20.06.2021)</i> .....	99
<i>Versöhnung (27.06.2021)</i> .....	103
<i>Das kostbare Blut unseres Herren (04.07.2021)</i> .....	107
<i>Vinzenz von Paul (11.07.2021)</i> .....	110
<i>Maria Magdalena (18.07.2021)</i> .....	113
<i>Die heilige Mutter Anna (25.07.2021)</i> .....	117

## Maria

(1) Die Magd des Herrn (01.08.2021) .....	121
(2) Jungfrau und Mutter (08.08.2021) .....	124
(3) Die Aufnahme Marias in den Himmel (15.08.2021) .....	127

<i>Der heilige König Ludwig (22.08.2021)</i> .....	130
<i>Fleisch und Geist (29.08.2021)</i> .....	132
<i>Beten für solche, die nie beten (05.09.2021)</i> .....	135
<i>Die Einladung zum großen Gastmahl (03.10.2021)</i> .....	139
<i>Die heilige Hedwig, Herzogin von Schlesien (10.10.2021)</i> .....	142
<i>Der Kampf des Christen (17.10.2021)</i> .....	145
<i>So sterben die Völker (24.10.2021)</i> .....	148
<i>Christus der König (31.10.2021)</i> .....	151

## **Die Heiligen**

(1) Die Heiligen (01.11.2021) .....	154
(2) Die Gemeinschaft mit den Heiligen (07.11.2021) .....	157
(3) Wie Heilige sterben (14.11.2021) .....	160
<i>Rette deine Seele! (21.11.2021)</i> .....	166
<i>Das (besondere) Gericht (28.11.2021)</i> .....	169

## **Himmel, Hölle und Fegfeuer**

(1) Der Himmel (05.12.2021) .....	172
(2) Die Hölle (12.12.2021) .....	175
(3) Das Fegfeuer (19.12.2021) .....	178
<i>Hirten erst kundgemacht (Weihnachten, 25.12.2021)</i> .....	183
<i>Die Engel von Bethlehem (26.12.2021)</i> .....	186

## **Neujahr**

(1) Das neue Jahr (01.01.2022) .....	189
(2) Es ist später, als ihr denkt (02.01.2022) .....	192
<i>Der Stern von Bethlehem (09.01.2022)</i> .....	195

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Jesus, der Sieger über die Dämonen

10.01.2021

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Die Welt ist Gottes Schöpfung. Sie wird von seiner weisen und gütigen Vorsehung durchwaltet. Dennoch steht die Welt in der gegenwärtigen Zeit unter dämonischen Einflüssen und ist darum böse. Satan, der Widersacher Gottes, ist der „Fürst (oder Gott) dieser Welt“ (Joh 12,31; 2 Kor 4,4). Er kann Jesus die Herrschaft der Welt anbieten, weil sie ihm, Satan, „übergeben ist“ (Mt 4,8f. = Lk 4,5-7). Satan macht unausgesetzt seinen unheilvollen Einfluss auf die Welt geltend. Er ist der Urheber allen Unheils (Mk 1,28). Seinem Einfluss unterstehen auch die Jünger Jesu, und zwar nicht bloß in der Gestalt der Verfolgung, sondern auch der Verführung. Er will sie zu Fall bringen (Lk 22 3,31). Beim Letzten Abendmahl spricht Jesus den Petrus an: Simon, Simon, siehe, der Satan hat verlangt, euch zu sieben, wie man den Weizen siebt. Auch die Kirche unterliegt ihm, obgleich sie das Reich des Menschensohnes ist (Mt 13,24-30; 36-43). Dass die Person Jesu zum Widerspruch reizt und zum Ärgernis für die Menschen werden kann, dass das Evangelium, die Heilsbotschaft, Hass erzeugt (Mt 10,34), und die Jünger um ihres Bekenntnisses zu Jesus willen verfolgt werden, beweist, dass die Welt böse ist, dämonisch. Wohl erklärt Jesus, dass mit seinem Kommen Satans Macht grundsätzlich gebrochen ist (Mt 12,25-29) und der Fürst dieser Welt hinausgeworfen wird (Joh 12,31). Trotzdem ist aber sein Einfluss noch nicht ausgeschaltet, weil der gegenwärtige böse Äon immer noch fortbesteht, solange nicht die Gottesherrschaft in ihrer endgültigen Gestalt angebrochen ist.

Die Evangelien sprechen von „unreinen Geistern“, „bösen Geistern“ oder „Dämonen“. Sie haben von bestimmten Menschen Besitz ergriffen, werden aber durch Jesus und seine Jünger von diesen ausgetrieben. Mit der dämonischen Besessenheit sind regelmäßig schwere körperliche und seelische Schädigungen der betreffenden Menschen verbunden, wie Stummheit, Taubheit, Blindheit, schwere Lähmungen, Epilepsie und Tobsucht. Dabei werden diese Krankheiten nur als Folge der dämonischen Besessenheit beschrieben; es wird zwischen Besessenheit selbst und Krankheit deutlich unterschieden. Auch werden nicht alle Krankheiten auf dämonischen Einfluss zurückgeführt.

Nie werden die Besessenen als sittlich schlechte Menschen geschildert. Sie sind vielmehr die wehr- und willenlosen Opfer satanischer Mächte. Es wird auch nie gesagt oder auch nur angedeutet, dass die dämonische Besessenheit Strafe für frühere Sünden ist. Ebenso ist nie die Rede davon, dass die Dämonen ihre Opfer zu sittlich schlechten Taten verführen und ins ewige Verderben stürzen wollen. Dies wird einzig und allein als das Trachten Satans selbst erklärt. Die Dämonen haben, obwohl sie die Gehilfen Satans sind, lediglich die Absicht, die Menschen zu quälen. Darum ist Jesu Kampf gegen sie nicht ein Kampf gegen die Sünde. Judas, der unter teuflischem Einfluss Jesus auslieferte (Lk 22,3; Joh 13,27), wird nicht als Besessener dargestellt. Weil die Dämonen die Gehilfen Satans sind, darum sind sie die Feinde Gottes und der Menschen. Das Unheil, das sie anrichten, widerspricht Gottes Willen. Sie werden nicht als göttliche Strafengel dargestellt – wie im Judentum. Die Dämonenaustreibungen Jesu und seiner Jünger gehören zu seinem Kampf gegen die Satansherrschaft. Das Auffallendste an den in den (syn.) Evangelien erzählten Fällen von dämonischer Besessenheit ist ihre große Häufigkeit (Mk 1,32; 3,1f.; Lk 8,2f.). Sie erklärt sich aus der Tatsache, dass mit der Ankunft des Messias der Entscheidungskampf zwischen Gott und Satan begonnen hat. Als Jesus im Haus des Petrus weilte,

brachten die Bewohner der Stadt alle Kranken und Besessenen zu ihm, und er trieb viele Geister aus. Am See Genesareth stürzten sich die unreinen Geister auf ihn. Unter denen, die Jesus folgten, waren auch einige Frauen, die er von bösen Geistern befreit hatte, so Maria Magdalena, von der sieben Geister ausgefahren waren.

Der Unglaube sieht in der Besessenheit nur verschiedene Formen von Nerven- oder Geisteskrankheiten, vor allem Epilepsie, Hysterie, Tobsucht, manisch-depressives Irresein, Bewusstseinspaltung. Er behauptet, Jesus habe die beschränkte Anschauung seiner Zeit geteilt und dort teuflisches Wirken gesehen, wo nur natürliche Krankheitszustände vorlagen. Die Erkenntnisse der modernen Psychiatrie und damit die Möglichkeit zur richtigen Beurteilung dieser Fälle hätten ihm gefehlt. Die psychiatrische Erklärung der Berichte der Evangelien erleichtert nicht das Verständnis ihrer überaus großen Häufigkeit. Auch die zahlreichen Heilungen der Besessenen lassen sich ohne die Annahme von Wundern nicht begrifflich machen. Vor allem spricht gegen die psychiatrische Deutung der Besessenheitsfälle das Verhalten der Besessenen Jesus gegenüber. Es begegnet kein einziger Fall doppelten Ich-Bewusstseins, kein Beispiel dafür, dass ein Besessener etwas gegen den Willen des in ihm hausenden Dämons tut. Die Handlungen der Besessenen wie ihre Worte werden vielmehr durchweg als Äußerungen des Dämons dargestellt, dessen Werkzeug diese Menschen sind. Darum wehren sie sich gegen die Annäherung Jesu (Mk 1,23f.; 5,10). Der Mann in der Synagoge mit dem unreinen Geist schrie: „Lass uns! Was haben wir mit dir zu schaffen? Jesus von Nazareth? Du bist gekommen, uns zu vernichten.“ Ein Besessener hauste in den Grabhöhlen. Es war nie gelungen, ihn mit einer Kette zu fesseln. Wenn man ihn zu binden versucht hatte, dann hatte er die Ketten zerrissen und die Fußfesseln zerbrochen; niemand war stark genug, ihn zu binden. Er schrie und zerschlug sich selbst mit Steinen. Als er Jesus von weitem erblickte, lief er auf ihn zu, fiel vor ihm nieder und schrie mit lauter Stimme: „Was habe ich mit dir zu schaffen, Jesus, du Sohn des höchsten Gottes? Ich beschwöre dich bei Gott, mich nicht zu quälen.“ Besonders auffällig ist, dass die Besessenen und nur sie Jesus als Messias erkennen und anerkennen. Mk 1,34: In Kapharnaum trieb Jesus viele Geister aus. Aber er ließ sie nicht sagen, dass sie um ihn Bescheid wussten. 3,11: In Galiläa heilte er viele, sodass alle, die irgendein Gebrest hatten, sich an ihn herandrängten, um ihn zu berühren. Auch die unreinen Geister stürzten sich, sobald sie ihn erblickten, auf ihn und schrien: „Du bist der Sohn Gottes.“ Sie bekunden ein höheres Wissen um Jesu Person als ihre ganze Umwelt. Bei den Heilungen der Besessenen ist klar, dass Jesu Wunderkraft von der seelischen Verfassung derer, an denen das Wunder gewirkt wird, gänzlich unabhängig ist. Jesus appelliert bei ihrer Heilung nie an ihren Willen, sondern stets an den in ihnen hausenden Dämon, der ihren Willen knebelt und dadurch jede freie Entscheidung unmöglich macht. Namentlich die Erzählung von der Heilung des Besessenen zu Gerasa (Mk 5,1-20) widersetzt sich einer befriedigenden natürlichen Erklärung. Es wäre verfehlt, diejenigen Züge der Berichte der Evangelien, die sich einer psychiatrischen Erklärung widersetzen, bloß deshalb als „spätere Stilisierung der Überlieferung“ zu verwerfen.

Auch andere Therapeuten außer Jesus nahmen Exorzismen vor. Doch Jesu Umgang mit den Besessenen unterscheidet sich wesentlich von dem in seiner Umwelt üblichen. In seiner Behandlung der Besessenen fehlen die zuerst zu beobachtenden magischen Formeln und Praktiken vollständig. Die Dämonenaustreibung erfolgt einzig und allein durch den „Finger“ oder den „Geist Gottes“ (Lk 11,20; Mt 12,28), durch Jesu bloßes Machtwort, das von bestimmten Formeln unabhängig ist und unbedingte Wirkung hat. Bei der aus der Ferne erfolgenden Heilung der besessenen Tochter der Syrophönizierin (Mk 7,24-30) ist überdies jede unmittelbar psychische Beeinflussung unmöglich. Auch die Erfragung des Namens beim Besessenen von Gerasa (Mk 5,9) soll Jesus nicht, wie der Zusammenhang beweist, erst Macht über den Dämon verschaffen. Die Austreibungen der Dämonen durch Jesus sind darum allein richtig zu verstehen im Zusammenhang mit dem, was die Evangelien über den Kampf zwischen Satan mit dem Gottesreich berichten. Es ist nicht eine Menge einzelner Dämonen, die in der Welt ihr Unwesen treiben, sondern sie bilden nach der Lehre Jesu alle untereinander ein einheitliches Reich, dessen Herrscher Satan ist (Mk 3,23ff.; Lk 10,17-20; 13,11;18). Angefangen von der Versuchungsgeschichte, nach der Satan Jesus zum Abfall von seiner messianischen Aufgabe verleiten wollte (Mt 4,1-11), bis zu der von ihm eingegebenen Tat des Judas (Lk 22,3; Joh 13,27), die Jesu Untergang herbeiführen sollte, ist Satan der Widersacher Gottes, der Gottes Wort aus den

Herzen der Menschen wegnimmt (Mk 4,15) und Unkraut unter die Saat des Menschensohnes sät (Mt 13,39). Die Dämonenaustreibungen werden deshalb von den Evangelisten (neben den anderen Wundertaten) als Beweise der göttlichen Macht Jesu angeführt. Ihre Ablehnung und Zurückführung auf ein Bündnis mit dem Satan selbst durch die Pharisäer erklärt Jesu als schwerste, unverzeihliche Sünde wider den Heiligen Geist (Mk 3,28f.). Sie sind nach Jesu eigenem Zeugnis in erster Linie nicht Wohltaten an den Menschen, sondern ein Bestandteil seines Kampfes gegen den „Herrscher dieser Welt“ (Joh 12,31), Satan oder Beelzebul (Mk 3,22f.), den Herrn der Dämonen (Mk 3,27f.; Lk 6,17-19). Satan ist stark. Jesus aber ist der Stärkere; er überwindet den Starken, Satan. Und wenn er durch den Finger Gottes die Dämonen austreibt, so sollte dies von den Juden als der sichtbare Beweis dafür verstanden werden, dass die Gottesherrschaft angebrochen und Satans Herrschaft im Vergehen ist (Mt 12,28=Lk 11,20; Lk 10,18). Johannes berichtet in seinem Evangelium keinen einzigen Fall einer Besessenenheilung. Wohl aber stellt er Satan als den auf das ewige Verderben der Menschen bedachten „Menschenmörder von Anbeginn“ (8,44) und Widersacher Gottes dar. Er hat den Hintergrund aufgedeckt, auf dem die vielen Fälle von Besessenheit bei den drei älteren Evangelien erst verständlich werden: die Wirksamkeit der Macht des Bösen in der Welt, der sich zum „Herrscher dieser Welt“ gemacht hat und den zu überwinden ein Hauptziel in dem Heilswerk Jesu ist. Das Wissen darum kommt in den Worten der Dämonen selbst zum Ausdruck: In der Synagoge von Kapharnaum schrie ein Mensch mit unreinem Geist laut auf: „Was haben wir und du miteinander zu tun, Jesus von Nazareth? Du bist gekommen, uns zu verderben. Ich weiß, wer du bist: der Heilige Gottes.“ Beim letzten und entscheidenden Angriff Satans wird Jesus scheinbar unterliegen. Aber dieser scheinbare Triumph Satans ist paradoxerweise seine endgültige Niederlage (Joh 12,31; 16,11; Hebr 2,14). Er hat durch seinen Tod den zunichte gemacht, der die Macht über den Tod besitzt, nämlich den Teufel. Wir dürfen befreit und freudig sprechen: Wir danken dir, Herr Jesus Christ, dass du für uns gestorben bist.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Verwitwete und geschiedene Frauen

17.01.2021

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Als ich 1951 meine erste Stelle als Kaplan antrat, fielen mir die zahlreichen alleinstehenden Frauen mittleren Alters auf. Es waren allesamt Ehefrauen, die ihren Gatten im Kriege verloren hatten, also Witwen. Im Zweiten Weltkrieg ist der Stand der Witwen zahlenmäßig stark gewachsen. Je mehr an den Fronten die Heere der Soldaten zusammenschmolzen, desto mehr wuchs in der Heimat das Heer der verwitweten Frauen. Man darf die Witwen heute genauso wie in früheren, christlichen Zeiten einen eigenen Stand nennen. Ein Stand ist eine rechtlich und sozial abgegrenzte Gruppe in einem Gesellschaftssystem. Das Sozialwesen hat sich der Witwen angenommen und in unterschiedlichem Maße dafür öffentliche Mittel bereitgestellt. Der Witwenstand lebt von der Gemeinschaft. Aber auch die Gemeinschaft sollte vom Witwenstand leben. Die alte Kirche betrachtete Witwen nicht nur als eine besonders zu betreuende Gruppe der Gemeinde. Vielmehr übertrug sie ihnen bestimmte Aufgaben in der Gemeinde, für die sie besonders geeignet schienen. Das alttestamentliche Gesetz rechnet die Witwen zu denen, die des besonderen Schutzes des Gesetzes und der liebevollen Rücksicht ihrer Mitmenschen bedürfen. Da Gott sich selbst als Anwalt der Witwen offenbarte, war jede Unbarmherzigkeit gegen sie zugleich ein Frevel gegen Gott. Im Neuen Testament musste Christus den Pharisäern den Vorwurf machen, dass sie das Geld der Witwen verprassen. Die Apostel wandten den Witwen ihre besondere Fürsorge zu. Paulus gab die Anweisung, alleinstehende Witwen zu unterstützen. Jakobus bezeichnete es als eine makellose Frömmigkeit vor Gott, sich der Witwen in ihrer Bedrängnis anzunehmen. Paulus hat sich in seinem ersten Brief an Timotheus ausführlich mit dem Witwenstand befasst. An der Spitze steht der Grundsatz: „Witwen, die wirklich Witwen sind, ehre.“ Wer sind die Witwen, die wirklich Witwen sind? Es sind die in Wahrheit alleinstehenden Frauen, die ihre Hoffnung auf Gott setzen und Nacht und Tag in Flehen und Beten verbringen. Die wirklichen Witwen sind durch das Leid nach innen und zu Gott und zum Ewigen gewendet. Nicht wirklich Witwen sind jene, die im Widerspruch zu ihrem Stand leben. Das sind solche, die schwelgerisch leben. Die lustigen Witwen, die noch ein großes Haus führen, die Witwenschmerz und Witwenstand in einem ausschweifenden Leben vergessen. Sie sind, so erklärt Paulus, lebendig tot. Er fordert Timotheus auf: „Schärfe das ein, damit sie tadelfrei leben! Wenn jemand für seine Angehörigen, vornehmlich für die Glieder der eigenen Familie nicht sorgt, hat er den Glauben verleugnet und ist schlimmer als ein Ungläubiger.“

Die alte Kirche kannte den beamteten Witwenstand für den Dienst in der Gemeinde. Dafür stellt Paulus eindeutige Erfordernisse auf. Das Mindestalter der angestellten Witwe ist sechzig Jahre. Sie soll nur einmal verheiratet gewesen sein. Sie muss wohltätig und reich an guten Werken sein. Aus der Liste ihrer guten Werke werden besonders das Aufziehen von Kindern, das gastlich offene Haus gegenüber den Fremden, die Fußwaschung, die Bereitschaft zu allem helfenden Dienen gegenüber jeglicher Not genannt.

Den jüngeren Witwen empfiehlt Paulus, dass sie heiraten, Kindern das Leben schenken, ihrem Hause vorstehen, dem Gegner keinen Angriffspunkt bieten. Die Zweitehe nach dem Tod ihres Gatten ist also nicht verboten. Eine verheiratete Frau ist durch das Gesetz an den Mann gebunden, solange er lebt. Ist aber ihr Mann gestorben, so ist sie frei vom Gesetz des Mannes (Röm 7,2). Wenn ein Mann entschlafen ist, steht es der Frau frei, sich (wieder) zu verheiraten. Glücklicher aber ist sie zu preisen, wenn sie so bleibt, wie sie ist (1 Kor 7,39f.). In altchristlichen Kirchenordnungen erhielten die Witwen bevorzugte Plätze beim Gottesdienst. Die Kirche richtete eine Witwenweihe ein. Die Kirche war sich immer der Würde und des Wertes des Witwenstandes bewusst. Aus der Kirchengeschichte kennen wir herrliche Beispiele, wie Witwen nach Verlust ihres Gatten sich ganz für Gott und den Nächsten aufgeopfert haben. Die Namen der heiligen deutschen Witwen Elisabeth von Thüringen und Hedwig von Schlesien stehen stellvertretend für viele andere. Die heiligen Witfrauen dienten Gott und der Kirche nach zwei Seiten, einerseits beschaulich-büßend, andererseits karitativ-tätig. Es gibt zahlreiche Verbände von Frauen, die von heiligmäßigen Witwen gegründet wurden. Aber wir kennen auch Witwen, die in der Welt lebten und ihre Einsamkeit durch innige Verbindung mit Christus und seiner Kirche überwunden haben. Wenn eine Wiederverheiratung nicht ratsam ist, bietet die geistliche Verbindung mit Christus eine erhabene Möglichkeit für ein erfülltes Leben. Die beschauliche und die tätige Hingabe an Christus gibt der Witwe neuen Lebensinhalt und Lebenszweck. So ähnelt eine ideale christliche Witwenschaft der von Christus und der Kirche gepriesenen Jungfräulichkeit. Den weiblichen Orden bleibt der Nachwuchs aus, Schwesternstationen, die segensreich gewirkt haben, müssen schließen, ganze Verbände sterben aus. Hier könnte manche Witwe einspringen, die Lücke ausfüllen, sich im Krankendienst, in der Erziehungshilfe, in der Fürsorge oder als Pfarrhaushälterin betätigen. Hier liegen viele Betätigungsfelder für opferbereite Witwen. Dazu brauchen wir auch in der Welt Opferseelen, die in Gebet und Bußgesinnung für andere sühnen und so Gott und der Kirche in wertvollster Weise dienen. So könnten die Witwen gute Helferinnen in der Gesamtseelsorge der Kirche werden.

Ehe ist eine so schwere Aufgabe, dass, Gott sei es geklagt, viele Verhehelichte sich ihr nicht gewachsen zeigen. Sie fliehen aus der Ehe. In diesen Tagen vor Weihnachten treffe ich einen Herrn, der vor wenigen Jahren aus Budenheim fortgezogen ist. Jetzt ist er wieder da. Allein. „Wir haben uns getrennt!“ sagte er von seiner Ehe. Aber er ist nicht allein. Er lebt mit einer anderen Frau zusammen. In Deutschland befinden sich Millionen Geschiedene. Der Staat stellt den Ehepaaren das Instrument der Scheidung zur Verfügung. Er erklärt: Eine Ehe kann geschieden werden, wenn sie gescheitert ist. Eine Ehe ist gescheitert, wenn die Lebensgemeinschaft der Ehegatten nicht mehr besteht und nicht erwartet werden kann, dass die Ehegatten sie wiederherstellen. Das ist die staatliche Gesetzgebung, die in offenem Gegensatz zum Evangelium und der Lehre der Kirche steht. Die geschiedene Frau ist keine Witwe. Wenn sie gültig verheiratet und die Ehe vollzogen war, besteht das Eheband, das durch die Trauung geknüpft worden war, weiter und mit ihm seine Forderungen. Das Urteil des staatlichen Gerichtes, das die Scheidung ausspricht, ist für das Ehesakrament unbeachtlich. Dennoch ähnelt die geschiedene Frau in mancher Hinsicht der Witwe. Sie ist allein und muss allein bleiben. Geschiedene sind insofern einsam. Einsamkeit ist schwer zu ertragen. So halten manche geschiedene Frauen Ausschau nach einer weiteren zivilrechtlichen Verbindung, Ehe genannt. Einige meinen sogar, dass sie dies auch nach Gottes Willen tun dürfen. Eine Frau in den vierziger Jahren. Katholisch. Aus Oberschlesien. Geschieden. Sie fragt mich, ob sie angesichts der vielen Änderungen in der Kirche nicht eine zweite Ehe schließen könne. Geschiedene Frauen müssen darauf gefasst sein, dass sie begehrt werden, entweder zu zweiter, ungültiger Ehe oder zu bloßem Zusammenleben.

Geschiedene Frauen sind nicht ledige Frauen. Sie haben eine Geschichte. Sie haben Erfahrungen mit einem Mann. Sie sollten gereift sein durch die Prüfungen, die sie durchgemacht haben. Viele geschiedene Frauen sind erleichtert, dass sie von ihrem Mann bürgerlich-rechtlich getrennt sind. Die Herzensbindung ist erloschen. Das äußere Zusammenleben hat aufgehört. In diesem Sinne sind sie frei kraft bürgerlichen Rechtes. Aber Geschiedene müssen nicht in der Trennung verharren. Versöhnung und Wiedervereinigung sind möglich. Christliche Ehen sind heilbar. In der Taukraft des Christentums werden Konflikte innerlich überwunden. Eine Generalbeichte. Eine Osterkommunion.



Zwei Menschen nebeneinander. Wie einst auf dem roten Kissen des Hochzeitstages vor dem Tabernakel. Zwei Christen, die sich verzeihen. Die ihre Pflicht wieder finden. Das ist „Auferstehung“!

Es kann sein, dass aus verschiedenen Gründen eine Versöhnung und Wiedervereinigung geschiedener Gatten nicht in Frage kommt. Aber die Verpflichtung der geschiedenen Frau, Gott zu dienen und den Menschen zu nützen, hört nicht auf. Sie ist aufgefordert, ihr Leben zu einer Quelle des Segens für andere zu machen, für ihre Kinder, ihre Verwandten, für die Elenden und Notleidenden ihrer Umgebung. Als Maria und Joseph ihr Kind im Tempel zu Jerusalem Gott darboten, begegneten sie einer prophetischen Frau namens Anna. Sie hatte nach ihrer Jungfrauschaft sieben Jahre mit ihrem Manne gelebt. Jetzt war sie eine Witwe von 84 Jahren. Sie wich nicht vom Tempel und diente Gott mit Fasten und Beten Nacht und Tag. Die Witwe Anna hatte ihre Berufung gefunden.

Wenige Dinge sind der Kirche und den Gläubigen so notwendig wie der Dienst der Enthaltbarkeit und des Gebetes. Fromme Frauen sind imstande, Ströme der Gnade für Volk und Land zu erleben. Wenn in ihrem Eheleben Gott zu kurz gekommen sein sollte, so besteht doch die Möglichkeit, ihr Dasein in Einsamkeit zur Anbetung zu benutzen und zu versuchen, wieder gutzumachen, was sie versäumt haben. Unverheiratete, verheiratete, verwitwete und geschiedene Frauen sind jeweils in unterschiedlicher äußerer Lage, vor allem, was das Verhältnis zum männlichen Geschlecht angeht. Gemeinsam ist ihnen allen: Weder Witwenstand, noch Jungfräulichkeit, noch Ehestand haben einen anderen Rang im Himmel als jenen, den die Demut ihnen anweist.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Die Augen der Gottesmutter

24.01.2021

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Ein italienischer Maler hat ein Bild gemalt. Die Gottesmutter sitzt auf einem Stuhl, auf ihren Knien das Jesuskind. Mit beiden Armen hält sie es umschlungen, als wollte sie sagen: Mein ist das Kindlein für alle Ewigkeit. Aber das Schönste an dem Bild sind die Augen der Gottesmutter. Fragend und verstehend, glücklich und ernst zugleich schauen sie einen an, wohin man sich auch wenden mag, als könnte sie in den Tiefen unserer Seele lesen. Unser Blick, entzückt von der Farbenpracht des Bildes und seiner wunderbaren Komposition, gleitet immer wieder über alles andere hinweg, um auf den Augen Mariens ruhen zu bleiben. Darüber möchten wir heute nachdenken: über die Augen der Gottesmutter. Sie haben viel gesehen, Erfreuliches und Schreckliches. Oft mag Maria mit dem Psalmisten (25,15) gebetet haben: „Stets sind auf den Herrn meine Augen gerichtet.“ Von ihm empfing sie die Weisungen und die Fügungen ihres Lebens. Und weiter: „Meine Augen erhebe' ich zu dir, der du thronest im Himmel. Wie die Augen der Magd, so gehen meine Augen auf den Herrn, unseren Gott!“ (Ps 123,1-2). Wie alle frommen Israeliten zog es sie nach Jerusalem, machte sie ihre Wallfahrt zum heiligen Ort, betend wie alle Pilger: „Ich freute mich, als man mir sagte: Wir wallen zum Hause des Herrn“ (Ps 122,1). Der Anblick des Tempels war eine Erhebung und ein Glück für jeden frommen Israeliten. Maria war fromm. Und so mag sie oft gebetet haben: „Eins nur erfleh' ich vom Herrn: Zu wohnen im Hause des Herrn, zu schauen seinen Tempel“ (Ps 27).

Über dreißig Jahre waren die Augen Mariens auf ihren Sohn gerichtet. Diese Augen blickten im Stall von Bethlehem auf ihr Kindlein, die Frucht ihres Leibes, vom Heiligen Geist bewirkt, in ihrem Schoß zu Elisabeth getragen. Jetzt schaute sie den, von dem der Engel sagte: „Du wirst empfangen und einen Sohn gebären, und du wirst ihm den Namen Jesus geben. Er wird groß sein und Sohn des Allerhöchsten genannt werden.“ Maria hat die Botschaft empfangen. Sie hat nicht gezweifelt, dass sie in Erfüllung gehen werde. Und jetzt ist die Stunde da, von welcher der Prophet Isaias gesprochen hatte: „Ein Kind ist uns geboren, ein Sohn ist uns geschenkt, auf seinen Schultern ruht Weltherrschaft.“ Elisabeth hat Maria selig gepriesen, weil sie dem Engel geglaubt hat, der ihr das Wunder ihrer gottgewirkten Empfängnis ankündigte. Maria zweifelt auch in der Nacht von Bethlehem nicht. Sie blickt auf das winzige Kindlein, das in einer Futterkrippe liegt, und sie schaut in ihm den unendlichen, ewigen Gott. Jetzt geht in Erfüllung, was dieses Kind, zum Manne herangewachsen, verkünden wird: „Selig die Augen, die sehen, was ihr seht!“ Maria sah es von Anbeginn seines Lebens. Bei der Darstellung Jesu im Tempel hörte Maria den greisen Simeon jubeln: „Meine Augen haben das Heil gesehen, das Gott bereitet hat vor dem Angesicht aller Völker.“ Wie mag sie auf ihren Sohn geblickt haben, von dem sie aus Prophetenmund solche Worte gehört hatte!

Die Augen Mariens waren stets wache Augen. Sie nahmen gewahr, was um sie vorging. Der zwölfjährige Jesus war verschwunden bei der Heimkehr von der Pilgerfahrt. Die Mutter geriet in Unruhe. Sie geht zurück nach Jerusalem. Ihre Augen spähen nach ihrem Sohn. Und sie forschen nicht umsonst. Sie entdeckt den Knaben am heiligen Ort, im Tempel. Die Augen der Mutter suchen nicht vergebens ihr Kind. Maria ist zu einer Hochzeit eingeladen. Auch ihr Sohn ist anwesend mit seinen

Jüngern. Man ist fröhlich, wie es sich bei einer Hochzeit geziemt. Man plaudert und singt, man isst und trinkt. Die Augen Mariens schauen auf das Brautpaar, die Gäste und die Gastgeber. Sie blicken scharf und zugleich liebend über die versammelte Gesellschaft. Sie sieht, was die anderen nicht sehen. Der Wein, der alle fröhlich macht, geht aus. Eine peinliche Situation für den Gastgeber, das Hochzeitspaar und die Gäste. Und was Maria sieht, das bewegt sie. Dem Mangel muss Abhilfe geschaffen werden. Wein, mehr Wein, neuer Wein muss herbeigeschafft werden. Aber woher und durch wen? Es gibt nur einen, der augenblicklich aus der Verlegenheit helfen kann. Sie geht ihren Sohn an: „Sie haben keinen Wein mehr.“ Das sind die Augen Mariens. Sie sehen die fremde Not. Sie sind aufgeschlossen für die Bedürfnisse der Menschen. Es könnten Leute sagen: Ob einem Brautpaar in einem galiläischen Nest der Wein ausgeht, ist für die Weltgeschichte nicht von Bedeutung. Das stimmt. Aber Maria sieht es und hält es für wert genug, um von ihrem Sohne Hilfe zu erwarten.

Maria begleitete zweifellos das öffentliche Wirken ihres Sohnes. Wenn sie auch nicht in seiner ständigen Gefolgschaft war, so erfuhr sie doch von seiner Predigt und seinen Machttaten. Als Jesus aus Jericho herauszog, schritt er an zwei Blinden vorbei. Als sie hörten, Jesus komme vorüber, schrien sie laut: „Erbarme dich unser, Sohn Davids.“ Jesus blieb stehen und sprach sie an: „Was wollt ihr, dass ich euch tun soll?“ Sie antworteten: „Herr, dass sich unsere Augen auftun.“ Voll Erbarmen berührte Jesus ihre Augen. Da konnten sie auf der Stelle sehen und folgten ihm. Maria wird für die Wunder, die Jesus an Blinden wirkte, ein besonderes Auge gehabt haben. Denn sie wusste aus der Heiligen Schrift, dass Heilungen von Blinden das Kennzeichen der messianischen Zeit sein sollten. Und jetzt geschahen sie. Durch ihren Sohn.

O die Augen Mariens! Sie haben viel gesehen, viel Seelenleid und Seelenfreude in der Zeit, da Jesus in Palästina wirkte. Es blieb ihr nicht erspart, ihn im Elend zu sehen. Als ihr Sohn Todesangst litt am Ölberg, als seinen liebsten Jüngern die Augen zufielen und sie ihn allein wachen ließen, da kam über ihr Auge gewiss kein Schlaf, da schaute sie angstvoll aus nach ihrem Sohne und seiner Qual. Wir dürfen annehmen, dass sie dem Zug folgte, in dem ihr Sohn durch Jerusalems Straßen zur Stätte der Hinrichtung geführt wurde. Ja, sie wird ihren Sohn nicht aus den Augen gelassen haben. Und dann war man am Ziel. Maria stand auf dem Hügel Golgotha. Über ihr der bleiche Leib ihres Sohnes. Ihre Augen beobachteten angstvoll jedes leise Zittern, das durch seine Glieder ging, und jedes Zucken seiner Züge im Todeskampf, und ihre Augen schauten tiefer hinein und sahen einen Ozean von Schmerz in seiner Seele; sahen in jenen fürchterlichen Stunden, was nie ein Mensch seitdem gesehen, so dass wir sie darob heute noch preisen als die siebenfach gebenedeite Schmerzensmutter. Ein Prophet in alten Zeiten hatte ihren Schmerz geschaut und angekündigt: „Bitterlich muss ich weinen, mein Auge schwimmt in Tränen.“ Wie viele Tränen mögen aus diesen Augen geströmt sein? Zu ihr fliehen die Bedrängten dieser Erde. Das Gretchen in Goethes „Faust“ fleht vor dem Bild der schmerzhaften Mutter: „Ach neige, du Schmerzensreiche, dein Antlitz gnädig meiner Not. Das Schwert im Herzen, mit tausend Schmerzen, blickt auf zu deines Sohnes Tod.“ Sie weiß, die Augen Mariens, die das qualvolle Sterben ihres geliebten Sohnes ansehen mussten, wenden sich allen zu, die sie in ihrer Not anrufen. Die Christenheit vertraut auf die Augen Mariens. Sie fleht zu ihr: „Wende deine barmherzigen Augen zu uns, und nach diesem Elend zeige uns Jesus, die gebenedeite Frucht deines Leibes.“

Aber wie ist es mit uns? Mit unseren Augen? „Wir aber, wir tappen nach der Wand wie Blinde, und wie die, die keine Augen haben, tasten wir.“ Sehen können! Man muss es lernen, langsam, mühsam, aber wir müssen es. Du kommst morgens an deine Arbeitsstelle. Schau die Leute an, die dort tätig sind: den Angestellten in vorgerückten Jahren, immer fürchtend, abgebaut zu werden. Die Stenotypistin, den Lehrling – vielleicht fällt es dir auf, dass sie blasser sind als sonst, dass sie sich mühsam aufrecht halten. Kannst du sehen? Und den Lehrer, der vor seiner Kinderschar steht; den Arzt, auf den angstvoll die Blicke aller gerichtet sind, wenn er durch die Station geht; was wird er über meinen Zustand sagen? Sie alle müssen sehen lernen. Und der Vater in seiner Familie, und die Mutter, der es auffällt: mein Kind ist nicht wie sonst, in seiner Seele ist etwas nicht in Ordnung. Sehen lernen! In mancher Familie hat die Mutter monatelang den Keim des Siechtums, und niemand hat es gemerkt. Meine Christen! Ich habe heute nicht viel von euch verlangt, keine großen Almosen, keine materiellen Opfer, nur, dass ihr die Augen öffnet und sehen lernt. Kann man weniger verlangen?

Über die Straße einer großen Stadt ging ein Blinder. Es war der Dichter Gottlieb Konrad Pfeffel. Da stieß er an einen Vorübergehenden an. Entrüstet holte dieser aus und gab dem Blinden eine schallende Ohrfeige. Vom Antlitz des Blinden wich nicht der Glanz einer tiefen Röte, aber seine dünnen Lippen begannen zu lächeln: „Ach, mein Herr“, sagte er leise, „wie betrübt werden Sie sein, wenn Sie hören, dass ich blind bin!“ Wie betrübt werden Sie sein! Gleich der Blick in die Seele seines Beleidigers. Wer war der Blinde? Der mit den erloschenen Augen? Nein, sondern der, der ihn geschlagen. Wir würden oft nicht zum Schlage ausholen, wenn wir in der Seele des anderen lesen könnten. Wir würden oft ein böses Wort unterlassen, wenn wir uns die Zeit nähmen, uns mit dem anderen zusammenzusetzen und ihm ins Auge zu schauen. Meine Lieben, alle karitativen und sozialen Bestrebungen, so schön sie sind, sind umsonst, wenn wir nicht endlich dazu kommen, verstehend in die Seele der anderen hineinzusehen. Manches Mal, wenn man so recht erbost ist über jemand, sagt man sich in einer stillen Stunde darauf, ob ich nicht ebenso gehandelt hätte wie jener Mensch, wenn ich in seiner Lage wäre.

Ein Kind verrichtete das Nachtgebet leise. Die Mutter fragte sie: „Kind, was betest du? Warum sprichst du nicht laut?“ Das Kind antwortete schluchzend: „Ich bete: Lieber Gott, schütze den Blinden und auch das Hündlein, das ihn führt.“ Sie hatte einen Blinden gesehen, der sich von seinem Hund führen ließ. Aber sie hatte ihn nicht nur erblickt, sondern auch verstanden. Maria sitzt auf ihrem Thron. Mit beiden Händen umschlingt sie das Gotteskind. „Mein ist das Kindlein für alle Ewigkeit!“ Und ihre Augen schauen uns an, forschend und wissend. Maria, Gottesmutter! Gib uns Augen, zu sehen, wie du geschaut hast, und gib uns ein Herz, zu verstehen, wie du verstanden hast.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Die Presse und unser Glaube

31.01.2021

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Zeitungen sind in regelmäßigen Abständen erscheinende Publikationen, die durch Aktualität, Universalität (inhaltliche Vielfalt) und Publizität (Zugänglichkeit für jedermann) gekennzeichnet sind. Zeitungen dienen der Information, der Meinungsbildung und der Unterhaltung. Indem Zeitungen in Angelegenheiten von öffentlichem Interesse Nachrichten beschaffen und verbreiten und Kritik üben, dienen sie auch als Kontrollorgan z.B. von Regierung, Parlament, Parteien und Verwaltung. Die Presse war das erste Medium, das Informationen, Meinungen, Belehrung und Unterhaltung an eine prinzipiell unbegrenzte Öffentlichkeit vermitteln konnte. Durch die Presse bekam der Einfluss von Medien auf die öffentliche Meinung, auf die politische Willensbildung, auf die Integration und das Selbstverständnis von Gruppen und Gesamtgesellschaft, auf die Verbreitung innovativer und revolutionärer Ideen eine neue Qualität. Zeitungen finanzieren sich zum einen aus dem Verkaufserlös, zum weitaus größeren Teil aber aus dem Anzeigen- und Beilagenverkauf. Die Gesamtauflage deutscher Zeitungen beträgt etwa 32 Millionen Exemplare. Tageszeitungen erreichen in Deutschland 79% der Gesamtbevölkerung. Die tägliche Zeitungsnutzdauer beträgt etwa 31 Minuten. Die Statistik liefert nur Durchschnittswerte. Die Wirklichkeit des Einzelnen sieht anders aus. Eine Nachbarin erzählte mir: „Mein Mann liest die Zeitung von vorn bis hinten und von hinten bis vorn.“ Die Reichweite, welche eine Zeitung anstrebt, ist verschieden. Es gibt Blätter, die überwiegend lokal oder regional ausgerichtet sind, und andere, die hauptsächlich ein ganzes Land und darüber hinaus die Erde im Auge haben. Medien sind geschäftliche Unternehmen. Sie suchen Abonnenten und Käufer. Sie geben ihren Kunden, was diese angeblich wollen, und verdienen damit Geld. Jeder Redaktionsvolontär lernt bereits in der ersten Ausbildungswoche den Grundsatz: Schlechte Nachrichten sind gute Nachrichten. Sie bringen Aufmerksamkeit, sie sind Erfolgsgaranten.

Man teilt die Zeitungen und Zeitschriften in die säkulare, weltliche und in die religiöse, die Kirchenpresse. Jede Zeitung hat eine bestimmte Ausrichtung, verfolgt eine bestimmte Absicht, besitzt eine eigene Linie. Die Tendenz, mit der dies geschieht, zeigt sich einmal in der Auswahl und Formulierung der Meldungen, zum anderen in der Kommentierung und Beurteilung derselben, schließlich auch an der Stelle in der Zeitung, wo etwas untergebracht wird und welcher Umfang ihnen zugewilligt wird. Der Einfluss der Presse auf die Meinungsbildung der Bevölkerung ist außerordentlich stark. Es ist nicht gleichgültig, welche Tageszeitung jemand konsumiert. Er wird unweigerlich von der Stimmung, der Richtung, der Tendenz derselben beeinflusst. Selbst die gebildete Schicht unter der Bevölkerung ist fast kritiklos dem ausgeliefert, was sie in ihrer Presse liest. Ein englischer Geistlicher tat den Ausspruch: „Wenn in England die Bibel etwas behauptete und die ‚Times‘ sagte das Gegenteil, würden von 510 Personen 500 der Zeitung ‚Times‘ Glauben schenken.“ Häufig kann man in Gesprächen die Bemerkung hören: „Es hat ja in der Zeitung gestanden.“ Damit ist für viele Menschen die Sache klar und die Tatsächlichkeit der Behauptung gesichert.

Die weltliche Presse befasst sich gewöhnlich auch mit religiösen und kirchlichen Gegenständen. Sie geht auf amtliche Verlautbarungen und Feste ein, behandelt Personalfragen und zeigt eine Vorliebe

für Verfehlungen von Kirchengliedern. Dabei besteht die Taktik der Berichterstattung gewöhnlich darin, die lokalen kirchlichen Verhältnisse schonend bis wohlwollend zu behandeln, aber die überörtlichen und übergreifenden Aktivitäten der Kirche um so kritischer zu beurteilen. In jedem Falle weiß sich die weltliche Presse nicht der katholischen Wahrheit verpflichtet. Sie stellt weltanschaulich völlig entgegengesetzte Gegenstände nebeneinander, so dass das eine genauso berechtigt ist wie das andere. In dieser Presse werden Ehe und bloßes Zusammenleben, die geschlechtsverschiedene Verbindung zwischen Mann und Frau und die Beziehung zwischen Schwulen kommentarlos parallelisiert. Diese Presse sieht in der Erwartung des Todes nach Gottes Willen und in der Selbsttötung zwei gleichberechtigte Weisen, mit dem Ende des irdischen Lebens umzugehen. So wird das sittliche Urteil der Leser getrübt und verfälscht.

Die Kirche war früher in der säkularen Presse mit manchen Organen vertreten. Vor 1933 konnte sie sich regelmäßig auf die zahlreichen Zeitungen stützen, die von der Deutschen Zentrumspartei herausgegeben wurden oder ihr nahestanden. So verstanden, zählte Deutschland 1933 375 katholische Zeitungen mit 2,6 Millionen Abonnenten. Das nationalsozialistische Regime hat sie ausnahmslos vernichtet. Eine Auferstehung dieser Blätter hat nicht stattgefunden. Es existiert keine katholische Tageszeitung mehr. Nach dem Kriege hat die Kirche Anstrengungen unternommen, um auch in der weltlichen Presse präsent zu sein. Sie hat Blätter subventioniert, die Religion und Kirche freundlich gegenüberstanden. Ich erinnere an den „Rheinischen Merkur“. Die Bischöfe haben ihn inzwischen fallen gelassen und zu einem Anhängsel der durchweg kirchenunfreundlichen „Zeit“ gemacht.

An die weltliche Presse wären vom katholischen Standpunkt aus viele Fragen zu richten und manche Ausstellungen zu erheben. Was bei der heutigen deutschen Presse zuerst auffällt, ist die Gleichgerichtetheit in den meisten Fragen. Sie hat einige wenige Wortführer, viele Mitläufer, manche Chronisten, kaum Skeptiker. Dazu kommt die Ächtung von Nonkonformisten. Die Wächterfunktion ist eine öffentliche Aufgabe der Medien. Sie entfällt fast gänzlich wegen des Konformismus. Die Masse der Journalisten folgt der Regierungschefin, die ihre Politik als alternativlos erklärt, statt ihr Wächter- und Kontrollamt auszuüben. Propagierte Alternativlosigkeit ist der Weg, der in die gesellschaftliche Unfreiheit führt. Von der sogenannten öffentlichen Meinung geht ein Konformitätsdruck aus. Politiker wie Konrad Adenauer und Franz Josef Strauß sahen sich einem erbarmungslosen Journalismus ausgesetzt. Frau Merkel lässt man in Ruhe, weil sie mit ihrer Politik immer weiter nach links gerutscht ist. Die größte Gefahr für die Pressefreiheit kommt von innen her, aus dem Hang zum Konformismus und zur Hörigkeit gegenüber dem Zeitgeist. Die Vielfalt der Presse nutzt nichts für die Wahrheitsfindung, wenn alle von Flensburg bis Garmisch dasselbe schreiben und dasselbe auslassen. Die zweite Beobachtung: Die gesamte Presse ist nach links gerückt. Auf allen Bastionen wurde unter dem Namen Political Correctness die linke Meinungsdiktatur eröffnet. Dem linken Mainstream ist es gelungen, konservatives Denken als rechts, intolerant oder vormodern zu brandmarken und so beinahe vollständig zu ächten. Was heißt „links“ und wer steht „links“? Der linke Mainstream negiert die Grundlagen des christlichen Glaubens. Glaube und Religion, so wird gesagt, vermöchten keine Formel für das Weltgeschehen und keine Methode für die Erfassung und Bewältigung der Wirklichkeit anzubieten. Die Folge dieser Einstellung ist einmal: Wer seine Überzeugung auf der Grundlage des christlichen Glaubens vertritt, wird als Fundamentalist oder gar als Rechtsradikaler diffamiert. Der Linkstrend der Presse höhlt sodann die Religion aus. Der Linkstrend trägt dazu bei, dass die Seelsorge zur Psychotherapie, die Mission zur Entwicklungshilfe, die Caritas zur Sozialarbeit, der Gottesdienst zur Folklore wird. Die linke Publizistik will die Familie als Ort der Erzeugung von Unterschieden abschaffen, die Autorität (als Machtmissbrauch diffamiert) schleifen, die Sexualität entfesseln. Diese Presse hat die Gender-Ideologie, welche die geschlechtliche Identität des Menschen zur freien Wahl stellt, verbreitet und hoffähig gemacht. Für diese Presse ist die Freigabe der Abtreibung, kaschiert als Recht der Selbstbestimmung der Frau, nur noch eine Frage der Zeit.

Die dritte Beobachtung der deutschen Presse zeigt: Die säkulare Presse ist voreingenommen gegenüber den Religionsgemeinschaften. Die katholische Kirche wird eindeutig schlechter behandelt als andere vergleichbare Großorganisationen. Die evangelische Kirche kommt besser weg, weil sie sich dem gesellschaftlichen Mainstream angepasst hat. Die katholische Kirche ist bei ethischen Themen ein

Fels in der Brandung, der oft dem Mainstream entgegensteht. Das gefällt den meisten Journalisten nicht.

Die vierte Beobachtung bezieht sich auf die Tendenz der Berichterstattung. Innerhalb der kirchlichen Erscheinungen gilt die Vorliebe der säkularen Presse eindeutig jenen, welche gegen Lehre und Dogma, gegen Ordnung und Disziplin der Kirche Stellung beziehen. Ein Autor schreibt richtig: „Attraktiv an der Kirche sind nur die Rebellen, am liebsten exkommunizierte und suspendierte Irrlehrer“ (Berger, Widerworte 59). Wann immer der Heilige Stuhl ein unbequemes Dokument herausgibt, um eine bestimmte Frage zu klären, steuern die meisten deutschen Zeitungen einen ablehnenden oder nörgelnden Kommentar bei. Sie unterstützen den Anpassungskurs der meisten Bischöfe an die sogenannte Moderne, der den Niedergang der Kirche nicht aufgehalten, sondern beschleunigt hat. Wenn Vertreter der Kirche reden, wie die Welt redet, bekommen sie Beifall. Jeder Theologe, der sich gegen Lehre und Ordnung der Kirche ausspricht, kann auf Unterstützung und Förderung durch die Presse rechnen. Gläubige und kirchentreue Theologen kommen entweder nicht zu Wort oder werden (z.B. durch Kommentare und Leserbriefe) ins Abseits gestellt, als ultrakonservativ, reaktionär, überholt ausgegeben.

Die weltliche Presse macht Feinde und Gegner aus. Gegen sie werden unaufhörlich Vorkommnisse und Unterstellungen vorgebracht, die geeignet sind, ihr Bild in der Öffentlichkeit zu trüben und ihr Ansehen zu untergraben. Die skandalisierten Vorfälle wirken auch dann, wenn sie sich als falsch herausstellen. Wenn die Skandalisierungswelle volle Fahrt aufgenommen hat, ist aufklärender Widerstand in der Regel aussichtslos. Der Druck der massierten öffentlichen Angriffe wird so stark, dass die Opfer ihm nicht gewachsen sind. Ein rühriger katholischer Bischof, der sich durch ungebrochene Verkündigung der vollständigen kirchlichen Glaubens- und Sittenlehre missliebig gemacht hat, wird als Trinker hingestellt, wenn er gern mal eine Flasche Bier trinkt. Der Ausburger Walter Mixa verlor seinen Bischofsstuhl infolge publizistischer Angriffe. Der Limburger Bischof Tebartz van Elst wurde durch die Medien aus seinem Amt gejagt. Die Wirkung der religionsfeindlichen Presse ist gewaltig. Der französische Ministerpräsident Combes erklärte, der katholischen Kirche in Frankreich seien drei Viertel ihrer Anhänger durch die Presse abwendig gemacht worden. Die Entchristlichung der Massen und die Abfallbewegungen sind zum großen Teil das Werk der Presse. Nicht selten sind Christen in einer verzwickten Lage, wenn sie an ihrem Wohnsitz auf eine und die einzige Zeitung angewiesen sind. Auf das Abonnement derselben können sie aus mehreren Gründen nicht verzichten. Aber sie müssen das Blatt auch dann ertragen, wenn seine Linie von der eigenen Überzeugung abweicht.

Die Tendenz oder die Richtung einer Zeitung wird von dem Herausgeber und von den Journalisten bestimmt. Die Verleger der privatwirtschaftlichen Presse haben als Eigentümer das Recht, die grundsätzliche politische oder weltanschauliche Ausrichtung ihres Blattes zu bestimmen. Die Tätigkeit der Journalisten ist das Sammeln, Prüfen, Auswählen, Bearbeiten, Berichten, Analysieren und Disponieren. Journalisten können weitgehend autonom bestimmen, wie über einzelne Themen berichtet wird. Der Journalist unserer Tage sucht das Exzentrische, das außerhalb der Norm liegende, den Skandal. Und gibt es gerade keinen, dann schafft er sich einen. Das gehört zu den Spielregeln der modernen Empörungsgesellschaft. Übertreibungen werden von den meisten Journalisten als vertretbar bezeichnet. Der Philosoph Peter Sloterdijk sieht den Zustand des Journalismus in einem Zustand der „Verwahrlosung“.

Deutschlands Journalisten ticken links. Etwa 90 Prozent bezeichnen sich selbst als linksstehend. Links wird gleichgesetzt mit liberal, fortschrittlich, tolerant. Besser gesagt: Sie halten sich an den Zeitgeist. Der Zeitgeist ist materialistisch, konsumorientiert, kirchenfremd. Sie haben die Befürchtung, die positive oder gar wohlwollende Darstellung katholischen Wesens könnte Teilen ihrer Leserschaft missfallen oder zum Ärgernis gereichen.

Wer durch Schreiben an die Öffentlichkeit tritt, sollte dem Gegenstand gewachsen sein, über den er schreibt. Bei Themen wie Religion und Transzendenz, Sinnsuche, Glaube und Gott sollte man sich die größte Mühe geben, um sicherzustellen, dass man das, was man kritisiert, nach besten Kräften zu verstehen versucht hat. Doch dieses Erfordernis bleibt häufig unberücksichtigt. Man kann nur staunen, was sich Journalisten alles zu beschreiben und zu beurteilen zutrauen. Die wenigsten Journalisten besitzen ein solides Wissen über die theologischen und kirchlichen Gegenstände, über die

sie schreiben. Sie verbreiten sich über Inhalte, von denen sie selbst nur kümmerliche und lückenhafte Kenntnis haben. Die heiligsten Dinge werden von Schreibern, die davon wenig wissen und selbst keinen Bezug zu ihnen haben, vorgestellt und beschrieben, beanstandet und bemäkelt, verurteilt und angeprangert. Im Zweifel ist das, was man nicht versteht, fundamentalistisch. Woher kommt die Ablehnung, der Hass gegen die katholische Religion und Kirche? Die Verkündigung des katholischen Glaubens stört ihre Feinde. Sie wollen nichts wissen vom dreieinigen Gott, von dem Erlöser Jesus Christus, von der wirklichen Gegenwart des Herrn im Sakrament der Eucharistie. Die Verkündigung der katholischen Sittenlehre stört ihre Feinde. Sie wollen nichts hören von Geboten Gottes, welche die gesamte Menschheit binden und verpflichten, die unveränderlich und bleibend gültig sind. Besonders lästig sind ihnen jene Gebote, welche die Geschlechtlichkeit des Menschen ordnen. Sie sind selbst in Beziehungen oder Verbindungen verstrickt, welche die Kirche aufgrund ihres Glaubens als sittlich unerlaubt bezeichnen muss. Zahlreiche Journalisten gehören Vereinigungen an oder stehen solchen nahe, die den Kampf gegen die katholische Kirche auf ihre Fahne geschrieben haben. Von dem Journalisten Matthias Matussek stammt das Wort: „Wer für Katholizismus eintritt, der begeht öffentlich Selbstmord.“ (pur-magazin 1/2013, S.30)

Die Kirche hat ein Institut zur Förderung publizistischen Nachwuchses gegründet. Hier sollte versucht werden, dem notorischen Mangel an gläubigen Journalisten abzuhelfen. Die Gründung hat ihren Zweck nicht erreicht. Ihr fehlen die gläubigen Mitglieder. Die mit Kirchensteuermitteln ausgebildeten Journalisten sympathisieren am häufigsten mit den Grünen. Nur 14% bezeichnen sich als gläubiges Glied der Kirche. Die Ausrichtung des Instituts zeigte sich in einem spektakulären Fall. Der geistliche Direktor der katholischen Journalistenschule Michael Broch trat zurück, nachdem er behauptet hatte, Papst Benedikt XVI. fahre die Kirche gegen die Wand, die kirchliche Sexualmoral sei antiquiert, der Zölibat müsse auf den Prüfstand, der Klerikalismus verursache die Krise der Kirche und die Bischöfe besäßen eine Art Bunkermentalität.

Katholische Presse umfasst jene Zeitungen und Zeitschriften, die das aktuelle Geschehen vom katholischen Standpunkt zu erfassen und zu kommentieren vorgeben. Kirchenpresse sind jene Zeitungen und Zeitschriften, die sich im Besitz der Hierarchie, einer kirchlichen Gemeinschaft oder Organisation befinden und gegenüber der kirchlichen Autorität und Disziplin bindende Verpflichtungen eingegangen sind. Die Kirche hat Blätter ins Leben gerufen und unterhalten, welche die Zeit im Licht der Ewigkeit beurteilen, die Kirchenzeitungen. Kirchenzeitungen können und müssen Hilfsmittel der Seelsorge sein, der Vorbereitung und der Ergänzung der Seelsorge, der Gemeinschaft der Pfarrangehörigen, der Erfassung der Zugewanderten und der Fernstehenden dienen. Sie tun dies durch Berichte, Belehrung und Anregung. Es gab eine Zeit, in der sich der katholische Christ auf die Kirchenzeitung verlassen konnte. In ihr fand er die Glaubens- und Sittenlehre der Kirche wieder, hier wurde sein Vertrauen zur Ordnung und Disziplin der Kirche gestärkt. Als die Kirche noch gesund war, galten die Kirchenzeitungen als „zweite Kanzel“, „Sprachrohr des Bischofs“ und „Arm der Seelsorge“. Diese Charakterisierung ist als Wort und als Sache verschwunden. Heute verstehen sich Kirchenzeitungen als „Forum“ oder „Dialog“. Weit verbreitet war die „Bildpost“. Das „Echo der Zeit“ zählte zu den am häufigsten zitierten Zeitungen. Die Zeitschrift „Mann in der Zeit“ hatte in der besten Zeit eine Auflage von 720000.

Die Erschütterungen in der Kirche sind an der kirchlichen Presse nicht spurlos vorübergegangen. Die Kirchenbindung von Millionen katholischer Christen ist zurückgegangen. Der Hang zur Unverbindlichkeit in der Glaubens- und Sittenlehre ist gewachsen. Die Leserschaft der Kirchenzeitungen ist überaltert. Die Leserzahlen sinken parallel zu den Zahlen der Kirchenbesucher. Die Kirchenpresse ist nicht mehr imstande, dem Forumsauftrag und dem Dienst an der öffentlichen Meinung in der Kirche nachzukommen. In den Kirchenzeitungen hat sich ein fundamentaler Wandel vollzogen. Die meisten versagen vor ihrer Aufgabe. Sie bauen den Glauben nicht auf, sondern ab. Sie fördern nicht die Kirchlichkeit ihrer Leser, sondern mindern sie. Die Kirchenzeitungen haben einen großen Anteil an der Stimmung der Auflehnung, der Aufsässigkeit und der Revolte, die sich seit Jahrzehnten in unserer Kirche verbreitet. Sie sind „progressiv“, voreingenommen für jede Regung in der Kirche, die lästige oder angeblich nicht zeitgemäße Einrichtungen oder Lehren abgeschafft wissen will. Man spricht sich für das Frauenpriestertum, für die Verbilligung der Geschlechtsmoral, für die Abschaffung der



priesterlichen Enthaltensamkeit aus. Bei ihnen ist folgendes Vorgehen zu beobachten. Zuerst wird die Lehre oder Ordnung der Kirche korrekt dargestellt. Aber daneben oder bald darauf werden, in Zitaten oder in Leserbriefen, abweichende oder gegensätzliche Meinungen abgedruckt. Es ist dem Leser überlassen, für welche Version er sich entscheidet. Die Lehre und die Ordnung der Kirche werden so als vereinbar mit deren Bestreitung oder als zu verwerfen mit deren Ablehnung hingestellt. Es ist den Kirchenzeitungen nicht schwer, Ansichten, die von der Lehre und Ordnung der Kirche abweichen, in ihre Spalten aufzunehmen. Sie brauchen nur jene beamteten, von den Bischöfen mit kirchlicher Sendung ausgestatteten Theologieprofessoren zu zitieren, die Gegenstände der verbindlichen Glaubens- und Sittenlehre, von der Disziplin ganz zu schweigen, zerfetzen und suggerieren, dies sei die Lehre Christi. Davon gibt es mehr als genug. Heute ist es soweit gekommen, dass die Widersacher und Feinde der Kirche sich in der Kirche selbst befinden und sie von innen heraus zu zerstören suchen. In so mancher Redaktion von Kirchenblättern scheinen Kryptoprotestanten und Systemveränderer zu sitzen. Je mehr die Kirchenbindung der Katholiken zurückgeht, umso geringer wird die Zahl der Bezieher von Kirchenzeitungen. Die meisten gläubigen Katholiken haben erkannt, dass sie sich auf die diözesanen Kirchenzeitungen nicht mehr verlassen können. Sie haben sich eigene Zeitschriften geschaffen wie den „Fels“ und das „Theologische“. Dazu kommen die Publikationen der Initiativkreise und der Verbände, die der kirchlichen Tradition verpflichtet sind. Die Wirkung dieser verdienstvollen Publikationen reicht über ihre Abonnenten nicht hinaus. Die Öffentlichkeit erreichen sie nicht. Daneben gibt es noch eine Reihe zahlenmäßig nicht starker Zeitschriften, die zwischen Treue zur Kirche und Konzessionen an den Zeitgeist lavieren.

Der tiefste Grund der Machtlosigkeit und Hilflosigkeit der Katholiken in der Öffentlichkeit und speziell im Pressewesen ist ihr eigener Zustand. Die Entwicklung der Kirche seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil hat die katholische Bevölkerung nachhaltig gespalten. Auf der einen Seite steht die kleine Minderheit gläubiger, kirchen- und papsttreuer Katholiken, auf der anderen Seite die große Mehrheit der mehr oder weniger protestantisierten ehemaligen Katholiken. Die Tatsache lässt keine Hoffnung auf den Aufbau einer starken, einflussreichen katholischen Publizistik zu. Es dürfte unmöglich sein, eine katholische Zeitung ins Leben zu rufen, die von der Mehrheit der katholisch Getauften akzeptiert wird. Angesichts der Verhältnisse, wie sie heute sind, sollten folgende Grundsätze gelten. Erstens: Was den Lesern der Zeitungen vor allem nottut, ist die Unterscheidung der Geister, also Kritikfähigkeit aus dem Glauben. Sie sollten prüfen, was ihnen vorgesetzt wird, um es entweder zu akzeptieren oder zu verwerfen. Ihre Kritik hätten sie den Redaktionen umgehend zu unterbreiten. Zweitens: Die katholischen Leser sollten die Blätter unterstützen und abonnieren, die der Lehre und Ordnung der Kirche treu sind. Es existiert nur eine einzige Wochenzeitung, die sich ohne Abstriche der Lehre und der Ordnung der katholischen Kirche verpflichtet weiß. Sie heißt „Die Tagespost“. Sie räumt den Meldungen und Kommentaren über religiöse und kirchliche Gegenstände ergiebigen Platz ein. Politik und Weltgeschehen, Kultur, Literatur und Geschichte werden angemessen berücksichtigt. Ihr Nachteil ist, dass sie nur einmal in der Woche, Donnerstag, erscheint und so mit ihrer Berichterstattung den Ereignissen nachhinkt. Gläubige Kreise lassen eine Vielzahl von Blättern erscheinen, aus denen Stärkung des Glaubens und Förderung der Frömmigkeit gewonnen werden kann. Ich erwähne aus der großen Zahl die gehaltvollen Monatsschriften „Der Fels“ und „Theologisches“. Empfehlenswert sind auch die Publikationen mancher Initiativkreise. Wir wollen doch unerschütterlich in der heiligen Religion und in unserer geliebten Kirche verharren. Also lassen wir uns nicht durch glaubensfremde und kirchenfeindliche Blätter verbilden und verführen.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Kreuzzüge

07.02.2021

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Eine Taktik der heutigen Feinde der katholischen Kirche besteht darin, den Gläubigen ein schlechtes Gewissen zu machen. Sie warten mit wirklichen oder angeblichen Verfehlungen und Vergehen von Gliedern und Amtsträgern der Kirche auf und knüpfen daran die Folgerung, die Christen müssten sich schämen und hätten keinen Grund, ihres Glaubens froh und auf ihre Kirche stolz zu sein. Ein Beispiel für dieses Vorgehen ist der Umgang mit den Kreuzzügen in das Heilige Land. Es ist üblich geworden, die militärischen Anstrengungen der europäischen Völker zur Befreiung Palästinas mit Schmähungen zu überziehen. Die Kreuzzüge werden als phantastische Verirrung und sinnlose Verschwendung von Gut und Blut Hunderttausender bezeichnet. Wie steht es in Wahrheit um die Kreuzzüge? Die Kreuzzüge waren Defensivunternehmen gegen den fanatischen Ansturm der Heere aus den Wüsten Arabiens. Der Islam, die von Muhammed begründete Mischreligion, war von Anfang an mit Gewalt und Krieg, Eroberung und Unterwerfung verbunden. Dieser Charakter ergibt sich aus dem Koran, den die Muslime als verbindliche göttliche Offenbarung ansehen, der aber bloßes Menschenwerk ist. Muhammed schärfte seinen Anhängern die grundsätzliche und unablässige Bekämpfung der Ungläubigen als Pflicht ein. Ungläubig sind alle, die keine Muslime sind. Mit Eroberungs- und Raubzügen unterwarfen die Muslime innerhalb weniger Jahrzehnte Palästina, Syrien, Ägypten und Persien. Vom 7. bis ins 11. Jahrhundert eroberten sie über die Hälfte der christlichen Gebiete und gingen daran, sie zu islamisieren. Später erfolgten Vorstöße nach Indien, Turkestan, Nordafrika und Spanien. Das Kalifat Bagdad wurde Sitz des islamischen Weltreiches. Im 8. Jahrhundert eroberten sie fast die gesamte iberische Halbinsel und drangen zeitweise bis an die Loire vor. Die Muslime waren die schlimmste Bedrohung, welche die Christenheit je erfahren hat. Durch Bedrückung und Verlockungen verführten sie zahlreiche Christen zum Anschluss an ihre Religion. In vielen Ländern ging das Christentum mit der Zeit völlig unter. 638 besetzten die Muslime Jerusalem. Die dort lebenden Christen erfuhren Bedrängung und Misshandlung. Sie konnten sich nur halten, wenn sie hohe Kopfsteuer zahlten. Ihre religiösen Stätten wurden, die Grabeskirche ausgenommen, zerstört oder in Moscheen verwandelt. Pilger wurden ausgebeutet und versklavt. Sie waren ihres Lebens nicht mehr sicher.

Die Christenheit sah den Greuel der Verwüstung an heiliger Stätte mit tiefem Schmerz. Man sann nach, wie man ihm abhelfen könne. Dazu kamen die Hilferufe der orientalischen Christen. Die byzantinischen Kaiser Michael VII. und Alexander I. Komnenos wandten sich an den Papst und baten um militärischen Beistand. Der Apostolische Stuhl hörte auf die Bitte der verzweifelten Byzantiner. Es entstand der Plan militärischen Eingreifens. Die Päpste haben die Kreuzzugs-idee aufgenommen und die Kreuzzugbewegung mit allen Mitteln gefördert. Sie setzte mit dem Aufruf Papst Urbans II. auf dem Konzil von Clermont im Jahre 1095 ein. Die Päpste haben jahrhundertlang das Ziel, die Christen zu schützen und die heiligen Stätten Palästinas zu befreien, nicht aus den Augen verloren. Von heiligem Eifer bewegt, warben sie bei den Fürsten um den Aufbruch christlicher Heere in das Heilige Land. Ohne ihre unermüdlichen Aufrufe und ohne ihre massive Unterstützung wären die

Kreuzzüge nicht zustande gekommen. Für die Finanzierung der Kreuzzüge war das Papsttum durch den Kreuzzugszehnten von ausschlaggebender Bedeutung. Dazu traten zahlreiche geistliche und rechtliche Maßnahmen. Die Päpste verliehen den Kreuzfahrern Ablässe der Sündenstrafen und schützten ihre Person, ihre Familien und ihren Besitz in der Heimat durch einen Gottesfrieden. Die Päpste waren die hauptsächlichen Förderer der Kreuzzugsbewegung, und dafür gebührt ihnen der Dank der Christenheit.

In erster Linie waren regierende europäische Fürsten gefragt, um christliche Heere in das Heilige Land zu führen. Viele von ihnen sind den Aufrufen der Päpste gefolgt. Aus Deutschland sind die Kaiser Konrad III., Friedrich I. Barbarossa, Heinrich VI. und (mit Einschränkungen) Friedrich II., aus Frankreich Ludwig VII., Philipp II. und Ludwig IX. zu erwähnen. Dazu ist an König Andreas II. von Ungarn, König Jakob I. von Aragon, den norwegischen König Sigurd, den König Bohemund von Tarent, König Richard Löwenherz von England und an zahlreiche Grafen wie jene von Champagne, Blois und Flandern zu erinnern. Alle diese Herrscher sahen es aus christlicher Überzeugung und politischer Überlegung als notwendig an, mit Heeresmacht das Heilige Land von seinen grimmigen Feinden zu befreien. Der militärisch stärkste Teil der Kreuzfahrerheere waren die Ritter; sie beherrschten das Waffenhandwerk. Die Zahl der Teilnehmer am Ersten Kreuzzug betrug wohl etwa 120 000 Personen, unter ihnen vermutlich weniger als 10% Adlige und Ritter. Als Grundherren und als Lehnsherren vermochten sie die von ihnen abhängigen Männer zum Anschluss an die Heere der Kreuzfahrer zu bewegen. Der Lehnsmann schuldet dem Lehnsherren als Gegenleistung für das empfangene Lehen unbezahlten Heeresdienst. In dem agrarisch geprägten Mittelalter waren die Bauern die Masse der Bevölkerung. Soweit sie frei und nicht hörig waren, stellten sich manche von ihnen willig der Kreuzfahrt zur Verfügung. In den Städten, wo das Handwerk zu Hause war, lud man Handwerker ein, sich dem Kreuzzug anzuschließen. Sie waren einem Heer, das zum Kampf ausrückte, unentbehrlich als Schlosser und Schmiede, Stellmacher und Wagner. Insoweit Söldner zur Kreuzfahrt angeworben wurden, ist bisher nicht erforscht worden. Ein Kreuzzug verschlang ungeheure Summen. Ausrüstung, Verpflegung und Unterbringung von Massen bis über 100000 mussten aufgebracht werden. Für die Adligen und Ritter war die Kreuzfahrt ein kostspieliges Unternehmen, das von vielen nur durch Verkauf oder Verpfändung ihrer Güter durchgeführt werden konnte. Die Bauern, die auszogen, das Heilige Land zu befreien, mussten um die Bestellung ihrer Äcker und die Versorgung ihres Viehs besorgt sein. Die Handwerker mochten mit Beklemmung daran denken, was aus ihrer Werkstatt und ihrem Laden in der Zeit ihrer oft mehrjährigen Abwesenheit werden würde. Die Kreuzfahrer setzten für ihren Einsatz erhebliche eigene finanzielle Mittel ein, überließen Haus und Hof ihrer Frau und ihren Kindern, nahmen Strapazen, Gefahren und Entbehrungen auf der 5000 km langen Reise auf sich und rechneten damit, nicht mehr heimzukehren. Die Teilnehmer am Kreuzzug wussten um die Gefahren, denen sie sich aussetzten. Ungezählte Kreuzfahrer verloren ihr Leben durch Krankheiten, Seuchen und das Schwert der Muslime. Der Ehemann der heiligen Elisabeth starb bereits vor der Einschiffung in Brindisi.

Was bewog Hunderttausende dazu, den Marsch oder die Fahrt ins Heilige Land mit ihren Unwägbarkeiten anzutreten? Ihr Glaube und ihre Begeisterung. Die Idee der Kreuzfahrt nach Jerusalem war lange Zeit populär im Volke. Das Schicksal des Heiligen Landes und seiner christlichen Bewohner rief bei den europäischen Christen namenloses Entsetzen und lebhaftes Mitgefühl hervor. Die Gläubigen waren überzeugt, dass die Kreuzzüge der Christenheit von Gott durch den Mund des Papstes befohlen wurden. Der Kampftruf des Ersten Kreuzzugs „Gott will es“ zeigt, dass die Kreuzfahrer davon durchdrungen waren, im Einklang mit den Plänen Gottes für die Welt zu stehen. Die Kreuzfahrer waren von erhebenden Motiven bewegt, sich an dem risikoreichen Unternehmen zu beteiligen. Sie wollten die in ihrer Existenz bedrohten orientalischen Christen schützen. Sie wollten ihre Freiheit, ihre Religion und ihre Kultur gegen die muhammedanische Aggression verteidigen. Sie wollten die Pilgerwege ins Heilige Land offenhalten. Sie wollten die christlichen Stätten in Palästina vor Schändung und Zerstörung bewahren. Sie wollten das christliche Europa vor der Bedrohung durch den Islam schützen. Die religiöse Motivation sah den Kreuzzug als Bußwallfahrt, als Möglichkeit, an einem Unternehmen zur Wiederherstellung des verlorengegangenen Erbes der Herrn teilzunehmen, als Gelegenheit, den bedrängten Mitchristen, vor allem aber Christus selbst einen Dienst der Liebe zu

erweisen. Sie empfanden den Kreuzzug als religiös verdienstvoll und als moralisch verpflichtend. Der heilige Bernhard von Clairvaux hat die Teilnahme am Kreuzzug als von Gott gewährte Chance zum Erwerb des eigenen Seelenheils herausgestellt. Der Kreuzfahrer galt als vor Gott gerechtfertigt, sofern er ausschließlich aus Gottergebenheit am Kreuzzug teilnahm. Die Beteiligung am Kreuzzug hatte die innere Umkehr des Einzelnen zur Voraussetzung, sollte er ein Verdienst vor Gott verschaffen. Der Kreuzfahrer musste die Absicht haben, sich in den Dienst Gottes zu stellen und in der Nachfolge Christi bereit zu sein, das Leben für Gott und den (christlichen) Nächsten einzusetzen. Nur durch diese Intention erwarb er den ihm verheißenen Ablass. Die in der Beichte verhängte Buße konnte durch die Teilnahme am Kreuzzug ersetzt werden. So wurde mancher, der schwere Schuld zu büßen hatte, zum Anschluss an die Kreuzfahrer bewogen. Die teilnehmenden Laien legten ein Gelübde ab. Gelübde sind Gott gemachte Versprechen. Das sichtbare Zeichen des Gelübdes war das auf dem Gewand angeheftete Kreuz. Das Gelübde war rechtsverbindlich und ging bei Nichterfüllung vom Vater auf den Sohn über. Das Kreuzzugsgelübde begründete die besondere Rechtsstellung des Kreuzfahrers und seiner in der Heimat verbliebenen Angehörigen. Sie besagte Rechtsschutz des Besitzes des Kreuzfahrers und seiner Vasallen oder Hörigen während der Abwesenheit, Aufschub bei Lehens- und Hofdienst sowie bei Gerichtsverfahren, Moratorium für die Rückerstattung von Schulden sowie für die Zinszahlung bis zur Heimkehr, Freiheit von Zöllen und Steuern, das Recht, Lehen oder sonst unveräußerliche Besitztümer zu verkaufen oder zu verpfänden.

Ich kann in der Kürze der mir zur Verfügung stehenden Zeit nicht den Verlauf aller Kreuzzugsunternehmungen darstellen. Nur auf zwei will ich kurz eingehen. Der erste Kreuzzug fällt in die Jahre 1096 bis 1099. Das Heer hatte beim Zug durch Kleinasien und Syrien schwere Kämpfe zu bestehen. Es erfocht Siege bei Doryläum (1097) und bei Antiochien (1098). In unsäglichen Mühen und Gefahren verloren viele Tausende ihr Leben. Am 15. Juli 1099 erstürmten die Kreuzfahrer Jerusalem. Die erbitterten Kämpfer übten strenge Vergeltung an der muslimischen Bevölkerung. Fast hundert Jahre später brach Kaiser Friedrich I. Barbarossa mit einem vorzüglich ausgerüsteten Heer von etwa 20000 Kämpfern im Mai 1189 von Regensburg auf. Auf dem Weg durch den Balkan begegneten den Kreuzfahrern die Feindseligkeit der Bulgaren und Griechen. Das Heer gelangte nach Kleinasien und erfocht einen Sieg vor Ikonium (1190). Doch durch Entbehrungen und Überfälle erlitt es schwere Verluste. Der kaiserliche Führer ertrank in dem reißenden Bergstrom Saleph in Cilicien (10. Juni 1190). Das deutsche Unternehmen drohte völlig zu scheitern. Herzog Friedrich von Schwaben, der Sohn des Verstorbenen, brachte nur mehr wenige tausend Mann in das Feldlager vor Akkon (Ptolemais), starb aber selbst anfangs 1191. Akkon konnte nach fast zweijähriger Belagerung unter ungeheuren Opfern genommen werden. Die Heilige Stadt blieb in den Händen der Muslime. Ein Vertrag vom September 1192 gestand den Christen den Besitz eines Streifens an der Küste, freie Wallfahrt nach Jerusalem und einen dreijährigen Waffenstillstand zu – ein dürftiges Ergebnis dieses großartigsten aller Kreuzzüge. Mit der religiösen verband sich die politische Zielsetzung. Zumindest am Anfang hatten viele Kreuzfahrer die Hoffnung, das Heilige Land den Muslimen zu entreißen und der Christenheit und der Kirche zurückzugeben. Sie begründeten in Palästina und in dessen Nachbarschaft vier „Staaten“: Edessa, Antiochia, Jerusalem und Tripolis. Gleichzeitig mit den Staaten wurden zahlreiche Bistümer errichtet. Den Gründungen war keine Zukunft beschieden. Die Kreuzfahrerstaaten – Edessa, Antiochia, Tripolis und Jerusalem – fristeten eine fragile Existenz. Sie litten an Bevölkerungsmangel. Die Kreuzfahrerstaaten krankten auch am Anfang an innerer Zerstrittenheit. Der mit viel Hoffnung begonnene Wiederaufbau eines christlichen Landes kam nicht zustande. Die Kreuzfahrerstaaten konnten sich aus eigener Kraft nicht erhalten. Sie waren von Anfang an auf dauernde Unterstützung von außen angewiesen. Die Schiffe von Genua, Pisa und Venedig waren für den Nachschub unentbehrlich. Die nicht mit dem Apostolischen Stuhl in Verbindung stehenden Griechen waren den Kreuzfahrern entweder feindlich oder nahmen eine zweideutige Stellung ein. Die Griechen und ihre schismatische Kirche konnten sich mit der Existenz katholischer Bistümer nicht abfinden. Sie arbeitete lieber mit den Muslimen als mit vom Papst eingesetzten Bischöfen zusammen. Die Staaten konnten sich nicht halten. Jerusalem war schon 1187 wieder in der Hand der Muslime. Auch die übrigen Staaten fielen dahin. Der äußere Druck durch die Muslime war zu stark. Der

Hauptzweck der Kreuzzüge: die dauernde Wiederaufrichtung der christlichen Herrschaft im Heiligen Land wurde nicht erreicht.

Die Kreuzzüge als europäisch dominierte und vom stetigen Nachschub abhängige Unternehmungen konnten letztlich nicht erfolgreich sein. Dazu hätte es ein permanentes Leben und ein stehendes Heer in Palästina gebraucht. Beides fehlte. Die geistlichen Ritterorden hatten stets Mangel an Personal. Seit dem 13. Jahrhundert war die Solidarität des christlichen Abendlandes im Schwinden. Als der Zweite Kreuzzug (1147/48) mit einem Fiasko endete, geriet die Kreuzzugs-idee in eine Krise. Der hl. Bernhard führte den unglücklichen Ausgang auf das sündhafte Treiben vieler Kreuzfahrer zurück. Die von Amtes wegen betriebenen Kreuzzüge wurden diskreditiert durch private Unternehmungen von Bauern und Rittern. Sie waren zumeist zuchtlos und taten sich durch Verfolgungen der Juden hervor. Volksmassen unter nichtmilitärischen Führern wie dem Eremiten Peter von Amiens brachen voreilig auf und kamen unterwegs um, ohne das Ziel zu erreichen. Spontan-planlose Aufbrüche wie der Kinderkreuzzug von 1212 endeten in Katastrophen. Die Fürsten und die Führer der Kreuzzüge waren sich häufig nicht einig. Ihre Zerstrittenheit arbeitete den Gegnern in die Hände. Die Unbeständigkeit, die Grausamkeit und der Hang zu Abenteuern des englischen Königs Richard Löwenherz schaden fast eben so viel, wie seine persönliche Tapferkeit nützte.

Wiederholt wird berichtet, dass Kreuzfahrer auf ihrem Weg in das Heilige Land sich gegen Juden der Städte, die sie berührten, wandten. Wenn auch das Ausmaß der Pogrome übertrieben wird, sind diese doch schmerzlich und peinlich; sie werden benutzt, um die Kreuzzüge in ein ungünstiges Licht zu rücken. Doch gilt es festzustellen: Die Übergriffe gegen Juden gingen nirgendwo von den Heeren der Kreuzfahrer aus, sondern waren das Werk wilder Haufen oder Einzelner. Die amtliche Kreuzzugswerbung hat sich entschieden gegen Exzesse wie Angriffe auf Juden gewandt. Und noch eines ist festzuhalten: Wenn katholische Christen Grausamkeiten verüben, widersprechen sie ihrem Glauben. Wenn Muslime Grausamkeiten vollbringen, entsprechen sie ihrer Religion. Zusammenfassend ist festzuhalten:

Die Kreuzzüge sind eine glänzende Kundgebung des religiösen Geistes und der kirchlich und kulturell noch ungebrochenen Einheit des Abendlandes. Die kräftigen Offensivstöße der Kreuzzüge bannten die islamische Gefahr für geraume Zeit, brachen die islamische Seeherrschaft auf dem Mittelmeer und sicherten die Befreiung der iberischen Halbinsel von dem islamischen Joch. Die Kreuzzüge haben eine muslimische Invasion Europas verhindert. Die Auswirkungen der Kreuzzüge auf geistigem und wirtschaftlichem Gebiet sind bedeutsam. Die Berührung mit der vielfach überlegenen Kultur der Byzantiner und der Araber wirkte anregend und befruchtend auf die europäischen Länder. Handel und Gewerbe, Technik, Wissenschaft und Kunst nahmen einen beträchtlichen Aufschwung. Die Begegnungen mit fremden Kulturen und die Erfahrung des gemeinsamen Kampfes haben zur Selbstfindung Europas beigetragen. Darum gilt: Wir dürfen es uns nicht gefallen lassen, dass unsere Vorfahren und mit ihnen unsere heilige Kirche in ein Meer von Beschimpfungen getaucht werden, sondern wir müssen der Wahrheit Ehre geben. Es ist eine schäbige Schmähung unserer gläubigen Vorfahren, ihnen für ihre opferreichen Feldzüge unlautere Motive zu unterschieben. Die Kirche hat keinen Anlass, ihren Anteil an den Kreuzzügen zu verbergen.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Die Liebe zu Gott

14.02.2021

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

In der Lesung der heutigen heiligen Messe hat Paulus das Jubellied der Liebe angestimmt: „Wenn ich mit Menschen-, ja mit Engelszungen redete, hätte aber die Liebe nicht, so wäre ich wie ein tönendes Erz und eine klingende Schelle.“ Liebe ist im allgemeinen Hinneigung zu einem als gut erfassten Gegenstand. Sie strebt nach Vereinigung mit dem geliebten Gegenstand. Die Liebe ist entweder Liebe des bloßen Wohlgefallens oder Liebe des Begehrens oder Liebe des Wohlwollens. Der Gegenstand der wohlwollenden Liebe ist eine andere Person. Sie hat das so recht der Liebe eigentümliche Gepräge, sich selber mitzuteilen. Liebe ist die wertbejahende und wertschöpferische Urkraft des wollenden Geistes. Liebe ist die umfassende Fähigkeit, das ursprüngliche Bedürfnis, die stärkste Bildkraft in der Entfaltung der Person und der Gemeinschaften. Die menschliche Person erweitert und wandelt sich in der Liebe und durch die Liebe; sie erreicht ihre Vollständigkeit und Vollkommenheit in der Liebe. Die Liebe ist vielgestaltig und wird in unterschiedlichem Sinne verstanden. Am wichtigsten ist die Unterscheidung von natürlicher und übernatürlicher Liebe. Die übernatürliche Liebe richtet sich auf Gott und auf den Nächsten. Sie geht aus dem Willen hervor, der durch die eingegossene Tugend der Liebe gnadenhaft erhoben ist. Die natürliche Liebe und Freundschaft zwischen Menschen beruht auf der Gemeinsamkeit der Natur. Die Gottesliebe, die wahre Freundschaftslove zwischen Gott und dem Menschen ist, beruht auf der Gemeinsamkeit des Übernatürlichen. Im Übernatürlichen erhebt Gott den Menschen zu sich und beruft ihn zu einer gewissen Teilnahme an der göttlichen Natur, keimartig durch die heiligmachende Gnade, voll entfaltet in der Anschauung Gottes im Himmel. Nur auf Grund der Berufung zu dieser Gemeinschaft kann die übernatürliche Freundschaftslove zu Gott sich aufbauen. Die Liebe zu Gott ist eine göttliche Tugend, weil sie Gott selbst unmittelbar zum Gegenstand hat und alles andere (was sie außer Gott liebt) nur um Gottes willen und in Gott liebt. Gottesliebe ist die höchste und vortrefflichste der drei auf Gott bezogenen Tugenden, ohne die nichts nützt, mit der alles zum Heile dient. Die Liebe zu Gott ist heilsnotwendig. Ohne die zuständige Gottesliebe erwirbt niemand das ewige Heil. Wer aber wahre und vollkommene Gottesliebe setzt, dem wird die Gnade der Rechtfertigung und das Anrecht auf das ewige Heil mitgeteilt.

Die Offenbarung Gottes im Alten Bund legte dem Volk Gottes die Pflicht auf, Gott zu lieben. Im Buch Deuteronomium gebietet Gott: „Höre, Israel, der Herr, unser Gott, ist allein der Herr. Du sollst den Herrn, deinen Gott lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele und mit all deiner Kraft“ (Dt 6,41). Jesus Christus schließt sich dieser Lehre nahtlos an. Ein Schriftgelehrter fragte ihn, welches das erste von allen Geboten sei. Jesus antwortete: „Das erste lautet: Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben mit deinem ganzen Herzen, mit deiner ganzen Seele, mit deinem ganzen Denken und mit deiner ganzen Kraft“ (Mk 12,28). Der unendliche und zugleich personale Höchstwert Gottes begründet die Pflicht der Gottesliebe.

Die Pflicht oder das Gebot der Gottesliebe fordert zunächst, durch inneren Akt der vollkommenen Liebe Gott zu lieben, jedenfalls öfters im Leben. Wer einigermaßen christlich lebt, erfüllt dieses Gebot mehr als pflichtgemäß; andere Pflichten, die ohne die Liebe unerfüllt bleiben würden (z.B. Gebet,

Beicht), bestimmen ihn schon dazu. Wir sollen zuerst und vor allem Gott lieben. Was heißt das? Einen Menschen lieben, seine Eltern, seine Frau, seine Kinder oder einen Freund – darunter kann man sich etwas vorstellen. Aber Gott lieben? Die einzige seinsgerechte Antwort auf einen Wert ist die Wertschätzung, die Anerkennung, die Hochschätzung, die Liebe. Nun ist aber Gott der höchste denkbare Wert, das unendlich vollkommene Gut. Alle irdischen Güter werden von Gott in unendlicher Weise überragt. Was sie an Wert besitzen, ist nur Anteilnahme an Gottes überragendem Wert. Daher gebührt Gott die höchste, intensivste Liebe. Unmittelbarer oder innerer Beweggrund der Liebe zu Gott ist also Gott als das unendlich vollkommene Gut. „Der Grund, Gott zu lieben, ist Gott selbst“, sagt der hl. Bernhard. Gott lieben heißt: an die Stelle unseres selbstsüchtigen Ich Gott setzen; Gott zur Hauptsache unseres Lebens machen, die herzugeben wir um keinen Preis der Welt bereit sind; Gott lieben heißt: stets nach seinem Willen fragen und ihn mit ganzer Kraft zu erfüllen suchen. Eine weitere Pflicht der Gottesliebe besteht darin, dass ihr Fundament, nämlich die übernatürliche Lebensgemeinschaft mit Gott, nicht zerstört wird durch eine schwere Sünde. In diesem Sinne ist das Halten der Gebote die wichtigste Betätigung der Gottesliebe.

Der Mensch kann sich die übernatürliche Liebe zu Gott nicht selbst verschaffen; sie ist ihm unverfügbar. Er muss sie sich verleihen lassen. Und in der Tat: Die Liebe zu Gott wird als freies Geschenk Gottes in die Seele eingegossen. Gemeint ist die übernatürliche Liebe. In der Kraft Gottes vermag der Mensch auch in der Gottesliebe zu wachsen. Zwei Dinge mehren die Liebe zu Gott: die Losschälung des Herzens von den Dingen der Welt und tapferes Aushalten in Widerwärtigkeiten (Thomas v. A.). Es gibt keinen sichereren Aufstieg zur Gottesliebe als die Liebe zum Mitmenschen (Aug.). Die Liebe zu Gott kennt mehrere Stufen oder Stadien. Das erste Stadium der Gottesliebe ist das Wohlgefallen an Gott. Die Vernunft und noch mehr der Glaube lehren uns, dass Gott ein unermesslicher Abgrund jeglicher Vollkommenheit ist. Wenn die Seele ihn bedenkt, wird das Wohlgefallen Gottes in ihr angeregt. Das zweite Stadium der Gottesliebe ist das Wohlwollen gegenüber Gott. Unser Wohlwollen besteht darin, dass wir uns über seine erhabenen Vorzüge freuen und dass wir wünschen, sein Name möge immer mehr gepriesen und sein Wille immer mehr erfüllt werden. Das dritte Stadium der Gottesliebe ist die volle Hingabe an Gott. Erst die werktätige Liebe ist der untrügliche Beweis aufrichtiger Liebe. Das Wohltun gegen Gott besteht darin, dass wir nach Kräften seine äußere Ehre fördern. Wer Gott wahrhaft liebt, darf nichts Geschöpfliches ihm vorziehen oder gleichachten und nichts gegen seinen heiligen Willen gebrauchen und genießen. Im Besonderen dürfen wir keinem Geschöpf uns so zuwenden oder zugetan sein, dass wir dadurch der Freundschaft Gottes verlustig gehen. Die Liebe erhebt sich zu einer noch höheren Stufe, wenn man aus Liebe zu Gott die Widerwärtigkeiten und Betrübnisse liebt, die Gott will oder zulässt. Im Leiden zeigt sich die Liebe am selbstlosesten. Da ist nichts liebenswürdig als der Wille Gottes. Die Liebe zu Gott muss sich selbstverständlich in erster Linie Gott selbst zuwenden. Aber sie beschränkt sich nicht auf Gott. Sie zieht alles in ihren Kreis, was mit Gott durch die übernatürliche Liebe geeint ist oder die Bestimmung hat, mit ihm geeint zu werden.

Die Gottesliebe muss vollkommen sein, d.h. sie muss wohlwollende, nicht begehrende Liebe sein. Vollkommen ist die Liebe, deren innerer Beweggrund Gott und seine unendliche Liebenswürdigkeit ist. Die Liebe muss vollkommen auch ihrem Akte nach sein, das heißt sie muss nicht bloßes Mögen, sondern entschiedener Wille sein, der Gott um seiner selbst willen vor allem anderen den Vorzug gibt und ihm über alles anhängt. Diese Eigenschaft der Liebe zu Gott wird ausgedrückt durch die Worte der Heiligen Schrift, wir sollen Gott lieben „aus ganzer Seele und aus allen Kräften“. Weil Gott allen in Größe und Güte überlegen ist, muss er mehr als alles geliebt werden, soll unserer Liebe eine Verehrung für ihn bedeuten (Aug.). Die Liebe, soweit sie Gottes- und Nächstenliebe umfasst, ist von grundlegender Bedeutung für die Kirche selbst, den mystischen Leib Christi. Durch sie tut Christus, das Haupt, für die Gesamtheit des Liebesbundes genug und erwirbt für sie Güter. Theresia von Avila, die große Liebende, schreibt: „Wenn ihr mich fragt, wie man die Liebe zu Gott erwerben kann, so sage ich: Wenn sich eine Seele entschließt, für Gott zu wirken und zu leiden, und zwar sooft sich eine Gelegenheit dafür bietet“ (The.v.A.).

Nun ist Gott unsichtbar. Er kann mit dem körperlichen Auge nicht gesehen werden. Der Apostel Johannes schreibt: „Niemand hat Gott je geschaut“ (1 Joh 4,12). In seinem ersten Brief an Timotheus spricht Paulus „dem König der Weltzeiten, dem unvergänglichen, unsichtbaren, ewigen Gott“ ewige

Ehre und Herrlichkeit zu. Ist es möglich, den unsichtbaren Gott zu lieben? Der Apostel Petrus sieht darin kein Problem. Er schreibt in seinem ersten Brief: „Ihr liebt Gott, obschon ihr ihn nicht gesehen habt“ (1Petr 1,8). Gott ist unsichtbar. Aber er greift in Natur und Geschichte ein und offenbart sich so der Menschheit. Der Apostel Paulus schreibt: „Das Unsichtbare an ihm ist seit Erschaffung der Welt in den erschaffenen Dingen erkennbar“ (Röm 1,20). Die natürliche Gotteserkenntnis, die von den geschaffenen Wirklichkeiten zu dem ungeschaffenen Gott aufsteigt, zeigt uns, wer und wie Gott ist. Gott ist der Unendliche. Ihm eignet die absolute Vollkommenheit, weil er in jeder nur denkbaren Hinsicht vollkommen ist. Sämtliche Möglichkeiten des Seins sind in ihm verwirklicht, und zwar in höchster Vollendung. Gott verliert dadurch, dass er den Menschen im Pilgerstand unsichtbar bleibt, nicht die Eigenschaft des (unendlich) Seienden und daher zu Liebenden. Wenn man die Heiligkeit und Erhabenheit Gottes bedenkt, seine Ewigkeit und seine Allmacht, wenn man sich erinnert an seine Güte und Barmherzigkeit, an seine Weisheit und Vorsehung, dann muss es möglich sein, ihn nicht nur zu verehren und anzubeten, sondern auch zu schätzen und zu lieben. Wir lieben auch sonst Unsichtbares. Wir lieben die Tugend. Die Tugend bezeichnet die Lebenshaltung, die das sittlich Gute erstrebt und die der Mensch in Freiheit durch permanente Übung erzeugt. Die Tugend ist unsichtbar, gehört dem Reich der Ideen an. Dennoch kann (und soll) man sie lieben. Wir wissen, was Willenskraft ist, und sehnen uns danach, aber wir sehen sie nicht. Wir lieben die Schönheit. Schönheit ist das Leuchten der Form. Es gibt ein geistiges Aufleuchten, ein schauhaftes Umfassen geistiger Gehalte. Es ist möglich, den unsichtbaren Gott zu lieben. Dazu kommt ein weiteres. Gott ist unsichtbar, aber er ist sichtbar geworden in der Menschwerdung. Gott ist unsichtbar, aber Christus ist das Bild des unsichtbaren Gottes (Kol 1,15). Von ihm schreibt der Apostel Johannes in seinem Evangelium: „Wir haben seine Herrlichkeit gesehen, voll der Gnade und Wahrheit“ (Joh 1,14). Und in seinem ersten Brief: „Was von Anfang an war, was wir gehört, was wir mit unseren Augen gesehen, was wir geschaut und was unsere Hände berührt haben von dem Worte des Lebens, das bezeugen und verkündigen wir, das ewige Leben, das beim Vater war und uns geoffenbart wurde“ (1 Joh 1,1-2). Für uns gläubige Christen ist die Menschwerdung des Logos eine unüberbietbare Einladung und Aufforderung Gott zu lieben. Wir schauen ihn in der Krippe, am See Genesareth und auf dem Berg der Verklärung. Und wen wir da sehen in seiner Liebenswürdigkeit, das ist der unendliche Gott, der sich herabgelassen hat, aus der Unsichtbarkeit herauszutreten und sichtbar zu werden. Für uns und um unseres Heiles willen ist er gekommen, um uns aus der Verlorenheit der Sünde und dem Dunkel unserer Laster zu erretten. Wer sollte ihn nicht lieb haben, der alles für uns hingegeben hat, seine Jugend, seinen guten Ruf, sein kostbares Blut? Dieser Jesus hat uns Gott, den Herrn Himmels und der Erde, als seinen und unseren Vater geoffenbart und uns beten gelehrt: Unser Vater im Himmel. Wie sollten wir den himmlischen Vater nicht lieben, ohne den kein Haar von unserem Haupte fällt?

Wesentlich und in ihrem Erlebniskern betrachtet, ist die Liebe eine Willenshaltung. So ist auch die Gottesliebe im Willen des Menschen verankert. Der Wille ist das bewusste, auf ein bestimmtes Ziel gerichtete Streben des Menschen. Davon verschieden sind Gefühle, subjektive Erregungszustände, die mehr oder weniger von Lust oder Unlust begleitet sind. Die Gottesliebe ist willensmäßige Liebe. Etwas anderes ist die gefühlsmäßige Liebe. Sie wird durch das sinnhafte Sehen und Besitzen des geliebten Gegenstandes, der geliebten Person stark angesprochen. Die Liebe strahlt normalerweise in das Gefühlsleben aus, aber doch nicht notwendigerweise; sie ist nicht bloßes Lustgefühl. Die willentliche Höchstwertung Gottes kann bestehen, auch wenn das Gefühl anderen Wertskalen folgt. Die gefühlsmäßige Schätzung entzieht sich dem Einfluss des freien Willens.

Die Gottesliebe zeitigt Wirkungen. Durch die uns geschenkte Liebe zu Gott wird der Wille in seiner tiefsten Wurzel geheiligt und Gott zugewendet. Die Liebe zu Gott befähigt uns und macht uns geneigt, Gott als unser übernatürliches Endziel um seiner selbst willen und uns selbst und den Nächsten um Gottes willen in übernatürlicher Weise zu lieben. Die Liebe zu Gott gibt unseren Handlungen die Richtung auf Gott hin und regt die anderen Tugenden zu ihrer Betätigung an. Nichts ist gebieterischer als die Liebe. Die Bereitwilligkeit, Gottes Willen zu erfüllen, ist ein unzweideutiges Zeichen der Liebe (Thomas v. A.). In der Abschiedsstunde sagt Jesus zu seinen Jüngern: „Wenn ihr mich liebt, so haltet meine Gebote“ (Joh 14,15). „Wer meine Gebote hat und sie hält, der ist es, der mich liebt“ (Joh 14,21). „Wenn einer mich liebt, wird er mein Wort halten... Wer mich nicht liebt, der



hält meine Worte nicht“ (Joh 14,23-24). Der Lieblingsjünger Johannes hat diese Lehre seines Meisters aufgegriffen. In seinem ersten Brief schreibt er: „Wer sein Wort hält, in dem ist wahrhaft die Liebe Gottes vollkommen“ (1 Joh 2,5). „Wer seine Gebote hält, der bleibt in ihm und er in ihm“ (1 Joh 3,24). Der Gehorsam, den wir Gott leisten, kommt aus der Liebe und soll aus ihr kommen. Aber er ist nicht Liebe, sondern Frucht der Liebe. Der Gehorsam, den wir Gott leisten, darf freilich kein unwilliger, verbissener Gehorsam sein, sondern ein williger, dankbarer Gehorsam. Wir schulden Gott Dank, dass wir seine Gebote kennen, dass wir wissen: Wenn wir Gott gehorchen, nimmt unser Leben einen geordneten und heilvollen Verlauf. Die Liebe kennt keine unüberwindbare Schwierigkeit, ist stark wie der Tod und triumphiert in allen Widerwärtigkeiten, Kämpfen und Versuchungen dieses Lebens. „Wir wissen, dass denen, die Gott lieben, alles mitwirkt zum Guten“ (Röm 8,28). Die Liebe hat die Martyrer hervorgebracht, die Jungfrauen gestärkt, den Bekennern Beharrlichkeit verliehen. Die Liebe gibt Kraft, die Welt zu überwinden, die Begierlichkeit des Fleisches zu bändigen, den Reizen dieses Lebens zu widerstehen.

Gott lohnt die Gottesliebe. Sein Lohn ist er selbst. Die Seele, die Gott liebt, sucht keinen anderen Lohn als den Gott ihrer Liebe. Sucht sie einen anderen, so liebt sie diesen und nicht Gott (Bernhard v. Clairvaux). Gott lohnt die ihm entgegengebrachte Liebe. Wer es wagt, die Mauern der Ichsucht zu übersteigen, wer es wagt, sich selbst an die zweite oder dritte Stelle zu setzen, der erfährt das Paradoxe der Liebe. Man wird reicher, wenn man sich verschenkt. Wer selbstüchtig sich verschließt, wenn Hände gierig nach allem greifen, um es an sich zu reißen, der bleibt einsam und arm. Die Verbindung der Seele mit Gott durch die Liebe ist die Quelle heiliger Freude und wahren Friedens. Die gottliebende Seele freut sich über die Herrlichkeit Gottes, und es ist eine ungetrübte Freude, da Gott als das unendlich vollkommene Gut in seiner Herrlichkeit unveränderlich bleibt. Das ist jene Freude, zu welcher der Apostel uns auffordert, wenn er sagt: „Freuet euch im Herrn allezeit; abermals sage ich, freuet euch!“ (Phil 4,4). Die Liebe bringt beseligenden Frieden. Indem die Liebe alles auf Gott bezieht, unsere Neigungen und Strebungen, stellt sie deren Einheit und Harmonie her. Der Friede mit Gott verschafft dem Menschen Ruhe und Gefasstheit. Wer im Frieden mit Gott ist, den kann keine äußere Anfechtung mehr in Verwirrung und Erschütterung versetzen. Ich kenne ein Lied, in dem die Liebe zu Gott besungen wird wie in keinem anderen. Ein Lied, in dem die Liebe zu Gott verknüpft ist mit dem Willen, wie es sein soll. Dieses Lied lautet:

Ich will dich lieben, meine Stärke;  
ich will dich lieben, meine Zier.  
Ich will dich lieben mit dem Werke  
und immerwährender Begier.  
Ich will dich lieben, schönstes Licht,  
bis mir das Herz im Tode bricht.  
Ich will dich lieben, meine Krone,  
ich will dich lieben, meinen Gott.  
Ich will dich lieben sonder Lohne,  
auch in der allergrößten Not.  
Ich will dich lieben, schönstes Licht,  
bis mir das Herz im Tode bricht.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Die seligen Geister

21.02.2021

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Die Heilige Schrift spricht vom ersten bis zum letzten Buch immer wieder von Geistwesen und berichtet, wie sie zum Unheil und zum Heil in die Geschichte eingegriffen haben. Die guten Geister haben ihre Treue gegen Gott bewährt und sind deshalb in ihrer Seligkeit bestätigt. Sie streben danach, auch den Menschen zu gleichem Glück zu verhelfen. Auf Gottes Geheiß treten sie mit ihnen in innige Verbindung. Diese Geister verdanken ihren Namen nicht ihrem ersten Beruf, Gott zu verherrlichen, sondern ihrer Aufgabe, den Menschen zu dienen. Sie heißen Engel, das heißt Boten, Boten des Lichtes, Boten des Himmels, Boten Gottes. Die Engel sind in den Dienst nicht einiger auserwählter und besonders edler Menschen, nein, in den Dienst eines jeden Menschen gestellt. Die Offenbarung versichert uns mit klaren Worten: „Gott hat seinen Engeln um deinetwillen geboten, dass die dich beschützen auf allen deinen Wegen; sie werden dich auf den Händen tragen, dass dein Fuß nicht an einen Stein stoße“ (Ps 90,11f.). Auf diese Bibelstelle hat sich sogar der Satan berufen, als er zu Jesus in die Wüste kam, um ihn zu versuchen. Er forderte ihn auf, sich von der Tempelzinne in die Tiefe zu stürzen. Jesus aber verwies ihm das Ansinnen mit der Begründung: „Es steht auch geschrieben, du sollst den Herrn, deinen Gott, nicht versuchen“ (Mt 4,7).

Die Aufgabe, die Gott seinen Engeln gesetzt hat, kann also gewiss nicht darin bestehen, uns jede Unbesonnenheit, jeden Leichtsinns, jeden Mutwillen, jede Vermessenheit zu gestatten. Was in des Menschen Macht liegt, sich vor Gefahren zu schützen, das muss er wahrhaftig selber tun, wenn er den Beistand des Engels verdienen will in all den Fällen, in denen er eine Gefahr nicht sieht oder gar nicht ahnt. Es ist ein Gesetz im Reiche Gottes, dass der Mensch zur Bewältigung seines Lebens auf sich selbst, seine Intelligenz und seine Kraft verwiesen ist. Gott nimmt ihm nicht ab, wozu er selbst befähigt ist. Das alltägliche Wirken der Engel bleibt jedem Menscheauge verborgen wie die Vorsehung Gottes selbst. Es kann keiner sagen und aufzählen, wie vielen Gefahren für Leib und Leben, für Gesundheit und Tugend er schon durch die Wachsamkeit seines heiligen Engels entronnen ist.

Bei den Heiligen war der Glaube an den Schutzengel sehr lebendig. Der heilige Petrus Canisius war auf der Reise nach Rom. Sie führte vom Kloster Ettal nach Tirol, und man ritt durch das Loisachtal, das eine Überschwemmung in einen großen See verwandelt hatte, so dass die Fluten den Reitpferden bis an den Leib reichten. Ein Bauer diente als Führer. Pater Franz begleitete seinen Mitbruder. Plötzlich wurde er gewahr, wie Canisius vom Pferde glitt, da sich sein Fuß in dem Steigbügel unlöslich verfangen hatte. Nichts schien Canisius vor dem Tode des Ertrinkens retten zu können. Ein Umkehren der Gefährten, die vorausgeritten waren, wurde von der reißenden Strömung verhindert. Im letzten Augenblick fand sich ein unbekannter Mann ein, befreite den Fuß, führte Ross und Reiter auf eine höher gelegene Bergwiese, von wo der Ritt ungestört weiterging. Als sich Canisius in der Nähe der glücklich erreichten Herberge erkenntlich zeigen wollte, war der Fremde mit einem Mal verschwunden. Pater Franz, der uns die Geschichte überliefert, bemerkt: „Es muss sein Schutzengel gewesen sein.“ Als Knabe hatte sich der heilige Franz Regis auf freiem Feld im Schatten eines Baumes schlafen gelegt. Plötzlich erhob er sich und ging schlaftrunken, schlafwandelnd weiter des Weges, bis er sich

von einer Hand jählings erfasst und am Weitergehen gehindert fühlte. In diesem Augenblick wurde er voll wach und sah mit Bestürzung, dass er am äußersten Rand eines Felsens stand, der zu einem Fluss steil abfiel. Der nächste Schritt hätte ihm das Verderben gebracht. Verwundert blickte er sich nach seinem Retter um. Er konnte weit und breit keinen Menschen gewahren. Da kam ihm die klare Erkenntnis, wie Wunderbares ihm geschehen war. Er kniete nieder und betete unter Freudentränen: „O heiliger Schutzengel! Gott vergelte dir, was du mir getan hast. Du hast mich geschützt. Gott sei gedankt.“ Man sage nicht, dass nur leichtgläubige Menschen früherer Jahrhunderte solche Erfahrungen gemacht hätten. Der Apostel der Aussätzigen, Pater Damian de Veuster, erzählt aus seiner Jugendzeit: „An einem sehr kalten, nebeligen Tag kehrte ich flußaufwärts heim. Das Eis war schön und glatt. Die Ufer flogen an dem Schlittschuhläufer mit erstaunlicher Schnelligkeit vorüber. Da gähnt vor meinen Füßen ein offener Schlund. Was ich tue, weiß ich selbst nicht. Zum Stehen gekommen, muß ich sehen, daß mein Schlittschuh haarscharf in kurzem Bogen den äußersten Rand des Eises gestreift hat. Noch heute schaudert's mich bei dem bloßen Gedanken. Vor Schreck bebend, warf ich mich auf die Knie, um meinem Schutzengel zu danken.“ Der Afrikaforscher Henry Morton Stanley war tausend Gefahren im Dschungel, auf Flüssen und von wilden Tieren entgangen. Er versicherte: „Ich glaube an das Dasein von Engeln, die auf die Erde geschickt waren, mir zum Schutz.“

Trotz solcher Bekenntnisse will manchem Menschen vielleicht das zweifelnde oder mitleidige Lächeln nicht von den Zügen verschwinden. Er fragt sich: Wenn es einen Schutz durch Engel gibt, wie läßt sich die Unzahl der Unglücksfälle erklären? Was bedeuten einige auffallende Errettungen gegenüber der Unsumme der Opfer des Verkehrs, der Berufsarbeit, der Verbrechen? Wo bleiben die Engel, die wir so oft brauchen? Ich gebe darauf zwei Antworten. Erstens. Die Engel bleiben aus, weil sie nicht gerufen werden. Den Menschen in ihrer schwachen Gläubigkeit oder ihrem völligen Unglauben scheinen andere Mächte eher zur Hilfe nahe als die Engel Gottes. Nur wo der Glaube an Gott, der Berge versetzen kann, lebendig ist, wo das kindliche Vertrauen auf die ewige Vorsehung, ohne deren Willen kein Sperling vom Dache fällt, sich unbegrenzt erweist, dort ist auch die Bereitschaft vorhanden, sich helfen zu lassen, Hilfe zu erwarten und zu erbitten und überhaupt zu erkennen. Der Vater eines besessenen Knaben brachte seinen Sohn zu Jesus. Der stumme Geist zerrte ihn hin und her, er schäumt und knirschte mit den Zähnen, dann lag er starr da. Der Vater sagte zu Jesus: Wenn du etwas vermagst, dann habe Mitleid mit uns und hilf uns. Jesus antwortete ihm: Alles ist dem möglich, der glaubt. Da rief der Vater des Knaben unter Tränen aus: Ich glaube, hilf meinem Unglauben. Jesus sagte dem unreinen Geist: Ich befehle dir, fahre von ihm aus. Da schrie er, schüttelte ihn heftig und fuhr aus. Zweitens. Nehmen wir einmal an, es gäbe den Automatismus: Der Mensch begibt sich in Gefahr und Not, und die Engel stehen bereit, ihn daraus zu erretten, jedes Mal und ohne Rücksicht auf die Verantwortung und die geistige Verfassung des Menschen. Was wäre die Folge eines solchen Mechanismus? Die Menschen würden sich unbedenklich und mutwillig in die größten Gefahren begeben, weil sie die Gewissheit hätten, die Engel holen sie aus ihnen heraus. Die Engel würden zu Bediensteten des Übermuts und der Vermessenheit der Menschen gemacht. Das ist mit ihrer Würde und ihrer Aufgabe unvereinbar. Gott läßt sich nicht zwingen, aber er läßt auch seine Boten nicht zwingen.

Die Engel sind Diener Gottes und seine Boten an uns. Selten und nur in außerordentlichen Fällen setzt Gott sie ein, um dem Lauf der Welt oder dem Verlauf eines Menschenlebens eine entscheidende Wendung zu geben. Dies geschieht nach seiner unergründlichen Weisheit und seiner weisen Vorsehung. Immerfort jedoch sind sie tätig im Dienst des Reiches Gottes. Soviel bedeutungsvoller das Heil der Seele als das Wohl des Leibes ist, soviel mehr mühen sich die Engel um unser Seelenheil als um unser leibliches Wohlergehen. In Gottes Augen und damit auch im Urteil seiner Engel ist es ein geringeres Unglück, wenn ein Kind in einen Abgrund stürzt, an dessen Rand es gespielt hatte, als wenn es in den Abgrund der Todsünde gefallen ist und sein eigenes Unglück nicht einsieht. Äußeres Missgeschick kann der Seele oft zum Heil und Gewinn werden. Manchmal erkennt der Mensch im Rückblick auf einen Abschnitt seines Lebens, den er bisher als ärgste Heimsuchung betrachtet hatte, dass er eine Quelle des Segens war.

Der Schutzengel ist unser unentbehrlicher Freund und Wohltäter. Die Heilige Schrift mahnt uns: „Du aber habe acht auf ihn und lausche auf seine Stimme und meine nicht, ihn verschmähen zu

dürfen“ (Ex 23,21). Wenn wir den Schutzengel fragen könnten, wie wir ihn am besten zu ehren vermögen, würde er sicherlich antworten: Indem du auf meine Ermahnungen hörst und meine Warnungen nicht in den Wind schlägst. Oft und oft spricht er leise, aber doch vernehmlich zu dir: Fliehe die Gefahr! Lass dich nicht verführen! Halte dich im Zügel! Vergilt nicht Böses mit Bösem! Sondern überwinde das Böse durch das Gute! O meine Freunde, vertrauen wir auf Gott und seine Engel. Es sollte unsere selbstverständliche Gewohnheit sein, jeden Morgen und jeden Abend das Gebet und den Schutz des heiligen Engels zu erbitten und ihm zu danken. Engel Gottes, mein Beschützer, dem die Vaterliebe Gottes mich anvertraut hat, erleuchte, beschütze, regiere und lenke mich.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Das Wohlgefallen Gottes

28.02.2021

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Der Direktor der Oberschule, die ich besuchte, schrieb manchmal unter das Zeugnis meines Bruders: „Gern gelesen.“ Es hatte ihm gefallen. Das Gefallen oder das Wohlgefallen besagt das Einverständnis und die Zufriedenheit mit einem anderen, mit seinem Verhalten, mit seiner Arbeit, mit seinen Leistungen. Der höchste Richter über das Verhalten der Menschen ist Gott. Ihm zu gefallen muss das Ziel des irdischen Lebens sein. Die Seher des Alten Bundes durften einen künftigen Retter verkünden, auf dem Gottes Wohlgefallen ruht. Der Prophet Isaias verhiess im Auftrag Gottes: „Siehe, mein Knecht, den ich liebe, mein Auserwählter, der mir gefällt. Ich lege auf ihn meinen Geist, die Wahrheit wird er den Völkern verkünden“ (42,1). Was die Weissagung der Propheten vorhersagte, das ist eingetroffen in dem Offenbarer Jesus Christus. Der himmlische Vater hat wiederholt sein Einverständnis, seine Zufriedenheit und seine Freude mit dem menschengewordenen Sohn in aller Öffentlichkeit bekundet. Bei der Taufe im Jordan sprach die himmlische Stimme: „Dieser ist mein geliebter Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe“ (Mt 3,17). Bei der Verklärung auf dem Berge Tabor sprach sie erneut: „Dieser ist mein geliebter Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe. Ihn sollt ihr hören“ (Mt 17,3). Was Jesus gelehrt und offenbart hat, das ist dem himmlischen Vater wohlgefällig (Mt 11,26). Nur weil auf ihm das Wohlgefallen Gottes ruhte, war es ihm möglich, die Wahrheit zu verkünden, Tausende hungriger Menschen zu sättigen und dem Seesturm zu gebieten. Gott war mit ihm. Der Blindgeborene, den Jesus geheilt hatte, sagte es seinen Gegnern ins Gesicht: „Gott erhört Sünder nicht. Wenn aber einer gottesfürchtig ist und seinen Willen tut, den hört er. Wenn der nicht von Gott wäre, könnte er nichts wirken.“ Als unser Erlöser am Kreuze hing, lästerten seine Feinde: „Er hat auf Gott vertraut, der soll ihn jetzt befreien, wenn er ein Wohlgefallen an ihm hat“ (Mt 27,43).

Auch wir sind aufgerufen, das Wohlgefallen Gottes zu erwerben. Womit denn? Der Prophet Jeremias sagt, an wem Gott Wohlgefallen hat: wer so klug ist, zu erkennen, dass er der Herr ist, der Gnade, Recht und Gerechtigkeit übt auf Erden (9,23). Das erste Erfordernis, um das Wohlgefallen Gottes zu erlangen, ist die Erkenntnis Gottes. Der Brief an die Hebräer sagt es mit Begriffen, die wir kennen. „Ohne Glauben ist es unmöglich, Gott zu gefallen“ (Hebr 11,6). „Wer zu Gott kommen will, muss glauben, dass er ist und dass er denen, die ihn suchen, ein Vergelter wird.“ Der Brief an die Hebräer sagt auch, was Glaube ist: „Der Glaube ist die Zuversicht auf das, was man erhofft, die Überzeugung von Dingen, die man nicht sieht“ (11,1). Der Glaube richtet sich auf Zukünftiges und Unsichtbares. Die fundamentale Bedeutung des Glaubens, um Gottes Wohlgefallen zu erringen, kann gar nicht genug hervorgehoben werden in einer Zeit, die dem Streben nach Wahrheit und dem Besitz der Wahrheit weithin gleichgültig gegenübersteht. Der Glaube, durch den der Mensch das Wohlgefallen Gottes erwirbt, hat eine Eigenart: Es ist der Glaube, der durch die Liebe wirksam ist (Gal 5,6), der werktätige Glaube, der sich im Leben der Gläubigen zeigt: Glaube und Liebe gehören untrennbar zusammen. Die Liebe ist das zweite Erfordernis, um Gottes Wohlgefallen zu gewinnen. Die Liebe richtet sich auf Gott und die Menschen. Der christliche Glaube und die christliche Liebe gegenüber Gott schließen die heilige Scheu und Ehrfurcht ein. Die Christgläubigen wissen um den

Abstand und die Distanz von Gott, welche die wahre Liebe fordert. Daher lehrt sie die Kirche, den Namen Gottes sowohl zu fürchten als auch zu lieben. Die Gottesfurcht ist ein weiteres Erfordernis, um Gottes Wohlgefallen zu gewinnen. Die Heilige Schrift sagt es: „Sein Wohlgefallen hat Gott an denen, die ihn fürchten“ (Ps 146,11). Die heilige Gottesfurcht veranlasst den Menschen, Gottes Willen zu tun. Der Mensch erwirbt Gottes Wohlgefallen, wenn er wandelt, wie es ihm gefällt (1 Thess 4,1). In seiner Offenbarung mahnt Gott oft die heilige Gottesfurcht an. Er erklärt sie als den Anfang der Weisheit. Weisheit ist nicht ein beliebiges Wissen, sondern das Wissen um das Wesentliche. Gottesfurcht des Menschen und Wohlgefallen Gottes gehören untrennbar zusammen. „Die den Herrn fürchten, forschen danach, was ihm wohlgefällig ist“ (Sir 2,19). Die geordnete Furcht ist eine Stütze für das menschliche Handeln. Sie gibt Klugheit in der Überlegung, ruft nach Hilfe im Bewusstsein der Schwachheit, stählt die Kraft im Kampfe, sichert die Beharrlichkeit. Darum mahnt der Apostel: „Wirket euer Heil in Furcht und Zittern“ (Phil 2,12). Als Salomon sein Amt als König antrat, forderte ihn Gott auf, zu verlangen, was er ihm geben solle. Salomon beehrte ein verständiges Herz, damit er das Volk recht regieren könne und zwischen Gut und Böse zu unterscheiden wisse. Diese Bitte gefiel Gott (3 Kön 3,10). Den Kolossern schreibt Paulus, sie möchten des Herrn würdig zu seinem Wohlgefallen wandeln (1,10). Die Kinder in der Gemeinde fordert er auf, den Eltern in allen Stücken zu folgen, denn das ist wohlgefällig im Herrn (3,20). Die Angestellten und Mitarbeiter ruft Paulus auf, den irdischen Herren Gehorsam zu leisten, „nicht als Augendiener, um Menschen zu gefallen, sondern als Knechte Christi, die den Willen Gottes von Herzen tun und willig dienen, dem Herrn und nicht den Menschen zuliebe“ (Eph 6,7). Zusammenfassend lehrt Paulus: Ein stilles und ruhiges Leben in aller Frömmigkeit und Ehrbarkeit leben ist wohlgefällig vor Gott (1 Tim 2,2). Wer Gottes Gebote hält, und tut, was ihm wohlgefällig ist, darf auf Erhörung seiner Gebete hoffen (1 Joh 3,22). Paulus war ein Liebhaber der gottgeweihten Ehelosigkeit und Enthaltbarkeit. Zur Begründung führt er an: „Der Unverheiratete sorgt sich um die Sache des Herrn, wie er dem Herrn gefalle. Der Verheiratete sorgt sich um die Sache der Welt, wie er der Frau gefalle, und ist geteilt.“ Damit gibt er eine bleibend gültige Begründung für den Ordensstand und das Priestertum der katholischen Kirche. Am Beginn des 19. Jahrhunderts lieferte ein Würzburger Weihbischof einen Kommentar zu dieser Lehre des Apostels Paulus. Er schreibt: „Die Kirche will Diener haben, deren Streben ungeteilt ist, sie will Hirten haben, die großmütig genug sind, sogar ihr Leben für ihre Schafe hinzugeben. Wie könnte sie dies von den Schwachen erwarten, die nicht einmal eine Neigung besiegen können?“

Die Sehnsucht und die Hoffnung auf die Vollendung und das Zusammensein mit dem Herrn Jesus lebten immer im Apostel Paulus. Aber er wusste, dass diese Sehnsucht und diese Hoffnung sich nur erfüllen werden, wenn er sein Bestes darein setzte, ihm wohlgefällig zu sein (2 Kor 5,9). Paulus bemüht oft den Gegensatz von Geist und Fleisch. Geistlich leben heißt sich vom Geiste Gottes führen lassen. Fleischlich leben besagt sich dem Gesetz Gottes entziehen. Von ihnen gilt: „Die im Fleische sind, können Gott nicht gefallen.“ Wir sollen Gott wohlgefällig dienen mit heiliger Scheu und Ehrfurcht. Denn unser Gott ist verzehrendes Feuer (Hebr 12,28f.). Das Schlussgebet der heutigen heiligen Messe bittet um die Gnade, Gott durch wohlgefälligen Wandel würdig zu dienen.

Das Gebet ist die ehrfürchtige, demütige und andächtige Erhebung der Seele zu Gott, um ihn zu verehren und anzubeten, um ihn zu loben und ihm zu danken, um ihn zu bitten und zu ihm zu flehen. Damit unser Gebet Gott wohlgefällig sei, muss es bestimmte Eigenschaften haben. Das Gebet muss vertrauensvoll sein, d.h. auf festem Glauben und zuversichtlicher Hoffnung gründen. Das Gebet muss beharrlich und ausdauernd sein. Das Gebet muss demütig und ergeben sein. Unsere Gebete müssen im Namen Jesu dargebracht werden. Das heißt: in der lebendigen Gemeinschaft mit Christus; in der Gnade, die Christi Erlösungstod uns erworben hat; in seinem Geist, indem wir um das bitten, was uns zum Heile ist. Selbst bei dem heiligsten Tun, zu dem wir als Jünger Jesu berufen sind, bei der Darbringung des heiligen Messopfers müssen wir besorgt sein, dass es Gott gefalle. In der Mitte jeder heiligen Messe wendet sich der Priester mit der Bitte an die Gemeinde: „Betet, Brüder, dass mein und euer Opfer Gott wohlgefalle.“ Am Ende jeder heiligen Messe richtet der Priester die Bitte an Gott: „Heiliger, dreieiniger Gott. Nimm die Huldigung deines Dieners wohlgefällig an. Lass das Opfer, das ich Unwürdiger vor den Augen deiner Majestät dargebracht habe, dir wohlgefällig sein, und gib, dass es mir und allen, für die ich es dargebracht habe, durch dein Erbarmen zur Versöhnung gereiche.“ Die

Opferaltäre im alten Israel rauchten. Aber die Gesinnung der Opfernden stand nicht allezeit im Einklang mit den Opfern. Die Propheten haben daher wiederholt dem Volke Israel zu verstehen gegeben, dass nicht der veräußerlichte Opferdienst im Tempel Gott gefällt, sondern ein gottergebenes Herz. Der Prophet Hoseas verkündet dem Volk das Wort Gottes: „An Frömmigkeit habe ich Wohlgefallen, nicht an Schlachtopfern, an Gotteseerkenntnis mehr als an Brandopfern (6,6). Der Prophet Malachias ruft dem Volke zu: „Kein Wohlgefallen habe ich an euch, und keine Opfer mag ich aus euren Händen (1,10).

Gottes Wohlgefallen kann man vergeblich suchen. Der Apostel Paulus stellt klar: „Die im Fleische leben, können Gott nicht gefallen“ (Röm 8,8). Mit Fleisch sind die sündigen Leidenschaften gemeint, die dem Geist, d.h. Gott widersprechen. Sündig ist das Sich-Ausrichten und Handeln des Menschen nach dem Irdischen statt nach Gott. Der von Gott abgewandte Mensch kann Gott nicht gefallen. Gottes Wohlgefallen kann man verlieren. Die Geschichte des Volkes Israel enthält Beispiele, wie Menschen das Wohlgefallen Gottes verspielen können. Gott hatte das Volk im Zug durch die Wüste mit seinen Hulderweisen geführt und begleitet. Doch weil sie sich seiner Führung widersetzen, Götzen diener wurden und Unzucht trieben, hatte Gott kein Gefallen an ihnen und suchte sie mit furchtbaren Strafen heim (1 Kor 10). Der Gemeinde in Saloniki schreibt Paulus: „Das ist der Wille Gottes, eure Heiligung.“ Unter dem, was ihr entgegensteht, nennt der Apostel an erster Stelle die Unzucht. Unzucht ist der Missbrauch der geschlechtlichen Anlage des Menschen. Diese Verfehlung hat zahlreiche Richtungen.

Eine schlimme Weise, Gott zu missfallen, ist das Bestreben und die Sucht, nicht Gott, sondern Menschen gefallen zu wollen. Wie wird man beliebt unter den Menschen? Indem man ihnen sagt, was sie hören wollen. Indem man ihnen schmeichelt. Indem man sie hofiert. Die Absicht, anderen zu gefallen, verfälscht die Motive und die Absichten des Menschen. Man spricht heute davon, dass Menschen bei anderen „ankommen“ wollen. Das besagt: Ihr Reden oder Tun soll von den Mitmenschen wohlgefällig aufgenommen, mit Zustimmung und Anerkennung bedacht werden. Solange dieses Bestreben mit dem Beruf und der Pflicht, mit Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit vereinbar ist, braucht es nicht beanstandet zu werden. Anders ist es, wenn das Ankommen auf unlautere Weise und mit unlauteren Mitteln zu erreichen versucht wird. Dies ist besonders ausgeprägt bei demokratischen Politikern. Sie müssen sich Wahlen stellen, und sie wollen gewählt werden. So sind sie in der Versuchung, das zu sagen und zu versprechen, was die Wähler anzieht, und das zu unterlassen, was notwendig zu sagen ist, aber unbequem und beschwerlich ist. Wessen politische oder berufliche Existenz von einer Wahl abhängt, ist versucht, die Wähler mit unredlichen Mitteln für sich einzunehmen. Er kann geneigt sein, ihre Interessen und Wünsche zu bedienen und übergeordnete Gesichtspunkte außer Acht zu lassen.

Dieses unredliche Verhalten ist nicht auf die Welt, auf die Politik und das Geschäftsleben beschränkt. Es ist ein Kennzeichen unserer Zeit, dass beauftragte Diener der Kirche nicht Gott, sondern Menschen gefallen wollen. Redner und Prediger erliegen der Gefahr, eingängige Parolen vorzutragen und unbequeme Wahrheiten zu unterschlagen. Es war immer das Kennzeichen der falschen Propheten, dass sie der Menge nach dem Munde reden. Der Prophet Michäas klagt die Eliten seiner Zeit an: „Für Bestechung sprechen Recht ihre Häupter. Ihre Priester lehren um Lohn. Ihre Propheten weissagen um Geld.“ In den Klageliedern heißt es: „Deine Propheten verkündeten die Lüge und Täuschung, deckten nicht auf deine Schuld, dein Schicksal zu wenden“ (Kgl 2,14). Der Herr sprach durch den Propheten Jeremias zum Volk: „Vom Kleinsten bis zum Größten ist alles bedacht nur auf eigenen Vorteil, Propheten wie Priester, alle treiben Betrug. Meines Volkes Zusammenbruch wollen sie heilen, indem sie leichthin ‚Friede! Friede!‘ versichern, wo doch kein Friede ist!“ (8,10). Der Apostel Paulus sieht es als ein grundfalsches Abgehen vom Wege Gottes an, wenn man nicht Gott, sondern Menschen gefallen will. In seinem ersten Brief an die Gemeinde in Saloniki verwahrt er sich gegen die Zumutung, das Evangelium zu verfälschen. „Wir reden“, so schreibt er, „nicht um Menschen zu gefallen, sondern Gott, dem Prüfer unserer Herzen.“ Heftig wehrt er sich gegen den Verdacht, Menschengunst zu erstreben. „Geht es mir jetzt um Menschen oder um Gott? Oder suche ich Menschen zu gefallen? Wenn ich noch Menschen gefallen wollte, wäre ich nicht Christi Knecht“ (Gal 1,10).

Theologieprofessoren und Religionslehrer stehen in der Versuchung, Inhalte des Evangeliums und Lehren der Kirche auszulassen oder zu verfälschen, von denen sie wissen, dass sie mühevoll sind und vielen Hörern und Lesern nicht zusagen. Hier geht es um mehr als um Wählerstimmen. Hier stehen Heil und Unheil der Menschen auf dem Spiel. Die Auslassung, Verkürzung oder Abschwächung von Wahrheiten der Glaubens- und der Sittenlehre ist Verrat am Evangelium. Bischöfe gehen mit schlechtem Beispiel voran. Der Kardinal Brandmüller schrieb an Bischof Bätzing von Limburg: „Sollte es zutreffen, Sie halten Priesterinnen für wünschenswert, dann verstoßen Sie gegen Ihren Eid zur Lehre der Kirche vor der Bischofsweihe.“ Das Feld, auf dem bestellte Diener der Kirche das Wort Gottes mit besonderer Beflissenheit übergehen, verwässern oder verfälschen, ist die geschlechtliche Sittlichkeit. Der Wille Gottes in der Auslegung der Kirche ist eindeutig. Aber er ist auch einschneidend. Er verlangt Beherrschung, Überwindung und Verzicht. Deswegen stößt er auf Widerstand bei vielen Menschen. Statt ihnen Grund und Segen der Gebote Gottes eindringlich darzulegen, maßen sich bestellte Diener der Kirche an, sie abzuschwächen oder als überholt zu bezeichnen. Diesen erregenden Vorgang erleben wir jetzt in Deutschland mit dem unseligen Synodalen Weg. Der Synodale Weg ist ein Unternehmen des Abbruchs. Er ist ersatzlos aufzugeben.

Am Fest der hl. Martyrer Faustinus und Jovita bitten wir um die Hilfe jener, die Gottes Wohlgefallen gewonnen haben. Es sind die vollendeten Menschen des Himmels. Sie lehren uns, wie wir das Wohlgefallen Gottes erlangen. „Die den Herrn fürchten, sind gehorsam seinen Worten, und die ihn lieben, halten seine Wege ein. Die den Herrn fürchten, suchen, was ihm wohlgefällt, und die ihn lieben, halten sein Gesetz (Sir 2,18f.).

Amen.



Prälat Prof. Dr. Georg May

## Gott ist Licht

07.03.2021

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Licht ist das alltägliche, aber vornehmste Element der sinnlichen Wahrnehmung. Licht ist der für das menschliche Auge sichtbare Bereich der elektromagnetischen Strahlung. Licht ist aber auch Symbol für das Heilige, Göttliche, für Heil, Glück, Leben, Rettung. Die alten Ägypter verehrten den Sonnengott Re; er ist Licht, Leben und Sieger über die Finsternis. Licht ist Metapher für das Wissen des wahren Seins. In der Aufklärung steht Licht für Erkenntnis und Wissen.

Die Offenbarung gibt uns die tiefsten Aufschlüsse über das Licht in verschiedener Bedeutung. Das Licht ist das erst Erschaffene. Es ist das vorrangige Ordnungsinstrument in der Hand des Schöpfers. Mit ihm grenzt er die chaotisierende (ungeschaffene) Finsternis ein und stiftet den Wechsel von Tag und Nacht als zeitliche Grundordnung (Gen 1,4). Das Licht dient in vielfältiger Weise als Bild und Gleichnis. Es kann alles illustrieren, was der Glaubende als kostbar, wegweisend, hilfreich und heilsam erkennt, sei es die verlässliche Naturordnung (Gen 1,3ff.), das Gut des menschlichen Lebens (Ps 56,14), das richtungsweisende Wort der Tora (Ps 19,9; 119,15), die Weisheit (Sap 7,22-8,1), die ersehnte Ordnung der neuen Welt (Is 9,1) oder eine Person, die zum Hoffnungsträger wird (Is 42,6; 49,6). Das Licht fungiert sozusagen als Gütesiegel dessen, was Heil bringt. Nicht zuletzt wird es auf Gott bezogen als die eigentliche Instanz des Heils (Ps 27,1; 36,10; 97,11; 104,2; Mich 7,8). Der Evangelist Johannes fasst die Lehre von Gott in dem Satz zusammen: „Dies ist die Botschaft, die wir von ihm vernommen haben und die wir euch verkünden: Gott ist Licht, und keine Finsternis ist in ihm“ (1 Joh 1,5). Gott ist Licht dank seines Wesens, das jede Vollkommenheit in sich schließt. Gott ist Licht dank seiner Offenbarung, die Wahrheit und Wegweisung für die Menschen ist. Zwischen dem geschaffenen und dem ungeschaffenen Licht besteht ein himmelweiter Unterschied. Das irdische Licht, mag es die Sonne oder mögen es von Menschen geschaffene Lichtquellen sein, macht hell, so dass wir unsere Umwelt sehen und wir uns zurechtfinden können. Das himmlische Licht tut mehr. Es leuchtet nicht bloß, dass wir anderes finden können, sondern es gibt Wahrheit, Aufschluss über Gott und göttliche Dinge, es bringt uns die Erkenntnis über alles, was wir über Gott und die Welt wissen müssen, um unser Leben gedeihlich gestalten und das ewige Ziel erreichen zu können.

Licht ist vor allem der von den Propheten vorhergesagte Messias, der Retter und Erlöser. Der im Tempel dargestellte Jesusknabe wird von dem greisen Simeon als „Licht zur Offenbarung für die Heiden“ erkannt (Lk 2,32). Der Evangelist Matthäus beschreibt die anhebende Wirksamkeit Jesu mit Worten des Propheten Isaias: „Das Volk, das im Finstern sitzt, sah ein großes Licht“ (Mt 4,16). Nach Johannes ist Christus als Licht Lebensbringer und Orientierung für die Welt (1,4,9; 8,12). Die Formulierung „Licht der Welt“, „Licht des Lebens“ (1,9; 3,19; 9,5; 12,46) proklamiert das heilbringende Wirken Jesu. Der Doppelsatz „Das Licht leuchtet in der Finsternis, und die Finsternis hat es nicht erfasst“ (Joh 1,5) enthält die Gesamtbotschaft des Johannes-Evangeliums. Im Glaubensbekenntnis sagen wir von Christus aus, er sei Licht vom Lichte, d.h. wahrer Gott vom wahren Gott. Das Licht ist das erste jener Ursymbole aus der alltäglichen Lebenswelt, die das Wesen Jesu veranschaulichen und zugänglich machen. „Ich bin das Licht der Welt. Wer mir nachfolgt, wird nicht in der Finsternis

wandeln, sondern das Licht des Lebens haben“ (Joh 8,12). „Ich bin als Licht in die Welt gekommen, damit jeder, der an mich glaubt, nicht in der Finsternis bleibe“ (Joh 12,46). „Das wahre Licht, das jeden Menschen erleuchtet, kam in die Welt“ (Joh 1,9).

Jesus warnte seine Zeitgenossen, die Chance, ans Licht zu kommen, zu verpassen, nutzlos verstreichen zu lassen: „Noch kurze Zeit ist das Licht unter euch. Wandelt, solange ihr das Licht habt, damit nicht die Finsternis euch überfällt; wer in der Finsternis wandelt, weiß nicht, wohin er geht. Solange ihr das Licht habt, glaubt an das Licht, damit ihr Kinder des Lichtes werdet“ (Joh 12,35f.). „Das aber ist das Gericht: dass das Licht in die Welt gekommen ist und die Menschen die Finsternis mehr liebten als das Licht“ (Joh 3,19). Die Menschen richteten sich selbst in der Reaktion auf Christus: Wer ihn als Licht der Welt anerkennt und im Licht bzw. im Liebesgebot wandelt, hat Gemeinschaft mit Gott, ist Kind des Lichtes (12,36). Wer sich ihm verweigert, bleibt in der Sphäre der Finsternis bzw. fällt in sie zurück (1 Joh 1,6f. vgl. Joh 12,35).

Da Gott Licht ist, ist auch jede der drei göttlichen Personen Licht. Weil der Heilige Geist Licht ist, werden ihm die Inspiration der Propheten, der Heiligen Schrift sowie der Konzilsentscheidungen zugeschrieben. Weil er Licht ist, kann er das Werk Christi fortsetzen. Weil er Licht ist, kann er die Jünger Jesu alles lehren und sie an alles erinnern, was er ihnen gesagt hat. Weil er Licht ist, ist er der Geist der Wahrheit. Die Kirche fleht zu ihm: „Komm, o Geist der Heiligkeit, aus des Himmels Herrlichkeit sende deines Lichtes Strahl“ (Pfingstsequenz).

Was von Christus ausgeht, ist Licht. Licht ist das Evangelium. Unter Evangelium verstehen wir die frohe Botschaft von der Herrschaft Gottes und dem Erlöser Jesus Christus. Die Zusammenfassung der christlichen Wahrheit ist der Glaube, die Glaubenslehre. Der Glaube ist Licht, d.h. Aufklärung über die Wahrheit. Wir wissen, was die Glaubenslosen nicht wissen. Erstens. Wir sind nicht allein in der Welt. Es lebt ein Gott zu loben und zu strafen. Die Welt, das Leben, die Pflanzen und Tiere sind nicht von selbst entstanden. Die Evolution ist kein Schöpfer, sondern ein Geschöpf. Sie gehorcht dem weisen Gott. Die Existenz Gottes kann aus der Natur erschlossen werden. Seine Dreieinigkeit wird uns nur durch die Offenbarung bekannt. Zweitens. Es gibt eine Heilsgeschichte. Sie berichtet, welchen Einsatz Gott für den Menschen wagt. Der Mensch empfängt göttliche Weisungen. Er soll sie befolgen und nach ihnen leben. Der Mensch besitzt die traurige Fähigkeit, sich aufzulehnen gegen Gottes Gebot. Er gerät in Bedrängnis und Not, in Dunkel und Finsternis. Aber Gott macht sich auf, den verlorenen Menschen zu suchen und zu retten. Er schickt seine Propheten. Als die Fülle der Zeit gekommen ist, sendet er seinen Sohn. Ihm gelingt es mit Einsatz seines Lebens, den Menschen zurückzuholen zu seinem Schöpfer und Vater. Drittens. Der Mensch ist nicht das Produkt artenüberspringender Entwicklung vom Einzeller über den Menschenaffen. Gott hat ihn nach seinem Bild und Gleichnis erschaffen. Welche Zwischenstufen dabei durchschritten wurden, ist bisher nicht mit Gewissheit geklärt. Mit dem Tode ist nicht alles aus. Der Mensch besitzt eine unsterbliche Seele, die durchhält, auch wenn der Leib zerfällt.

Die menschliche Gesellschaft benötigt Normen für den Umgang miteinander, wenn sie nicht im Kampf aller gegen alle zugrunde gehen will. Viele versuchen, Verhaltensregeln für die Menschen aufzustellen, denn ohne solche hat keine Gesellschaft Bestand. Aber diese Leitlinien haben keine Verbindlichkeit. Gesetze aufstellen kann nur ein Gesetzgeber. Gesetze für die Menschheit zu erlassen vermag nur der Herr der Menschheit; wir nennen ihn Gott. Der vor kurzem verstorbene Freiburger Moraltheologe Eberhard Schockenhoff war der Chefideologe des Synodalen Wegs, den die deutschen Bischöfe in Gang gesetzt haben. Er wollte die katholische Moraltheologie mit ihren lästigen Bestimmungen aufrollen. Dazu bediente er sich der sogenannten Humanwissenschaften, d.h. der Disziplinen, die sich mit dem Menschen beschäftigen wie Psychologie, Soziologie und Biologie. Sie sollten die Normen entwickeln, nach denen der Mensch handeln soll. Schockenhoff beging einen fundamentalen Fehler. Aus empirischen Feststellungen lassen sich keine normativen Aussagen herleiten. Weder Naturwissenschaft noch Technik können Gebote formulieren. Sie sagen nur, wie etwas erreicht werden kann, aber niemals, ob dies auch erreicht werden soll. Die entscheidende Frage, die jeder Ethik gestellt ist, lautet: Wie werden moralische Normen begründet und verbindlich gemacht. Die einzige durchschlagende Begründung und Verpflichtung sittlicher Gebote geht vom Willen Gottes

aus. In der Schöpfungsordnung und in der Erlösungsordnung hat Gott die Gebote niedergelegt, die der Mensch zu beobachten hat.

Die Geschlechtlichkeit des Menschen und ihr Gebrauch werden uns enthüllt durch Gottes Offenbarung. Die Institution der Ehe und Familie ist für alle Zeiten grundgelegt im offenbarten Willen Gottes. Die eheliche Verbindung eines Mannes und einer Frau ist, solange Menschen auf der Erde leben, die einzige gottgewollte Keimzelle menschlichen Lebens und der Nachkommenschaft. Wer diese Wahrheit aufgibt, verirrt sich im Strudel der Beliebigkeit. Die Mainzer Zeitung stellte neulich zwei lesbische evangelische Pfarrerinnen vor, die ein Paar bilden. Die Frau, die als Mann in dieser Verbindung firmiert, hat sich durch eine Samenspende aus Dänemark eine Tochter besorgt. Hier wird der Wille Gottes auf den Kopf gestellt. Welche Verkehrung der Ordnung Gottes! Und das unter Christen!

Die Ordnung des Eigentums erhält ihre Regulierung durch den Plan Gottes. Gemeingebräuch aller an allem lässt sich nicht durchführen. Um die Sachgüter in geordneter und befriedeter Weise zu nutzen, müssen die Bereiche voneinander abgegrenzt werden, in denen ein jeder befugt ist, die Sachherrschaft auszuüben, ohne dass andere sich störend einmischen. Es muss Eigentum geben. Der Mensch hat eine Würde, d.h. einen Wert. Sie beruht nicht auf papierenen Deklamationen von Parlamenten, sondern auf seiner Gottebenbildlichkeit. Diese Würde kommt auch dem kleinen Menschen im Leib der Mutter zu. Sie ist unantastbar. Der Schutz der ungeborenen Menschen ist nur möglich, wenn Gott ihn garantiert. Das Evangelium gibt Weisung für unser sittliches Leben. Das macht den Rang, die Höhe, die Einzigartigkeit unserer Religion aus, dass wir den Willen Gottes über die Erde und den Menschen kennen.

Am Lichtcharakter Gottes haben die Menschen, die seiner Offenbarung folgen, Anteil. Jesus spricht seine Jünger an: „Ihr seid das Licht der Welt.“ Was sie sind, sollen sie im Tun bewähren: „Lasst euer Licht leuchten vor den Menschen“ (Mt 5,14). Der Apostel Paulus stellt wiederholt den Imperativ neben den Indikativ: „Ihr seid alle Kinder des Lichtes, Kinder des Tages. Nicht der Nacht gehören wir an, nicht der Finsternis“ (1 Thess 5,5f.). Daher gilt: „Lasst uns ablegen die Werke der Finsternis und anlegen die Waffenrüstung des Lichtes! Wie am lichten Tag lasst uns ehrbar wandeln“ (Röm 13,12f.). „Einst wart ihr Finsternis, jetzt aber seid ihr Licht im Herrn. Wandelt als Kinder des Lichtes“ (Eph 5,8). „Die Frucht des Lichtes ist lauter Güte und Gerechtigkeit und Wahrheit“ (5,9).

Der Apostel Petrus lehrt nichts anderes als Paulus. „Ihr seid ein auserwähltes Geschlecht, eine königliche Priesterschaft, ein heiliges Volk, und sollt die Großtaten dessen verkünden, der euch aus der Finsternis in sein wunderbares Licht berufen hat“ (1 Petr 2,9). Der Apostel Johannes stimmt mit seiner Lehre den beiden Aposteln Paulus und Petrus bei. „Wenn wir sagen, dass wir Gemeinschaft mit Gott haben und dabei in der Finsternis wandeln, so lügen wir und handeln nicht nach der Wahrheit. Wenn wir aber im Lichte wandeln, so wie er im Lichte ist, so haben wir Gemeinschaft miteinander und das Blut Jesu Christi, seines Sohnes, macht uns von jeder Sünde rein“ (1 Joh 1,6f.). „Wer seinen Bruder liebt, der bleibt im Lichte... Wer aber seinen Bruder hasst, der ist in der Finsternis und wandelt in der Finsternis“ (1 Joh 2,10f.).

Zusammenfassend lässt sich sagen: Mit Licht wird im Neuen Testament der neue Status beschrieben, in den sich die Glaubenden durch das Kommen Jesu Christi und die Verkündigung des Evangeliums gestellt bzw. berufen sehen. Mit der Bekehrung treten sie als Kinder des Lichtes und des Tages (1 Thess 5,5; Joh 12,36) aus der Finsternis ins Licht (Apg 26,18; 2 Kor 4,6; Eph 5,8; 1 Petr 2,9; 1 Joh 2,8). Daraus ergibt sich der Appell, nun auch standesgemäß zu leben (Röm 13,11-14; Eph 5,8-14), und als Kehrseite die Kritik eines die Erleuchtung konterkarierenden lieblosen Lebenswandels (1 Joh 1,6f.; 2,9ff.).

Mit Licht wird auch der Endzustand beschrieben, den Gott den Seinigen bereitet hat. Wenn wir von einem Todesfall hören, kommt uns sogleich das Gebet ins Herz und auf die Lippen: „Herr, gib ihnen die ewige Ruhe, und das ewige Licht leuchte ihnen.“ Die Kirche bringt das heilige Messopfer dar für die Seelenruhe ihrer verstorbenen Glieder und betet dabei: „Gott, du Herr der Erbarmungen, schenke den Seelen deiner Diener und Dienerinnen den Ort der Erquickung, die Seligkeit der Ruhe und die Klarheit des Lichtes“ (Allerseelen 2. Messe). Die Kirche weiß, wozu Gott die zu ihm Gehörigen berufen hat. „Die Verklärten schauen Gottes Angesicht. Sein Name steht auf ihrer Stirn. Nacht gibt es keine mehr. Sie brauchen weder Fackellicht noch Sonnenschein. Denn Gott, der Herr,

ist selbst ihr Licht“ (Apk 22,4). Ach, dass wir beten könnten mit der Kirche zu unserem Gott und Heiland Jesus Christus: Ich danke dir, du wahre Sonne, dass mir dein Glanz das Licht gebracht. Ich danke dir, du Himmelswonne, dass du mich froh und frei gemacht. Ich will dich lieben, schönsten Licht, bis mir das Aug' im Tode bricht.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Das Gotteshaus

14.03.2021

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

„Wie freute ich mich, da man mir sagte: Wir ziehen zum Hause des Herrn“ (Ps 122,1). Der Fromme des Alten Testaments war voller Seligkeit, wenn er sich auf die Wallfahrt nach Jerusalem, wo der (einzige) Tempel des Volkes Israel stand, aufmachte. Alle Religionen haben Stätten, wo sich ihre Anhänger versammeln, um Gott den Dienst der Anbetung zu leisten. Das Volk Israel wusste um die Allgegenwart Gottes. Dieses Wissen hielt es nicht ab, einen Ort auszuweisen, an dem Gottes Anwesenheit ihm besonders gewiss war. Bei den Juden war der Tempel die zentrale Stelle, wo sie ihren Gott mit Gebet und Opfer verehrten. König David hatte die Absicht, in Jerusalem einen Tempel zu errichten, aber erst sein Nachfolger Salomon erbaute ihn. Der Tempel war ein Staatsheiligtum. In ihm erwies der König und sein Volk Gott den öffentlichen Kult. Im Hof vor dem Tempel stand der Brandopferaltar. Im Kultraum (Hekal) befanden sich der Räucheraltar, die Schaubrottische und die zehn Leuchter. Im Hinterraum (Debir), dem Allerheiligsten, stand die Bundeslade. Unsichtbar über dem Cherubim der Bundeslade thronte Gott (Ex 40, 32ff.; 1 Sam 4,4). Im Jahre 582 wurde der Tempel durch den babylonischen König Nebukadnezar zerstört und seine wertvolle Einrichtung fortgeschafft. Bei der Zerstörung des Tempels wurde die Bundeslade durch den Propheten Jeremias in einer Höhle am Berge Nebo geborgen und nicht mehr gefunden. Doch die tempellose Zeit ging über. 538 v. Chr. erhielten die Juden die Erlaubnis, nach Jerusalem zurückzukehren. Sie gingen daran, den Tempel wieder aufzubauen. Der Neubau hielt einem Vergleich mit seinem Vorgänger nicht aus. So ging ein späterer palästinensischer Herrscher daran, das Wahrzeichen der israelitischen Religion grundlegend umzugestalten. Herodes der Große ließ den Tempel mit großem Aufwand völlig neu erbauen. Als die Jünger Jesu ihn betrachteten, waren sie voll Staunen und Bewunderung: „Meister, sieh, was für Steinblöcke und was für Bauten!“ (Mk 13,1). Das Allerheiligste war völlig leer. Im Heiligen befanden sich der Siebenarmige Leuchter und der Schaubrottisch sowie der Räucheraltar. Im Vorhof der Priester stand der Brandopferaltar. Auch dieser Tempel wurde zerstört. Bei der Eroberung Jerusalems durch Titus im Jahre 70 ging er in Flammen auf und wurde bis zur Stunde nicht mehr aufgebaut.

Der Tempel Salomons war erstlich für den Opferdienst bestimmt. Durch seine Zerstörung und die Kultnot der Exilgemeinde in Babylon wurde die Einrichtung eines im Gegensatz zum Opfer stehenden Gottesdienstes in Gebet und Belehrung nahegelegt. Es entstand die Synagoge. Die Juden richteten für den im Gebet und Belehrung bestehenden Gottesdienst Räume oder Häuser ein. Nach dem Wiederaufbau des Tempels wurden die Synagogen beibehalten. Synagoge ist das dem jüdischen Gebets- und Lesegottesdienst dienende Gebäude. Die Synagoge ist gleichzeitig Gottesdienstgebäude und gesellschaftliches Zentrum. Vermutlich hatte zur Zeit Jesu jede größere Judengemeinde im Mittelmeerraum ihre Synagoge. Das Neue Testament erwähnt für Palästina die Synagogen des Judenlandes (Lk 4,44), Galiläas (Mk 1,39) und besonders eine Synagoge in Nazareth (Mk 6,2), Kapharnaum (Mk 1,21), und mehrere in Jerusalem (Apg 6,9; 24,12). Synagogen bestehen heute noch überall, wo Juden

leben. Zur Inneneinrichtung einer Synagoge gehört vor allem ein Schrein mit den Thora- bzw. Schriftrollen, vor dem ein Licht brennt, und ein achtarmiger Leuchter.

Der Synagogengottesdienst besteht aus Gebeten und Lesungen, erbauenden Worten und dem abschließenden Segen. Die Mitte des Gottesdienstes bildet die Vorlesung einer Perikope aus dem Pentateuch und der entsprechenden Perikope aus den Propheten (Apg 13,5; Lk 4,7). Der Schriftenlesung gehen voraus die Gebete Schema und Schemone Esre. Den Schluss des Gottesdienstes bildet der Segen des Priesters.

Der Islam ist die Mischreligion aus Judentum, Christentum und Heidentum, die Muhammed geschaffen hat. Ihre Hauptkultstätte ist Mekka. An allen übrigen Orten errichten die Muslime Moscheen. Die Moschee (arab. *Masdjid* – Anbetungsort) ist der Raum des gemeinsamen Gebets der muslimischen Gemeinde. In der Moschee erfolgt a) täglich das fünfmalige Ritualgebet vom Imam als Vorbeter geleitet, b) das Freitagmittags-Hauptgebet mit Predigt des Imams. Die Moschee dient zudem der persönlichen Meditation und der religiösen Unterweisung (Koranunterricht). Die Moschee ist auch in ihrer entwickelten Form nicht Gotteshaus oder Kultbau, sondern nur Ort gemeinsamen Gebets. Zum üblichen Inventar jeder Moschee gehört die in Gebetsrichtung nach Mekka ausgerichtete Gebetsnische, eine Kanzel, eine Estrade für den Gebetsruf, Lampen, Teppiche und Matten sowie eine (für die Herstellung der rituellen Reinheit bestimmte) Waschanlage. Die meisten Moscheen verfügen über ein Minarett oder mehrere Minarette. Wegen des Bilderverbots gibt es in der Moschee kein Kultbild und keinen figürlichen Schmuck. Es fehlen auch Kultgerät und religiöse Symbolik. Zu den Funktionsträgern an der Moschee gehören der Vorbeter, der Prediger und der Gebetsrufer.

Als im 16. Jahrhundert der große Abfall von der Kirche kam und der Protestantismus mit seinen vielen Richtungen entstand, bedienten sich seine Anhänger für ihren Gottesdienst der vorgefundenen katholischen Kirchen. Auf diese Weise gingen u.a. Domkirchen wie jene von Magdeburg und Halberstadt, von Naumburg, Bremen und Verden verloren. Altäre, Figuren und Grabsteine von Priestern und Bischöfen erinnern heute noch an die katholische Vergangenheit. Die Anhänger Luthers und Zwinglis veränderten Sinn und Ausstattung der Kirchen. Der Bau hörte auf, geweihte Stätte und heiliger Ort zu sein. Im Protestantismus werden Kirchen nicht geweiht, sondern in Dienst gestellt. Der Altar wurde nicht mehr für die Darbringung des Opfers Christi benötigt. Denn der Protestantismus schaffte die katholische Lehre vom Messopfer ebenso wie das Priestertum ab. Die herrlichen Sakramentshäuschen, in denen der eucharistische Heiland aufbewahrt wurde, blieben fortan leer. Denn der Protestantismus verwarf den Glauben an die bleibende Gegenwart des Herrn. Kirche als Gebäude ist heute im Protestantismus die Stätte für die Verkündigung des Wortes Gottes und die gemeinschaftliche Abendmahlsfeier.

Jesus bringt die vollkommene und endgültige Gottesverehrung. Der samaritanischen Frau erklärt er: „Es kommt die Stunde, da ihr weder auf dem Berge Garizim noch in Jerusalem den Vater anbeten werdet. Die Stunde ist schon da, in der die wahren Anbeter den Vater im Geist und in der Wahrheit anbeten; denn solche Anbeter sucht der Vater.“ Nicht mehr der Tempel ist die privilegierte Stätte der besonderen Gegenwart Gottes; vielmehr ist Gott in der Person Jesu in neuer und die Tempelgegenwart unendlich übertreffender Weise bei den Menschen.

Kirche im katholischen Begriff ist ein heiliges Gebäude, das für den Gottesdienst bestimmt ist und zu dem die Gläubigen das Recht des freien Zugangs haben, um den Gottesdienst vornehmlich öffentlich auszuüben. Genauer gesagt: Die Kirche als Gebäude ist die Stätte für die gemeinsame Opferfeier der Gemeinde, für die Spendung der Sakramente, für die Predigt und für nicht streng liturgische Gottesdienste. Die Kirche ist der Ort, wo sich die Vergegenwärtigung des Kreuzesopfer Christi vollzieht. Die Aufbewahrung der Eucharistie gibt ihr die Würde eines eigentlichen Gotteshauses. Eine Kirche ist mehr als ein Gefüge von Stein und Holz und Eisen. Eine Kirche ist ein öffentliches Glaubensbekenntnis, ein steinschriftliches Gebet, ein Alleluja katholischer Glaubensfreudigkeit (Faulhaber). Das Kirchengebäude ist sichtbares Zeugnis der versöhnenden Liebe Gottes. Selbstverständlich denkt kein katholischer Christ daran, Gott in eine Kirche einzubinden. Bei der Grundsteinlegung eines Gotteshauses bekennt die Kirche ihren Glauben, dass Himmel und Erde Gott nicht zu fassen mögen, doch dass er sich würdigt, hier auf Erden ein Haus zu haben, in dem sein Name angerufen wird.

Die kirchliche Autorität hat für den Bau und die Ausstattung von Gotteshäusern Vorschriften erlassen. Das Kirchengebäude soll sich von Profangebäuden unterscheiden und als gottgeweihter Kultbau kenntlich zeigen. Immer soll die Kirche in ihrer Gestaltung ihre hohe sakrale Bedeutung unverkennbar zum Ausdruck bringen. Nur ein Geist und Gemüt erhebender, weihvoll gestalteter Raum kann der Würde des Gotteshauses genügen. Der Besucher einer Kirche soll durch die Andersartigkeit und durch die Ausstattung der Kirche an die Wirklichkeit Gottes, an Gnade und Religion erinnert werden. Die Schönheit und der Schmuck des Gotteshauses sollen den Blick des Besuchers an den Himmel, die Welt Gottes und der Heiligen erinnern. Die Kirche ist nach Fertigstellung zu weihen oder wenigstens zu segnen. Kathedral- und Pfarrkirchen sind in feierlichem Ritus zu weihen. Durch die Weihe (*dedicatio*) oder Segnung wird eine Kirche zu einer heiligen Sache (*res sacra*). Durch die Eigenschaft als heilige Sache wird eine andere als dem Widmungszweck entsprechende Nutzung bzw. Verwendung ausgeschlossen. Jede Kirche muss ihren Titel haben. Es kann dies ein Geheimnis des Glaubens sein wie die Dreifaltigkeit oder Herz Jesu oder der Name eines Heiligen wie Bonifatius oder Peter Canisius. In jeder Kirche soll ein feststehender Altar vorhanden sein. Die Feier des Messopfers ist die entscheidende Kulthandlung der Kirche. Jede Pfarrkirche muss einen Taufbrunnen haben. Die Taufe ist heilsnotwendig und vermittelt die Zugehörigkeit zur Kirche Christi. Ältere Kirchen sahen für die Abhaltung der Predigt die Kanzel vor. Seit der so genannten Liturgiereform wird sie zumeist nicht mehr benutzt und durch den Ambo ersetzt. Viele Kirchen sind mit den vierzehn Kreuzwegstationen ausgestattet. Kniebänke mit Sitz und Armlehne sind nicht vorgeschrieben, erleichtern aber den Kirchen- und Gottesdienstbesuchern die Andacht und die Mitfeier des Gottesdienstes. Das Licht fällt in die Kirchen ein durch die Glasfenster. Sie sind häufig künstlerisch gestaltet. Kirchen verlangen Sauberkeit und Ausschmückung. Beides wird der Ehre Gottes und der Erhebung der Kirchenbesucher geschuldet. Von Kirchen muss alles ferngehalten werden, was mit der Heiligkeit des Ortes unvereinbar ist. Der Zugang zu einer Kirche zur Zeit gottesdienstlicher Feiern ist frei und kostenlos.

Die Kirche ist die Stätte, in der das erhabene Opfer Jesu Christi durch den Dienst der Priester gegenwärtig gemacht wird. Der sich opfernde und geopfert Christus erscheint wahrhaft, wirklich und wesentlich auf dem Altar. Er kommt, und er verharrt. Durch die bleibende Gegenwart des eucharistischen Herrn im Tabernakel sind katholische Kirchen wahrhaft Gotteshäuser. Sie haben einen Rang und eine Würde, die von nichtkatholischen Gebetsstätten nicht erreicht werden. Fürwahr: „Wo gibt es sonst noch ein Volk, dem sein Gott so nahe ist, wie der Herr, unser Gott, uns nahe ist!“ (Dt 4,7). Die Gegenwart des Herrn verleiht selbst der ärmsten katholischen Kirche eine große Anziehungskraft. Der gläubige katholische Christ sehnt sich nach seinem Gotteshaus und fühlt sich glücklich in seinen Mauern. Dem Gläubigen wird der Besuch des Gotteshauses auch außerhalb des Gottesdienstes dringend empfohlen. Jede Zeit ist zum Besuch geeignet. Des Morgens und des Abends, bei Tag und Nacht ist der Heiland anzutreffen. Wir können uns mit ihm unterhalten, solange wir wollen; er wird nicht müde. Der Herr im Tabernakel wartet. Er wartet auf Gläubige, die zu ihm eilen. Er wartet auf solche, die noch nicht kommuniziert haben und die noch kommunizieren wollen.

Die Zahl und die Ausstattung der Gotteshäuser, ihre Notwendigkeit und ihre Pflege hängen von der religiösen und sittlichen Verfassung der katholischen Christen ab. Hier hat sich in den letzten Jahrzehnten ein unerhörter Prozess vollzogen. In Mittel- und Westeuropa sind Hunderte katholischer Kirchen profaniert, d.h. einer nicht vorgesehenen, fremden Verwendung zugeführt worden. Was unsere Eltern und Vorfahren mit ihren Spenden und Opfern, mit ihren Ersparnissen und Schenkungen geschaffen haben, wird seinem Zweck entfremdet, geht dem gottesdienstlichen Gebrauch verloren, verödet die religiöse Landschaft unseres Vaterlandes. Der unerhörte Vorgang ist bis heute nicht abgeschlossen.

Warum wurden und werden Kirchen profaniert, einer weltlichen Bestimmung zugeführt? Weil sie nicht mehr benötigt werden. Die Besucher der Gotteshäuser bleiben aus. Eine wahre Flucht aus unseren Kirchen hat eingesetzt. Seit Jahrzehnten ist die Zahl der Gottesdienstbesucher zurückgegangen, bleiben die weiten Hallen gähnend leer, sind die Kirchenbänke nur schütter besetzt. Wenn Beter und Messteilnehmer die weiten Hallen unserer Kirchen nicht füllen, brechen sie unter ihrer Leere zusammen.

Warum bleiben die Besucher unserer Gotteshäuser aus? Weil sie nicht mehr suchen, was dort zu finden ist: die Anbetung Gottes, die gemeinsame und öffentliche Verehrung des dreieinigen Gottes. Warum suchen sie diese nicht mehr? Weil sie nicht mehr glauben. Der Verlust des Glaubens ist der tiefste Grund, weshalb sich unsere Kirchen leeren. Wer nicht mehr glaubt, besucht keinen Gottesdienst mehr, betet nicht in der Kirche. Alle anderen Gründe, die angegeben werden, um das Aufgeben des Gottesdienstbesuches zu erklären, sind vordergründig. Als der Gottesdienst noch allgemein in lateinischer Sprache gehalten wurde, machte man dies für das Fernbleiben vieler vom Gottesdienst verantwortlich. Die lateinische Sprache ist entfallen, aber die Zahl der Gottesdienstbesucher ist nicht gestiegen, sondern drastisch gefallen. Andere gaben an, der Gottesdienst müsse lebendiger, zeitnäher, moderner werden, dann würden die Menschen wieder hingehen. Man hat die Gottesdienste in Veranstaltungen der Unterhaltung, der Belehrung über Schutz der Umwelt, der Einforderung der Frauenweihe umgewandelt. Die Kirchen sind dadurch nicht voller, sondern leerer geworden. „Wenn sich Gott in den Kirchen nicht mehr finden lässt, bleiben sie leer. Nur Gott kann die Kirchen retten“ (Allan Guggenbühl, Klerusblatt 2021 S. 37). O meine Christen, sind wir ein Volk ohne Religion, ohne Glauben, ohne Gebet geworden? Was ist weithin aus unserer heiligen, katholischen Kirche geworden! Ein Taubenschlag, aus dem die Tauben fliehen. Eine Stätte von Fastnachtsgottesdiensten, in der kirchliche Einrichtungen heruntergemacht werden. Ein Objekt des Streites, wer das Sagen hat bei der sogenannten Gestaltung des Gottesdienstes. Was bleibt uns angesichts dieser Lage zu tun?

1. Festhalten an dem, was wir als unveräußerliches Glaubensgut erkannt haben. Nichts aufgeben. Alles verteidigen.
2. Den Glauben leben. Ihn nicht nur bejahen, ihn durch unser beispielhaftes Leben bekunden.
3. Eifriger werden als bisher. Öfter und inniger beten. Häufiger und freudiger den Gottesdienst besuchen. Andere einladen mitzukommen.
4. Auch außerhalb des Gottesdienstes dem Herrn im Tabernakel Anbetung erweisen. Ihn anflehen, dass er seine Kirche rette. An keiner Kirche vorübergehen, ohne den Herrn begrüßt und getröstet zu haben.

O Gott, ich liebe die Zierde deines Hauses, den Ort, wo deine Herrlichkeit wohnt.  
Amen.



Prälat Prof. Dr. Georg May

## Das verhüllte Kreuz

21.03.2021

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

In den Kirchen werden heute die Kreuzbilder auf allen Altären verhüllt. Über die Gestalt und das Bildnis des Erlösers, der wie ein Wurm zertreten und wie ein Lamm zur Schlachtbank geführt ward, ist ein Schleier gezogen. Warum geschieht das? Soll uns die Erinnerung an ihn, an sein Leiden und seinen Kreuzestod aus der Seele fortgenommen werden? Nein. Im Gegenteil. Der heutige Sonntag heißt der Passionssonntag, der Leidenssonntag. Er eröffnet die heilige Zeit, die in ganz besonderer Weise dem Andenken an Jesu Christi große Liebe, sein heiliges Leiden, seinen blutigen Kreuzweg und sein qualvolles Sterben am Kreuze geweiht ist.

1. Die Kreuze werden verhüllt im Andenken an das Wort des Evangeliums: „Jesus aber verbarg sich und ging hinweg aus dem Tempel.“ Sie werden verhüllt in der Absicht, dass sich unsere Seele um so mehr und um so tiefer in sein heiliges Leiden versenke, je weniger sie von außen her daran erinnert wird; dass das Auge des Geistes um so anhaltender auf das kostbare Blut und die leuchtenden Wunden des Heilands schaue, je weniger das leibliche Auge sie sieht; dass unser Herz sich dem gemarterten Leib zuwende, aus dessen geöffneter Seite Blut und Wasser erflossen. Am Karfreitag wird das verhüllte Kreuz feierlich enthüllt werden: „Seht das Holz des Kreuzes, an dem das Heil der Welt gehangen: Kommt, lasset uns anbeten.“ Und das gläubige Volk schaut auf das enthüllte Kreuz, fällt auf die Knie und klopft an die Brust, folgsam der Aufforderung im Brief an die Hebräer: „Lasset uns mit ihm hinausziehen vor die Tore der Stadt, um seine Schmach mit ihm zu teilen“ (13,13).

2. Die tiefsten und höchsten Gedanken Gottes sind uns Menschen stets verhüllt, so lange, bis unser Gott selber sie uns vom Himmel auf die Erde herabträgt, sie uns erklärt und in der Sprache, die der Mensch verstehen kann, enthüllt. Erstens. Verhüllt war der Menschheit, was es Furchtbares um die Sünde, die frevelnde Übertretung des göttlichen Gesetzes ist. Wohl kannte die Menschheit die Gebote der zwei steinernen Tafeln von Sinai. Wohl wusste sie um das göttliche Machtwort: Du sollst, du sollst nicht. Wohl spürte sie den Befehl des Gewissens. Wohl traten Propheten und Lehrer auf, sprachen feurige Worte und heilige Drohungen: dass Sünde, Unverstand, Undank, Treubruch ist; frevelhafte Auflehnung des Menschenwillens gegen den Gotteswillen. Dennoch folgten sie dem Reiz und der Versuchung, angefangen von der Ursünde. In bildhafter Sprache schildert uns das erste Buch der Heiligen Schrift den Weg von der Verlockung zur bösen Tat. Die Schlange sagte zu Eva: „Hat Gott wirklich gesagt: Ihr dürft von keinem Baum des Gartens essen?“ Die Frau antwortete: „Von den Früchten der Bäume des Gartens dürfen wir essen. Nur bezüglich der Früchte des Baumes, der in der Mitte des Gartens steht, hat Gott befohlen: Davon dürft ihr nicht essen, ja sie nicht einmal anrühren, sonst müsst ihr sterben.“ Die Schlange erwiderte der Frau: „Keineswegs werdet ihr sterben. Vielmehr weiß Gott, dass euch die Augen aufgehen werden, sobald ihr davon esst, und dass ihr wie Gott werdet, indem ihr erkennt, was gut und böse ist.“ Jetzt erst sah die Frau, wie köstlich die Früchte des Baumes munden müssten, welch lieblichen Anblick sie darboten, wie begehrenswert sie waren, um dadurch weise zu werden. So nahm sie von seinen Früchten und aß. Auch ihrem Manne gab sie davon, und auch er aß. Es dauert stets lange, bis der Mensch erkennt, was es Schlimmes um die Sünde

ist, um die Schuld, die der Dichter „der Übel größtes“ nennt. Es bleibt uns lange verhüllt, weil wir die Heiligkeit und die Gerechtigkeit Gottes nicht kennen und achten wollen, so dass die Propheten klagen mussten: „Mich, die Quelle des lebendigen Wassers, haben sie verlassen und sich Zisternen gegraben, die kein Wasser halten“ (Jer 2,13).

Zweitens. Nun steht das Kreuz vor uns und enthüllt uns, was Gott von der Sünde hält. Das Kreuz beginnt zu predigen: Also schaut Gott die Sünde an. Also straft Gott die Sünde. Er hat sie gestraft an seinem eingeborenen Sohn, der unsere Schuld auf sich nahm und den Schuldbrief, der wider uns lautete, an das Kreuz trug, zerriss und mit seinen Blute auslöschte (Kol 2,14). Das Kreuz enthüllt uns Gottes Gedanken über die Frevelhaftigkeit der Sünde. Das verhüllte Kreuz predigt uns von Gottes unendlicher Heiligkeit und Gerechtigkeit gegenüber aller Schuld der Menschheit. Sage nicht: „Ich habe gesündigt; doch was ist mir Böses widerfahren?“ Sage nicht: „Ich habe gesündigt aus Schwäche und Versuchlichkeit, aber Schuld, große Schuld?“ Nein, sage das nicht. Höre vielmehr, was das Kreuz predigt: Groß ist unser Gott in seiner Allmacht, mit der er das Weltall schuf. Groß ist unser Gott in seiner Güte und Liebe, mit der er die Erde und den Menschen hervorbrachte und ihn zu seinem Kinde machte. Groß ist unser Gott in der Weisheit und Vorsehung, mit der er die Welt und ihre Geschichte leitet und in ihren ewigen Zielen entgegenführt. Aber groß ist er auch in der Heiligkeit und Gerechtigkeit, mit der er über die Innehaltung der Sittengesetze wacht: „Ich bin der Herr, dein Gott“. „Du sollst, du sollst nicht.“ Gott lässt die sittliche Weltordnung nicht ungestraft übertreten. Gott ist allmächtig im Trösten, aber auch im Züchtigen. Keine Sünde kann unbestraft bleiben. Der Sünder muss spüren, was er mit seiner Sünde anrichtet. Aber das ist die Gerechtigkeit unseres Gottes: Er straft die Sünden der Menschen nicht an diesen, die die Vernichtung verdient haben. Er straft sie in seinem Sohne. Der zerrissene Leib des besten aller Menschenkinder predigt die Ungeheuerlichkeit der Auflehnung gegen Gott. Vom Widerschein des Blutes Christi, das am Kreuze für uns vergossen ward, ist noch die ganze Welt gerötet. Sein Blut hat der eingeborene Sohn Gottes für uns vergossen. Seele, richte dich auf! So viel bist du wert. Ach, Herr, was du erduldet, ist alles meine Last. Ich habe das verschuldet, was du getragen hast. Ich, Jesus, bin's, ich Armer, der dies verdienet hat. O tilge, du Erbarmen, all mein Missetat.

3. Verhüllt sind auch die höchsten und tiefsten Gedanken der Liebe Gottes. Erstens. Wohl verkündet uns Gott durch den Mund der Propheten: „Mit ewiger Liebe habe ich dich geliebt, und erbarmend zog ich dich an mich“ (Jer 31,3). „Könnte auch eine Mutter ihres Kindes vergessen, so will ich doch deiner nicht vergessen; in meine Hände habe ich dich geschrieben“ (Is 49,15). Wohl sagt uns Gott immer wieder, dass er Gedanken der Liebe und nicht des Zornes über uns denkt. Aber wir sind taub oder schwerhörig, vernehmen oder fassen nicht, wie groß die Liebe Gottes ist und was sie für uns tut. Deswegen hat der himmlische Vater das Kreuz aufgerichtet. Der Pfahl von Golgotha predigt eindringlicher und ergreifender Gottes Liebe als die Worte der Propheten. Das Kreuz, an dem der Herr gehangen, enthüllt uns Gottes Liebe wie keine andere Großtat seiner Macht. „So sehr hat Gott die Welt geliebt, dass er seinen eingeborenen Sohn für uns dahingab, auf dass alle, die an ihn glauben, nicht verlorengehen, sondern das ewige Leben haben“ (Joh 3,15). „Eine größere Liebe hat niemand, als wer sein Leben hingibt für seine Freunde“ (Joh 15,13). Das war der Zweck seines Kommens, das war sein Beruf: „Der Menschensohn ist gekommen, zu suchen und selig zu machen, was verloren war, sein Leben hinzugeben für die vielen“ (Mk 10,45). Durch die Sünde wird Gott verunehrt. Die Sünde verschleiert und entstellt die Herrlichkeit Gottes. Die der Sünde verfallene Welt kann zu der Frage verführen: Wie muss Gott sein, der diese Welt schafft? Durch den Kreuzestod Christi wurde Gott in überströmender Weise die Ehre zurückgegeben. Darin offenbarte er sich als die durch nichts zu besiegende Liebe: So kann der Gläubige trotz der furchtbaren Lage der Welt erkennen, dass Gott, ihr Schöpfer, die Wahrheit und die Liebe ist. Wenn in der Schrift bezeugt ist, dass Christus unsere Leiden getragen und unsere Schmerzen auf sich geladen hat, dass er ob unserer Sünden verwundet und ob unserer Frevel zerschlagen worden ist, dann wird damit die stellvertretende Genugtuung bezeugt, die er für uns geleistet hat. Er, der Eine, stirbt an Stelle und zum Heil der Menschen. Ja, er ist für uns und an unserer statt gestorben. Auch für mich. So jubelt der heilige Paulus: „Er hat mich geliebt und sich für mich dahingegeben“ (Gal 2,20). Gottes Liebe konnte nicht sterben. Aber töten konnte sie ihn, und getötet hat sie ihn. Er starb für mich. Er starb, damit ich (ewig) lebe. Er ward an das Kreuz genagelt,

damit ich befreit würde. Das ist die Liebe Gottes. Das Kreuz enthüllt sie uns. Das enthüllte Kreuz predigt sie uns. Dein Wille, o Gott, war es, dass vom Kreuzesholze das Heil des Menschengeschlechtes ausgehe. Von einem Baume kam der Tod, von einem Baume sollte das Leben erstehen. Der am Kreuze siegte, sollte auch am Kreuze besiegt werden.

Das Kreuz ist uns heilig, weil es gesalbt ist mit dem Blute des Heilands, aber auch geweiht ist mit den Tränen der Heilandsmutter. Sei uns begrüßt, du heiliges Kreuz, du unsere einzige Hoffnung, sei uns begrüßt. Du allein warst ausersehen zu des Lammes Schlachtaltar. Nur du warst würdig zu tragen des Himmels König. Wenn ein Ungläubiger dich fragt: Du betest einen Gekreuzigten an?, dann werde nicht rot, schau nicht verlegen zu Boden. Recke dich, schau ihm stolz ins Auge und sprich mit frohem Blick: Ja, ich bete ihn an. Wir beten dich an, Herr Jesus Christus, und benedeien dich, denn durch dein heiliges Kreuz hast du die ganze Welt erlöst.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Das Priestertum

01.04.2021

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Der heutige Tag heißt Grün-Donnerstag, besser Grein-Donnerstag, greinen ist der altdeutsche Ausdruck für weinen. Die Kirche gedenkt heute einer Reihe geheimnisreicher Begebenheiten. Es sind dies: das letzte Abendmahl mit den Abschiedsreden, die Fußwaschung an den Aposteln, die Einsetzung der Eucharistie als Christi immerwährendes Vermächtnis, die Begründung des neutestamentlichen Priestertums, der Verrat des Judas, die Todesangst Jesu, seine Verhaftung. Der heutige Tag hat für mich noch eine zusätzliche Bedeutung. Denn heute vor 70 Jahren empfing ich in der Kirche zu Neuzelle an der Oder das Sakrament der Priesterweihe. So ist der heutige Tag ein Tag des Dankes an Gott, der mich durch die Entscheidung meiner Vorgesetzten in seinen Dienst berufen und darin erhalten hat.

Durch die Weihe wird der Priester Stellvertreter Christi, des guten Hirten. Damit niemand über den Ernst dieser Stellung im Zweifel sein kann, erklärt Christus, was Gott vom guten Hirten verlangt: Er gibt sein Leben für seine Schafe. Nicht mehr, aber auch nicht weniger. Dieses Opfer haben im Laufe der Geschichte viele Priester gebracht. Dem Priester ist die Nachfolge dessen aufgetragen, dessen Stelle er vertritt. Seine Gesinnung und sein Wandel sollen in Übereinstimmung mit dem Herrn sein, der von sich sagt: „Der Menschensohn ist nicht gekommen, sich bedienen zu lassen, sondern zu dienen.“ Der Priester ist Diener. Diener Gottes in der Sorge für die Menschen. Der Priester gehört nicht mehr sich selbst. Er gehört seinem Herrn und Meister. Die Kirche will Diener haben, deren Streben ungeteilt ist. Sie will Hirten haben, die großmütig genug sind, sogar ihr Leben für ihre Schafe herzugeben. Wie könnte sie dies von den Schwachen erwarten, die nicht einmal eine Neigung besiegen können? Der Zölibat ist der Ritterschlag der Todesbereitschaft. Es war im letzten Krieg auf einem Ersatzflugplatz in Stalingrad. Eine der letzten Transportmaschinen, vollgepfropft mit verwundeten Soldaten, macht sich startbereit. Als letzter steigt ein Wehrmachtspfarrer, Priester einer westdeutschen Diözese, in das Flugzeug. Er ist ebenso ausgemergelt und verwundet wie die anderen. Eben soll die Tür geschlossen und die kleine Leiter eingezogen werden. Da kommt über den Platz noch ein Verwundeter gehumpelt. Es ruft, bittet, fleht: „Nehmt mich doch mit. Eine kranke Frau und fünf Kinder warten auf mich, bitte, bitte!“ Unmöglich, auch nur einen noch mitzunehmen. Es sei denn, einer steigt aus. Im Herzen des Priesters entbrennt ein Kampf. Es war wohl der schwerste Kampf seines Lebens. Er steigt die kleine Leiter hinunter, hilft dem Verwundeten, auf den eine kranke Frau und fünf Kinder warten, beim Einsteigen und bleibt zurück. Er bleibt zurück für immer. Gott holt ihn in die ewige Heimat. Katholischer Priester, Hirt, Held, Heiliger!

Ein Weltpriester muss, anders als ein Ordenspriester, die Kraft haben, allein zu stehen. Er darf sich anlehnen an seinen Heiland, aber nicht an einen Menschen. Der Priester vermag seinen Dienst nur zu verrichten, wenn er sich seinem Herrn und Gott übereignet hat. Diese Übereignung geschieht im Gehorsam des Glaubens. Der Priester muss ein Mann des Glaubens sein. Er muss von der Wahrheit und der Sieghaftigkeit des christlichen Glaubens zutiefst erfüllt sein. Was er ist und was ihm aufgetragen ist, kann nur im Glauben erkannt und festgehalten werden. Mir war dieser Zusammenhang immer

bewusst. Darum habe ich mein ganzes Leben lang gestrebt und gebetet, den Glauben zu durchdringen, von ihm überzeugt zu sein und ihn anderen zu vermitteln. Am Glauben hängt gewissermaßen alles.

„Geheimnis des Glaubens“ betet der Priester jeden Tag, wenn er als Werkzeug Gottes die machtvollen Worte spricht: Das ist mein Leib, das ist mein Blut. Was den Priester entscheidend ausmacht und prägt, ist seine Stellung als Opferdarbringer. Mit der Feier des Messopfers steht und fällt der katholische Priester. Es ist ein unbeschreibliches Glück, jeden Tag dem himmlischen Vater das Opfer seines Sohnes in sakramentaler Gestalt darbringen zu dürfen. Ich habe es 70 Jahre lang getan. Dem Priester als Opferdarbringer benachbart ist sein Dienst als Verwalter des Bußsakramentes. Es ist eine hohe Verantwortung, reuigen Christen in Vertretung unseres Herrn den Nachlass der Sünden erteilen zu dürfen. Es ist dies wohl der schwierigste Dienst des Priesters, aber es ist auch der hilfreichste. Ich habe ihn 70 Jahre lang geleistet und tue es noch heute. Der Priester ist Prediger des Evangeliums. Die Verkündigung des Wortes Gottes ist dem Priester als heilige Pflicht auferlegt. „Wehe mir, wenn ich das Evangelium nicht predige!“ ruft der heilige Paulus aus. Und zwar dies stets gut vorbereitet und zielgerichtet. Die gesamte Glaubens- und Sittenlehre ist dem Priester zur Verkündigung auferlegt. Er hat nicht nur vorzutragen, was gut ankommt bei den Menschen, sondern auch das, was ihnen beschwerlich und lästig ist. Ich habe diesen Dienst 70 Jahre lang geleistet und leiste ihn noch heute.

Der Priester ist nicht nur Verkündiger, er ist auch Lehrer des Glaubens. Gott hat durch die Autorität meiner Vorgesetzten gewollt, dass ich nach einigen Jahren in der Pfarrseelsorge in das akademische Lehramt überwechseln musste. Ich habe diesen Übergang nicht gesucht, sondern ihn im Gehorsam vollzogen. Jahrzehntlang habe ich an den Universitäten München und Mainz sowie an der Hochschule in Freising das Fach Kirchenrecht vertreten. Stets wollte ich nicht nur Kenntnisse vermitteln, sondern die Studierenden im Glauben festigen, mit der Kirche verbinden, in der Treue zum Sittengesetz bestärken. Die längste Zeit meines aktiven Lebens war ich in der Ausbildung der Priester tätig. Mit Erschrecken und Reue denke ich an mein Unvermögen und meine Unzulänglichkeit. Der Priester ist Seelsorger. Dazu wird er geweiht und gesandt, Sorge zu tragen für das ewige Heil der ihm Anvertrauten. Als mein Oberhirt mich fragte, was ich werden wolle, gab ich zur Antwort: Ich will Pfarrer werden, also Seelsorger. Pfarrer durfte ich nicht werden, weil meine Vorgesetzten es anders wollten, aber Seelsorger bin ich immer geblieben, 70 Jahre lang. Der Seelsorger ist berufen, zu raten und zu trösten, die Gebeugten aufzurichten, die Verirrten zu suchen, die Sünder zu mahnen. Das ist Seelsorge, wie Gott sie wünscht und die Kirche sie vorschreibt. Ich habe versucht, die Menschen zu führen, zu belehren und zu tragen. Dabei sind mir gewiss viele Fehler unterlaufen. Meine Unzulänglichkeit stand mir allezeit vor Augen. Ich bin sicher nicht allen gerecht geworden. So bitte ich heute die Gläubigen um Vergebung. Gewiss trägt der Priester zu seinem Teil seine Gemeinde durch seinen Glauben und seine Tugenden. Aber ebenso tragen die Glieder der Gemeinde den Priester mit ihrer Gottesfurcht, mit ihrer Gottseligkeit, mit ihrer niemals wankenden Treue. Viele Gläubige haben mich erbaut und angespornt durch ihre Gläubigkeit, ihre Frömmigkeit, ihre Zuneigung, ihre Hilfsbereitschaft.

Alle äußere Tätigkeit des Priesters muss getragen sein von der inneren Verbindung mit seinem Herrn und Heiland. Sie wird hergestellt und erhalten durch das Gebet. Der Priester ist Beter. Es ist Vorbeter seiner Gemeinde. Er ist Fürbitter für die ganze Erde. Mehrere Stunden des Tages widmet er dem Gebet. Die Kirche drückt ihm sein priesterliches Gebetbuch, das Brevier, in die Hand. Die Kirche verlangt, dass er täglich den Rosenkranz betet. Die Kirche fordert ihn auf, alle Tage dem betrachtenden Gebet zu obliegen. 70 Jahre lang habe ich diese heiligen Pflichten zu erfüllen versucht. Das Geheimnis priesterlicher Fruchtbarkeit liegt darin, dass man sich ganz der Führung des Geistes Gottes überlässt. Je inniger das Werkzeug mit dem vereinigt ist, der es führt, desto größer ist seine Wirkung. Je inniger der Priester in treuer Hingabe mit Christus vereinigt ist, desto mehr wird er unter den Menschen wirken können. Unsere Fruchtbarkeit ist eine Wirkung der Gnade. Wir vermögen so viel, wie wir uns der Gnade öffnen, wie wir die Gnade sich auswirken lassen. Die Gnade aber verbindet sich mit dem Priester nur dann, wenn er sich ganz in die Hand dessen fügt, der ihn führt. Im allgemeinen gilt der Grundsatz: Je heiliger ein Priester ist, um so mehr gibt ihm Gott die Gnade, in der übernatürlichen Ordnung etwas auszurichten.

Der Priester ist Jünger Jesu. Das Geschick Jesu muss sich an ihm wiederholen. „Könnt ihr den Kelch trinken, den ich trinken werde?“ fragt Christus die Söhne des Zebedäus. Der Weg eines Dieners Christi und eines Nachfolgers der Apostel führt unweigerlich über den Ölberg und die Schädelstätte Golgotha. Keinem Priester bleibt das Leiden erspart. Die Mutter des heiligen Johannes Bosco sagte zu ihrem Sohn am Tag der Priesterweihe: „Nun bist du Priester, mein Sohn. Aber anfangen, die heilige Messe zu lesen, das heißt auch anfangen zu leiden. Vielleicht kommt es noch nicht plötzlich; aber bald wirst du erfahren, dass deine Mutter recht hat.“ Es muss so sein. Der Segen, den der Herr spendet, ist der Segen einer gekreuzigten Hand. So können auch in seiner Kirche nur die Hände Segen spenden, die das Kreuz tragen oder selbst gekreuzigt sind. Ein Priester leidet. Er leidet an seiner eigenen Schwäche, seiner Beschränktheit, seiner Armseligkeit. Die Kirche weiß, warum sie ihre Priester verpflichtet, häufig das Bußsakrament zu empfangen. Ein Priester leidet. Er wirft den Samen aus. Aber einiges wird zertreten, anderes verdorrt, wieder anderes erstickt unter den Dornen. Er fragt sich: Hast du nicht guten Samen gesät? Er erhält die Antwort: Das hat der Feind getan. Der Priester kann niemanden zwingen, zum Glauben zu kommen und im Glauben zu verharren. Ein Priester leidet. Er sieht den Rückgang des Glaubens, der Frömmigkeit und der Sittenreinheit bei vielen von denen, die ihm anvertraut sind oder denen er begegnet. In den 70 Jahren meines Priesterlebens hat sich ein unaufhörlicher Niedergang des religiösen Lebens bei der katholischen Bevölkerung vollzogen. Gott allein weiß, welche Prüfungen uns noch bevorstehen. Ich bin dieserhalb nicht hoffnungsvoll. Ich habe die begründete Vermutung, dass man uns eine Position nach der anderen entziehen, dass man uns an den Bettelstab bringen und dass man uns eines Tages wieder als Volksschädlinge, Ausbeuter und Hinterwäldler verfolgen wird. Ach, dass wir Priester doch standhaft bleiben und unserem Herrn auf seinem Leidensweg folgen möchten! Ach, dass wir doch am letzten Tage dieser irdischen Pilgerfahrt sprechen könnten: „Ich habe den guten Kampf gekämpft, den Lauf vollendet, den Glauben bewahrt. Darum harret meiner die Krone, die mir der Herr an jenem Tage geben wird, der gerechte Richter“ (2 Tim 4,7).

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Der Glaube an die Auferstehung (1)

Der Herr ist auferstanden

04.04.2021 (Ostersonntag)

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Ungeheure Mühe ist darauf verwendet worden, die Berichte von der Auferstehung Jesu in den Schriften des Neuen Testaments auf ihre Verlässlichkeit zu prüfen. Der Unglaube hat sich von Anfang an bemüht, die Auferstehung Jesu unter die Legenden zu werfen. Der Christ, der seinen Glauben ernst nimmt, soll vor diesen Behauptungen weder die Ohren zuhalten noch die Augen schließen. So wird kein Gegner überwältigt, so wird der eigene Glaube nicht befestigt, so ist die alte Christenheit nicht verfahren. Die gläubige Wissenschaft ist den Leugnern der wahren Auferstehung Jesu die Antwort nicht schuldig geblieben. Die Ungläubigen sind in der schwächeren Stellung. Die Geschichtswissenschaft ist auf der Seite des Glaubens. Die Bekundung der Auferstehung Christi durch einwandfreie Zeugen ist um ein Vielfaches sicherer als zahlreiche Ereignisse der Antike, die von den Geschichtsbüchern nicht in Frage gestellt werden. Die Historiker wären dankbar, wenn sie für ihre Gestalten und Ereignisse so viele unwiderlegliche Beweise hätten, wie wir sie für unseren Herrn und Heiland und seine Geschichte haben. Wenn alte Geschichtsschreiber, sagt Lessing, so frank und edel von uns behandelt werden, dass wir sie nicht um jede Silbe auf die Folter spannen, warum sollten Markus und Matthäus, Lukas und Johannes anders behandelt werden. Man mag mit grundsätzlichem Misstrauen die Darstellungen des Neuen Testaments von der Auferstehung prüfen. Man mag alle Mittel menschlicher Forschung einsetzen. Es wird immer, damit man sie verwerfen kann, eine persönliche Voraussetzung brauchen, nämlich die Meinung, es könne so, wie es berichtet ist, nicht gewesen sein. Diese Voraussetzung ist im Falle der Auferstehung dieselbe wie allem gegenüber, was im neuen Testament nicht in den Grenzen der natürlichen Menschlichkeit bleibt. Diese Voraussetzung lautet: Was da als übernatürlich und wunderbar verzeichnet ist, kann nur dem Bewusstsein, der Einbildung oder dem Willen von Menschen entsprungen sein, die dem Wunsche und dem Bedürfnis ihrer selbst oder ihrer Zeit eine Gestaltung gaben, als ob alles, was sie wahrhaben wollten, wahr im Sinne eines geschichtlichen Ereignisses, auch wirklich so geschehen wäre. Der Unglaube ist gezwungen, das Neue Testament in zwei Hälften zu zerbrechen. In eine, die sich glauben lässt, weil sie immer noch in menschlicher Richtung aufgeht; in eine andere, die sich „beim besten Willen“ nicht glauben lässt, weil sie die alltägliche menschliche Erfahrung überschreitet.

Manche beklagen, dass die Berichterstatter die wichtigste Tatsache der Weltgeschichte in so knappen, fast dürftigen Zügen behandelt haben. Aber gerade dies erweckt Vertrauen. Nur weniger gewissenhafte Erzähler hätten mehr gesagt, als sie wussten, hätten hinzugefügt und ausgeschmückt, um die Neugier zu befriedigen und den Glauben der ersten und zweiten Generation nach dem Tode des Herrn mit Phantasien zu beleben. Das haben sie nicht getan. Warum nicht? Weil sie nichts Unzuverlässiges behaupten wollten. Weil sie mit einer Kunde zu rechnen hatten, die allbekannt war. Weil sie nicht imstande waren, den Lebensstand des Auferweckten anders zu beschreiben, als dieser

selbst ihn seiner nächsten Umgebung zu erkennen gab. Diese Sparsamkeit ist ein Zeichen der Glaubwürdigkeit.

Wir haben sechs biblische Berichte über die Auferstehung des Herrn: die Auferstehungsgeschichten von Matthäus, Markus, Lukas und Johannes; ferner einige Hinweise der Apostelgeschichte (1,3-9; 10,40f.); schließlich den Auferstehungsbericht des Paulus in seinem ersten Brief an die Korinther (1 Kor 15,3ff.). Die Berichte enthalten Unterschiede. Die Abweichungen in den Berichten sind ein Erweis der Selbständigkeit in der Wiedergabe von Erfahrungen und Nachrichten. Die Ungleichheiten beweisen, dass die biblischen Schriftsteller nicht voneinander abgeschrieben haben, sondern dass jeder frei und unvoreingenommen sein eigenes Wissen aufgezeichnet hat. Es war dies ein Wissen aus persönlicher Zeugenschaft oder aus Überlieferung von den nächsten Beteiligten her. Wenn wir Berichte über eine große Schlacht der Vergangenheit lesen, werden wir feststellen, dass sie in Einzelheiten auseinandergehen. Aber niemand behauptet, die Schlacht sei überhaupt nicht geschlagen worden. Von der Ansprache Hitlers vom 22.8.1939 an die Generäle auf dem Obersalzberg existieren sechs Versionen mit unterschiedlichen Akzentuierungen, insgesamt aber identischer Aussage (Ankündigung des Krieges). Die erneute Ansprache Hitlers an die Führungsspitzen der drei Wehrmachtsteile am 23.11.1939 in der Reichskanzlei ist ebenfalls in mehreren Versionen überliefert. Aber das Wesentliche ist in allen Fassungen gleich: Offensive im Westen, Drohungen gegen Zweifler, Hegemonie Deutschlands. Die Unterschiede in den biblischen Berichten über Jesu Auferstehung sind Zeichen ihrer Ursprünglichkeit und Echtheit. Alle Berichte bezeugen einmütig: Der Herr ist auferstanden. Der auf eine falsche Voraussetzung aufgebaute Unglaube entfernt alles aus dem Neuen Testament, das nicht auch heute oder morgen geschieht. Diesem Verfahren bleibt nur ein „Christentum“, das Jesus anerkennt als einen Provinz-Rabbi, der manche tiefe Lebensweisheit gepredigt, ja auch ein edles religiöses Gefühl gegenüber Gott, seinem Vater, und ein lauterer Verhältnis zu den Mitmenschen gelehrt hat. Dieser Jesus sei der Heiland der Urgemeinde gewesen. Der ins Überweltliche reichende Christus verdanke sein Dasein jener nachträglichen Spekulation, welcher auch der Glaube an seinen Hervorgang aus dem Grabe entsprungen sei. Wie steht es in Wahrheit? In der Wahrheit, zu der die Nachrichten des Neuen Testaments uns zwingen, wenn nicht die Schere jener Voraussetzung am Werke ist? So steht es, dass wir ebenso das Begreifliche wie das Unbegreifliche hinnehmen müssen.

Halten wir uns an den frühesten Bericht. Er stammt vom Apostel Paulus und steht im 15. Kapitel seines ersten Briefes an die Korinther. Noch kein Vernünftiger hat an der Echtheit dieses Dokumentes gezweifelt. Fast aktenmäßig nüchtern heißt es hier: „Ich habe euch unter den Hauptstücken überliefert, was auch ich überkommen habe: dass Christus gestorben ist für unsere Sünden nach der Schrift, und dass er begraben wurde, auch dass er auferweckt wurde am dritten Tage nach der Schrift, und dass er dem Kephas (Petrus) erschienen ist, darauf den Elfem. Darauf ist er mehr als fünfhundert Brüdern auf einmal erschienen, von denen die meisten bis jetzt noch leben, einige aber sind entschlafen. Hierauf ist er dem Jakobus erschienen, dann allen Aposteln. Zuletzt aber ist er auch mir, gleichsam einer Fehlgeburt, erschienen... Sei es nun ich, seien es jene, so verkündigen wir, und so seid ihr gläubig geworden.“ Also die Verkündigung aller Apostel, nicht nur des Schreibenden, schließt die Auferstehung als ein Hauptstück ein. Paulus schreibt dies etwa im Jahre 56 oder 57, also reichlich zwanzig Jahre nach dem Tod des Herrn. Aber sein Wissen ist nicht von heute. Er blickt zurück auf seinen Besuch der Mutterkirche in Jerusalem, drei Jahre nach seiner Bekehrung vor Damaskus; er blickt zurück auf diese Bekehrung selbst, in der ihm, nur drei Jahre nach der Kreuzigung, Jesus erschienen ist; er blickt noch weiter zurück, indem er sagt, dass vor diesem persönlichen Erlebnis der Herr sich dem Kephas und den anderen Aposteln und Jüngern gezeigt hat. Noch lebten weitaus die meisten dieser Augenzeugen, also kann, was er schreibt, nur im Einklang mit den allgemein bekannten Erfahrungen der Mitbrüder in der Urgemeinde geschrieben sein. Die Ungläubigen verlangen Erfahrungen, damit sie glauben können. Diese Erfahrungen liegen vor. Augen- und Ohrenzeugen bekunden, was sie gesehen und gehört, was sie mit ihren Händen betastet haben. Das Verhältnis des Paulus zu diesen Augenzeugen war nicht völlig ungetrübt. Vielmehr war es von einer Art, dass er gleichsam unter kritisch zusehenden Augen schrieb. Am wenigsten durfte er im Bericht von der wichtigsten Erfahrung der Urgemeinde die Wahrheit verlassen. Paulus geht auf die Einzelheiten der Ereignisse, wie sie von den Evangelisten erzählt sind, nicht ein. Das erklärt sich leicht. Denn diese



waren längst schon öffentlich bekannt. Außerdem handelt er an dieser Stelle im zweiten Korintherbrief nicht von der Auferstehung Jesu um ihrer selbst willen, sondern nur als der Bürgschaft für die Auferstehung aller Toten. Nicht auf dem Hergang des Ereignisses, nur auf der Folgerung aus ihm für die Hoffnung der Christen liegt der Ton.

Der Sieg der christlichen Religion in die Breite und Tiefe ist nicht ohne den Osterglauben der Urgemeinde und dieser Osterglaube nicht ohne ein alles umwälzendes Ereignis zu begreifen. Es kam überraschend, unfasslich für alle, auch die Apostel. Sie hatten die Prophezeiungen darüber nie verstanden. Sie waren in dem Augenblick, als sie die Sache ihres Meisters verloren geben mussten, in die Heimat zu ihrem Handwerk zurückgekehrt. Wie kommt es, dass die verhagelte, führerlose Herde sich wieder zusammenfindet? Wer macht aus diesen abgründig Enttäuschten die martyrreistarken Bezeuger der Auferstehung? Betrug? Waren sie gute Menschen, so haben sie nicht betrogen. Wenn sie betrogen haben, waren sie schlechte Menschen; nur kann man nicht begreifen, dass sie für die eigene Lüge in den Tod gegangen sind. Oder sind sie betrogen worden? Es hätte nur von ihren Feinden geschehen können. Diese waren aber doch auch Jesu Feinde, die Urheber seines Todes. Sie hätten tausendmal lieber seinen unerstandenen Leichnam gefunden als die Herrlichkeit des Auferstandenen ausgerufen. Paulus z.B., damals als Saulus noch der Erzfeind der Gemeinde Jesu, hätte in seinem wilden Eifer jede Spur ergriffen, um den Glauben an das Auferstehungswunder aus der Welt zu schaffen. Nein, das Grab war leer, die Anklage auf Diebstahl war in den Wind geredet. Sowohl in Judäa wie in Galiläa erschien und sprach und aß und trank der Herr, sichtbar und greifbar im neuen Leib. Nicht nur im Geist der Jünger lebte er fort; vor ihren Augen bewies er ein Dasein in Form und Gestalt. So unbegreiflich erschien dies alles, dass die Apostel selbst die ersten Zweifler an der Auferstehung waren. Und nicht anders als die moderne Zeit wollten auch damals viele, so die Korinther, der Botschaft das Unglaubliche nehmen und den Sinn der Lehre darin sehen, dass sie eine zeitliche Wiedergeburt der Gesellschaft bezwecken sollte. Paulus verwahrt sich dagegen, ein falscher Zeuge zu sein, und darum lässt er die unerhörte Botschaft von der Auferweckung des Herrn nicht ins Allgemeinmenschliche ziehen. „Ist Christus nicht auferstanden, so ist nichtig unsere Predigt und nichtig auch euer Glaube.“ Und in dieser Verwahrung schließt er alle Verkündiger der Osterbotschaft ein. „Wir würden aber auch als falsche Zeugen Gottes befunden, dass wir gezeugt hätten gegen Gott, er habe auferweckt den Christus, den er doch nicht auferweckt hat.“

Ohne den Glauben an den Erstandenen bleibt ein Rätsel das ganze alte Christentum. Und noch ein größeres Rätsel bleibt uns der Osterglaube ohne das Ereignis der Auferstehung. Dieses hat die Gemüter in der Tiefe aufgewühlt. Es hat das Feuer in ihnen heller als je in den Tagen des Umgangs mit dem Meister entfacht. Es hat der Predigt der Apostel eine unermessliche Kraft und ihrem Herzen die Stärke zum Tode für ihn gegeben, den sie erstanden und lebendig wussten über Zeit und Raum.

Eine Gefangene, die im Moskauer Polizeigefängnis, der „Lubjanka“, war, erzählt uns von diesem Ort des Schreckens, wo immer eisige Friedhofsstille herrschen musste: „Eines Abends flüsterte mir meine Mitgefängene in der einsamen Zelle zu: ‚Wissen Sie, was morgen für ein Tag ist? Morgen ist Ostern!‘ War das frohe Osterfest tatsächlich so nahe? Ostern ist Freude für die ganze Menschheit. Aber wir waren von dieser Freude ausgeschlossen. Trostlos ging ich den Korridor entlang. Plötzlich durchbrach ein Schrei die unheimliche Todesstille: ‚Christus ist auferstanden!‘ Wer hatte es gewagt, unseren Ostergruß zu rufen? Ich sah meine Gefährtin an. Die großen Augen leuchteten übernatürlich klar in dem blassen Gesicht. Da kam schon die Antwort. Aus jeder Zelle ertönten schwache, aber freudige Menschenstimmen: ‚Er ist wahrhaft auferstanden!‘ “

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Der Glaube an die Auferstehung (2)

Mit Christus auferstehen

05.04.2021

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Der Apostel Paulus spricht wiederholt aus: Ihr Christen seid auferstanden, seid auferweckt worden mit Christus (Kol 2,12; 3,1). Was aber heißt „mit Christus auferstehen“? Der Apostel Paulus gibt darauf eine vierfache Antwort. Erstens. Mit Christus auferstehen heißt inwendig ein neues Geschöpf werden. Wo man die Evangelien auch aufschlägt, weht es uns an wie ein frischer Wind, oft wie ein rauher Sturm: es müsse alles anders werden, als wir es zu treiben pflegen. Schwere Dinge sind uns auferlegt, fast über unsere Kraft. Aber lesen wir die heiligen Bücher bis zum Ende. Da steht in allen vier: Der Herr ist auferstanden, er lebt und wirkt mit uns. Als die Jünger die Botschaft vernahmen und den Auferweckten selber sahen, entflammte er ihnen ein neues Leben der Hoffnung, des Mutes und der Kraft. Die Predigt ihres Meisters war besiegelt von seiner Glorie, und sein Hervorgang aus dem Grab verbürgte der Welt den Beistand zu einem neuen Leben nach seinem Wort. Nun begriffen sie, dass er der Anfänger und Urheber einer neuen, höheren Menschheit ist. Das war jetzt offenbar geworden durch die Erscheinung unseres Heilandes, der den Tod besiegt und unvergängliches Leben ans Licht gebracht hat. Ein einziger Jubel des Umschwungs aller Dinge ergriff die Verkündiger der frohen Botschaft. Todesmutig streuen sie das Feuer vom Himmel, das der Herr gebracht hatte und von dem er wollte, dass es brenne. „Gepriesen sei der Gott und Vater unseres Herrn Jesus Christus, der uns nach seiner großen Erbarmung neu gezeugt hat für eine lebendige Hoffnung durch die Auferstehung Jesu Christi von den Toten.“ Uns erneuernd in unserem ganzen Wesen, sollen wir die Auferstehung des neuen, zweiten Adam an uns vollziehen. „Gleichwie Christus ist auferweckt worden von den Toten durch die Herrlichkeit des Vaters, so sollen auch wir in der Neuheit des Lebens wandeln.“ „Wenn jemand mit Christus eins geworden ist, so ist er eine neue Schöpfung. Das Alte ist vergangen, siehe, es ist alles neu geworden.“ „Gestaltet euch nicht dieser Weltzeit gleich. Sondern wandelt euch um durch Erneuerung eures Sinnes, damit ihr das Gefühl dafür erlanget, was Gottes Wille ist: das Gute, das Edle, das Vollkommene.“ Das schwerste Hindernis des neuen Lebens, jeder weiß es, ist seine eigene Natur. Ihretwegen kommen die einen nicht dazu, es auch nur zu wollen; andere aber, die es wollen, bleiben weit vom Ziele; und wer gewonnen glaubt, vielleicht auch in Wahrheit gewonnen hat, ist in seinem Besitz täglich angefochten. Was wir aber alle sollen und wovon uns auch der barmherzige Gott nicht entbinden kann, das ist der gute Wille, es zu finden und zu haben. Dieser gute Wille ist kein laues „ich möchte wohl“; er ist der wahre Hunger und Durst nach der Gerechtigkeit, das leidenschaftliche Verlangen, ein Mensch zu sein, der vor Gott bestehen kann. Jener gute Wille ist ein Wille zum Guten im Gehorsam gegen den Gott Jesu Christi, ja den Gott in Jesus Christus, seinem fleischgewordenen, vom Kreuzestod erstandenen Sohn. Das Geheimnis der Erneuerung hat er uns in seiner Lehre verraten: „Wer sein Leben findet, der wird es verlieren, und wer sein Leben verliert, um meinetwillen, der wird es finden.“ Allein im selbstlosen Willen, der den Willen

Christi in sich aufgenommen hat, liegt das Geheimnis einer seligen Weltüberwindung. Mein Christ! Du sollst nicht beten, dass dein Wille Gottes Wille werde, sondern dass Gottes Wille der deinige werde. „Ein Täter des Wortes wird selig sein in seinem Tun.“

Zweitens. Mit Christus auferstehen, das heißt freiwerden von der Angst des Daseins. „Gott hat uns in Christus Jesus miterweckt und miteingesetzt in die Himmelswelt, um in den kommenden Weltzeiten den überschwänglichen Reichtum seiner Gnade kundzutun durch die Güte gegen uns in Christus. Ja, aus Gnade seid ihr gerettet durch den Glauben.“ Dass in den heiligen Schriften das Wort „Fürchtet euch nicht“ vorkommt so oft wie wenige andere, sagt genug von dem Willen Gottes, heile Wesen aus uns zu machen, aber genug auch vom natürlichen Zustand des Menschen, in Furcht und Angst zu sein. Worin gründet dieser Zustand? a) Der eine wird sagen in der täglichen Sorge um die Existenz, um die Gesundheit, um die Erhaltung unseres äußeren Besitzes. b) Der andere wird sagen in der Ungewissheit aller irdischen Verhältnisse, die uns jede Stunde bedroht. Wir sind auch des inneren Besitzes, der Liebe und Treue unserer nächsten Menschen, ja selbst der Wahrheiten, die wir gefunden glauben, niemals sicher. c) Ein dritter wird den Schatten des Todes, der ihm so gewiss ist wie jetzt sein Dasein, auf alle Dinge fallen sehen. d) Ein vierter wird im Zerwürfnis mit seinem Dasein leben, ja selbst im vollen Wohlergehen daran leiden, dass kein Glück ihm ausreicht, um glücklich zu sein. Solches Ungenügen am Leben hat seinen Grund in dem Gefühl, das Leben selber habe keinen Grund. Es kann die Menschen, die von ihm befallen werden, bis zum Entschluss des Todes treiben. Sie sind, mit den einfachen, aber tiefen Worten der alltäglichen Sprache gesagt, davon überzeugt, dass es nichts gibt. Diese Furcht, dass es nichts gibt, ist zu überwinden nur vom religiösen Glauben. Wer nichts Ewiges hat, an das er sich halten kann, dem bleibt nur die Angst vor dem überall lauernden bodenlosen Abgrund, der ihn verschlingen wird. Keine Hoffnung haben auf einen festen Ort. Keine Zuversicht, dass wir aus dem Flusse unseres Lebens das feste Ufer der Ewigkeit erreichen können, das ist die Krankheit, welche die Völker langsam zum Tode bringt. Aus namenloser Furcht vor dem Dasein erfüllt man es mit viel Betriebsamkeit. Wie soll uns geholfen werden ohne einen ewigen Grund zur Freude? Und es ist nur jene Freude, dass die Zeit geborgen ist in der Ewigkeit. Schon wissen es manche Staatsmänner, dass gottlose Völker mit keiner Kunst der Politik zu bewahren sind. Schon wissen es manche Ärzte, wie ohnmächtig ihre Kunst am Kranken ist, wenn das Leben von der schwersten Krankheit ergriffen wird, von der Hoffnungslosigkeit, die keine Antwort hat auf die Frage: Wozu bist du auf Erden? Der Christ findet die Rettung aller Angst in der Heilsgewissheit des Glaubens an den Gekreuzigten und Auferstandenen: „Wenn Gott für uns ist, wer ist dann wider uns? Wird denn der, der seinen eigenen Sohn nicht geschont, sondern ihn für uns dahingegeben hat, uns mit ihm nicht auch alles andere schenken? Christus Jesus, der gestorben, nein, der auferweckt ist, der auch zur Rechten Gottes sitzt, er tritt für uns ein. Wer will uns trennen von der Liebe Christi? Glorreich überwinden wir in allem durch die Hilfe dessen, der uns geliebt hat.“ Unser Herr selber wollte, dass die Freude, wie er sie hatte, auch in den Herzen der Seinigen sei. „In der Welt habt ihr Angst, aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden.“

Drittens. Was heißt: mit Christus auferstehen? Das heißt: „in der Gemeinschaft seiner Leiden“ zur Kraft seiner Auferstehung, zum Triumph über die Schwäche und die Todesläufigkeit der Natur zu gelangen. Eine andere Lösung des schmerzlichsten aller Welträtsel, als Jesus sie in den drei blutigen Stunden am Kreuze gab, ist dem Menschen versagt. Damals hat der Gottmensch alles Zucken des Körpers und alles Erbeben der Seele vor den Vater gebracht, auf dass die Sünde ihren ersten Todesstoß gegen die Menschen zurückempfangen. Seitdem der Herrlichste als Gottes und der Menschen Knecht gelitten hat, ist eine göttliche Kraft auch im Leiden, wenn Jesus lebt, damit wir „in der Gemeinschaft seiner Leiden“ stehen können. Die rechte Bewährung unserer Christlichkeit zeigt sich erst im Leiden mit und in Christus. Dann aber ist es auch ein Leiden mit dem Blick auf das leere Grab. War Jesus nur der schuldloseste und tragsamste unter den blutenden Helden der Weltgeschichte, so geben wir ihm seinen Dornenkranz zurück, bewundernd, mitfühlend, aber unerlöst. Nur ein Christus, der vom Grabe erstanden ist und jedes Menschenleben mitlebt, der wahrhaft bei uns ist alle Tage, lässt uns den Schmerz der Welt und unseren Teil an ihm verstehen und als geheiligt durch die Gemeinschaft mit dem Christusleiden ertragen.

Viertens. Auferstehen mit Christus heißt zuletzt mit ihm verklärt und verherrlicht werden. Die tiefste Sprache der Schöpfung ist ein einziger Seufzer nach Erlösung, nach Wiederkehr des Urstands, zu dem Gottes Werde! sie gerufen hat. Die Schöpfung wartet sehnsüchtig darauf, zur herrlichen Freiheit der Kinder Gottes befreit zu werden. Die Völker vor Christus ersehnten den großen Tag der Verklärung. Die Urchristen, die Apostel, die Kirchenväter verkünden unablässig ihre Erwartung. Es wird nach Christi Verheißung ein neuer Himmel und eine neue Erde sein, in denen Gerechtigkeit wohnt. Der auf dem Throne sitzt, spricht: Siehe, ich mache alles neu. Die Hoffnung ungezählter Jahrtausende auf einen göttlichen Bezwinger des Todes hat sich erfüllt in der Auferstehung des Herrn. In seiner Glorie liegt die Bürgschaft für die Verwandlung der Schöpfung in den Zustand der Verklärung. Wir haben die Verheißung, wir dürfen vertrauen, dass sie sich erfülle. Es kommt die Stunde, in der alle, die in den Gräbern sind, seine Stimme hören. Und es werden hervorgehen, die Gutes getan haben, zur Auferstehung des Lebens, die aber Übles getan haben, zur Auferstehung des Gerichtes. Nicht nur in unserer Zeit, immer und allezeit war es den Menschen zumute, als pilgerten sie abendwärts wie die beiden auf dem Weg nach Emmaus. „Ihre Augen waren gehalten, so dass sie ihn nicht erkannten.“ Jesus tritt zu ihnen. Was sind das für Reden, warum seid ihr traurig? Die mutlosen zwei verzweifelten an dem, der doch zwischen ihnen wanderte. Er rüttelte ihre Gemüter auf zur Erkenntnis der göttlichen Pläne: O ihr Toren und Mattherzigen! Das wird immer das Bild entmutigter Zeiten der Christenheit sein: gehaltene Augen, Zweifel, fast Irre-werden an dem geglaubten Auferstandenen, der doch selig nahe, ob auch unerkant, mit ihnen pilgert. Heißen wir ihn bei uns bleiben und bleiben wir bei ihm! So steht, auch wenn es Abend wird, die Ostersonne allezeit über uns.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Der Glaube an die Auferstehung (3)

Der Auferstandene und sein Apostel Thomas

11.04.2021

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Der Erste, der die Auferstehung Jesu verkündet, und zwar den Frauen, die zum Grabe des Herrn geeilt waren, ist ein Engel. Er spricht: „Ich weiß, dass ihr Jesus, den Gekreuzigten, sucht. Er ist nicht hier. Er ist auferstanden, wie er gesagt hat.“ Die Reaktion der Frauen auf diese Botschaft ist „Schrecken und Entsetzen“. Denn das ist eine unerhörte Botschaft. Die Frauen berichten ihre Erlebnisse am Grabe den Aposteln und Jüngern Jesu. Ihre Meldung stößt auf Unglauben. Jesus erscheint am Nachmittag des Ostersonntags zwei Jüngern, die nach Emmaus gehen. Auch ihr Bericht wird ungläubig aufgenommen. Inzwischen erfolgte die Erscheinung des Herrn vor Petrus. Doch auch sie scheint noch nicht den Durchbruch zu allgemeiner Gläubigkeit gebracht zu haben. Darauf zeigte sich der Herr den Elfen. Sie wähten, einen Geist zu sehen. Das heißt: auch diese Erscheinung weckte (noch) nicht den Glauben an Jesu Auferstehung. Der Auferstandene beglaubigt endlich seine wahre Gegenwart, indem er zu den Jüngern spricht, ihnen seine Wundmale zeigt und vor ihren Augen speist. Die anfängliche Unwilligkeit der Jünger Jesu, an die Auferstehung des Meisters zu glauben, ist von eminenter Bedeutung. Sie wehrt der Behauptung des Unglaubens, Wunschdenken der Anhänger Jesu habe die Kunde seiner Auferstehung hervorgebracht. Sie waren gerade das nicht, was man ihnen unterstellt zu sein, nämlich unkritisch und leichtgläubig. Ihre allgemeine Weigerung, das Unerhörte, nie Dagewesene für wirklich geschehen zu halten, ist ein durchschlagendes Argument für die Echtheit der Erscheinungen des Auferstandenen. Die Evangelisten Markus und Lukas berichten in allgemeinen Ausdrücken, dass die Jünger dem Zeugnis der Frauen und der beiden Emmauswanderer, Jesus sei vom Tode erstanden, keinen Glauben schenkten (Mk 16,11; 13; Lk 24,11; 22-27; 37-41) und vom Auferstandenen deshalb getadelt wurden (Mk 16,14). Nach dem Evangelisten Johannes hat sich der Apostel Thomas besonders hartnäckig gesträubt, lediglich auf fremdes Zeugnis hin an die Auferstehung Jesu zu glauben. Diesen Fall erzählt Johannes ausführlich, weil Jesus bei der Überführung dieses Apostels eine wichtige Lehre für die späteren Jüngergenerationen ausgesprochen hat.

Thomas (11,16; 14,5) war nicht zugegen, als Jesus am Abend des Ostersonntags seinen Mitaposteln erschien. Diese erzählten ihm nachher, dass sie den Herrn gesehen haben. Thomas weigert sich, an die Auferstehung Jesu zu glauben, solange er sich nicht durch Anblick, ja durch Berührung seiner bei der Kreuzigung erhaltenen Wundmale von ihrer Tatsächlichkeit überzeugt habe: „Wenn ich nicht an seinen Händen das Mal der Nägel sehe und meinen Finger in das Mal der Nägel und meine Hand in seine Seite lege, glaube ich es nicht.“ Thomas lehnt jedes fremde Zeugnis grundsätzlich ab und will sich nur auf die eigene Sinneswahrnehmung verlassen. Es ist einigermaßen merkwürdig, dass er den Augen seiner Mitapostel nicht vertraut und nur seine eigenen Augen als Erkenntnismittel gelten lässt. Ist er eigensinnig? Ist er überheblich? Will er etwas Besonderes sein? Man kann freilich auch Verständnis für Thomas aufbringen. Was die übrigen Apostel berichteten, war so aufwühlend, so unerhört, noch nie dagewesen, alle Vorstellungen übersteigend, dass es wahrlich nicht verwunderlich ist, dass

Thomas handgreifliche Beweise für die Behauptung: Er ist auferstanden verlangt. Aber die Skepsis des Thomas hat noch eine andere Seite: Er will glauben, wenn er sieht. Er möchte die zwei Erkenntnisweisen des Menschen – das Glauben und das Erfahren – zur Deckung bringen. Thomas stellt Gott eine Bedingung: „Wenn ich nicht an seinen Händen das Mal der Nägel sehe und meinen Finger in das Mal der Nägel und meine Hand in seine Seite lege, glaube ich nicht.“ Positiv gewendet, besagt diese Bedingung: „Nur wenn ich das alles sehe und betaste, was ich gesagt habe, dann glaube ich.“ Gott ist einem bedingten Glauben abhold. Unter dem Kreuze waren solche, die ihm eine Bedingung stellten: „Wenn du herabsteigst vom Kreuze, dann wollen wir glauben“ (glauben, dass du der gottgesandte Messias bist). Der Herr geht auf dieses Angebot nicht ein. Er würdigt die, welche es vorbringen, keiner Antwort. Gott lässt sich nicht zwingen, zu tun, was Menschen fordern. Aber hier, so scheint es, ist es anders.

Was Thomas mit hartnäckigem Trotz verlangt, das wird ihm vom Auferstandenen tatsächlich gewährt. Die Jünger sind am folgenden Sonntag wieder versammelt, und zwar offenbar im selben Gemach; diesmal ist Thomas bei ihnen. Da erscheint Jesus plötzlich bei verschlossenen Türen in ihrer Mitte und begrüßt sie mit dem Friedenswunsch. Der Auferstandene kündigt sich nicht an; er erscheint unerwartet, überraschend. Seine verklärte Seinsweise gestattet ihm, in den Raum zu treten, ohne die Tür zu öffnen. Sein Gruß gilt allen, seine Anrede nur einem. „Reiche deinen Finger her und sieh meine Hände, und reiche deine Hand und lege sie in meine Seite.“ Er fordert Thomas auf, sich nun durch Anschauen und Berühren seiner Wundmale von der Tatsächlichkeit seiner Auferstehung zu überzeugen. Er gewährt Thomas das, was er verlangt hatte: das Sehen und das Berühren des Auferstandenen, der die Wunden der Kreuzigung, freilich die verklärten Wunden, noch an sich trägt. Mit leisem Tadel fügt er die Mahnung bei, nicht länger im Unglauben zu verharren, sondern gläubig zu werden: „Sei nicht ungläubig, sondern gläubig.“

Thomas ist durch die plötzliche Erscheinung und die an ihn gerichteten Worte Jesu (die ihm dessen Wissen um seinen Unglauben offenbaren) so überwältigt, dass er die Aufforderung nur mit dem Bekenntnis „Mein Herr und mein Gott!“ beantworten kann. Er ist jetzt nicht nur von der Wirklichkeit der Auferstehung überführt. Er erkennt vielmehr auch (wie aufgrund blitzartiger Erleuchtung) den Auferstandenen als seinen himmlischen Herrn und Gott. Das heißt, er bekennt seinen Glauben an die Gottheit Jesu (1 Jo 5,20): Dieser ist der wahrhaftige Gott und ewiges Leben (Apk 1,17; 22,13). Im Munde des Thomas ist „mein Herr (*Kyrios*)“ nicht die gebräuchliche Höflichkeitsanrede, wie sie auch die Jünger ihrem Meister gegenüber während seines irdischen Lebens gebraucht haben. Sie ist vielmehr religiöses Bekenntnis und Gebetsanruf zugleich. „Herr“ ist mit dem gleichen Inhalt gefüllt wie die alttestamentliche Gottesbezeichnung „Herr“ (= *Jahwe*), schließt also das Bekenntnis zur Gottheit des Auferstandenen ein. Die höchste Aussage des Prologs zum Johannes-Evangelium „Gott war das Wort“ ist zum Bekenntnis des „ungläubigen“ Thomas geworden. Der Doppeltitel „Herr und Gott“ findet sich auch in den Psalmen (Ps 35[34], 23 LXX) und in der Apokalypse (Apk 4,11) als Anrede Gottes. Er begegnet auch in der sakralen Sprache des Hellenismus. Eine Inschrift aus dem Fajjum in Ägypten aus dem Jahr 24 v. Chr. erwähnt einen „dem Herrn und Gott Soknopaios“ gestifteten Bau. Sueton berichtet, dass Kaiser Domitian sich „unseren Herrn und Gott“ nennen ließ. Als Herr hatte auch der Verkündigungengel von Bethlehem den Neugeborenen in der Krippe bezeichnet: „Geboren wurde euch heute ein Retter, er ist Christus, der Herr.“ Der Name „Herr“ ist dem auf Erden erschienenen Erlöser untrennbar und unaufgebbar verblieben. Im Römerbrief heißt es: „Wenn du nämlich mit deinem Munde bekennt ‚Herr ist Jesus‘ und in deinem Herzen glaubst ‚Gott hat ihn auferweckt von den Toten‘, wirst du gerettet werden.“ Im ersten Korintherbrief stehen die Aussagen: „Keiner kann sagen: ‚Herr Jesus‘ außer im Heiligen Geist.“ „Wenn einer den Herrn nicht liebt, der sei ausgeschlossen.“ Schließlich heißt es in der Apokalypse: „Komm, Herr Jesus!“ Sachliche Parallelen liefern die Anrufung Christi als „unser Herr“ durch die aramäisch sprechende Urgemeinde (1 Kor 16,22; Apk 22,20); die urchristliche Bezeichnung der Christen als solche, „die den Namen unseres Herrn Jesus Christus anrufen“ (1 Kor 1,2; 2 Tim 2,22); und das Bekenntnis Christi als des Herrn (Röm 10,9; 1 Kor 12,3; Phil 2,11). Mit diesem feierlichen Glaubensbekenntnis des Thomas „Mein Herr und mein Gott“ erreicht das vierte Evangelium seinen theologischen Höhepunkt und zugleich seinen (ursprünglichen) Schluss. Jesus nimmt das Bekenntnis des Thomas an und knüpft

daran eine wegweisende Belehrung: „Weil du mich gesehen hast, hast du geglaubt. Selig, die nicht sehen und doch glauben.“ Die Antwort, die Jesus dem Thomas gibt, ist weniger ein Tadel für diesen als eine Belehrung für die nachfolgende Jüngergeneration. Zwischen Thomas und seinen Mitaposteln besteht im Grunde kein Unterschied. Auch sie haben erst aufgrund ihrer Schau des Auferstandenen (oder des leeren Grabes, V. 3-8) geglaubt. Aber den künftigen Jüngern wird dieses Schauen mit leiblichen Augen nicht mehr möglich sein; und niemand hat das Recht, diese Schau als Vorbedingung für den Glauben an Jesus zu verlangen. Künftighin muss sich der Glaube auf das Zeugnis der ersten Jünger über Jesu gesamtes irdisches Wirken mit Einschluss seines Todes und seiner Auferstehung gründen (15,26f.), das in der Verkündigung der Kirche immer lebendig bleibt (17,20). In seiner Abschiedsrede hatte Jesus auf die Vermittlung des Glaubens durch die Predigt und die Lehre der Jünger hingewiesen. „Nicht für sie allein bitte ich, sondern auch für jene, die durch ihr Wort an mich glauben“ (Jo 17,20). Das ist sein Auftrag an uns, die Verkündigung des Glaubens, das ist die Verantwortung, die er uns auferlegt: Ohne Unsicherheit und Zweifel, ohne Furcht und Scheu auszurufen: Christus erstand wahrhaft vom Tod. Du Sieger, du König, sieh unsere Not.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Der gute Hirt

18.04.2021

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Der zweite Sonntag nach Ostern heißt im Volksmund „Guter-Hirten-Sonntag“. Diese Bezeichnung leitet sich von dem Evangelium her, das an diesem Sonntag in der hl. Messe verlesen wird. Unser Herr Jesus Christus hat sich selbst als den guten Hirten vorgestellt: „Ich bin der gute Hirt.“ Unmittelbar danach gibt er das Kennzeichen des guten Hirten an: Er gibt sein Leben für seine Schafe. Das heißt: Er gibt alles. Mehr als das Leben kann er nicht geben. Mit dieser Aussage hat der Herr Auftrag und Erfüllung seines Lebens beschrieben. Jedermann in Palästina zur Zeit Jesu wusste um die Pflichten und um die Tätigkeit eines Hirten. Der Hirt ist der Hüter von Haustieren beim Weidegang. Er versorgt seine Herdentiere und verteidigt sie heroisch gegen Gefahren. Bevor Jesus, der gute Hirt, in die Herrlichkeit des himmlischen Vaters zurückkehrte, bestellte er Menschen, die an seiner Stelle die Hirtenaufgabe übernehmen und fortführen sollten. So ist das Hirtenamt auf die katholischen Priester übergegangen. Die Priester der katholischen Kirche sind nicht als naturhaftes Produkt aus der sozialen Entwicklung herausgewachsen. Sie sind eine Einrichtung, die Jesus Christus geschaffen hat. Die Form und die Eigenart des katholischen Priesters hat etwas Überzeitliches, ist seit dem Tage, da Jesus die Wahl der Apostel vollzog, im wesentlichen gleich geblieben und wird es immer bleiben. Es sind vier Merkmale, an denen man den katholischen Priester erkennt, weil sie seinem Beruf und seiner Berufserfüllung eine besondere und eigentümliche Art verleihen.

Das erste dieser vier Merkmale ist das Weihebewusstsein. Es ist die Überzeugung, Träger göttlicher Vollmachten zu sein und als solcher in sichtbarer und offizieller Form bestellt und befähigt zu sein, eben „geweiht“ zu sein. Durch die Handauflegung des Bischofs wurde ihm ein Anteil an den Vollmachten gegeben, die Christus zu eigen sind. Das Weihebewusstsein des Priesters enthält den Glauben an folgende Tatsachen: Nur eine bestimmte und begrenzte Zahl von Menschen ist durch Christus zu solcher Vollmacht bestellt. Diese Bestellung geschieht in deutlich erkennbarer Weise, so dass die so geprägten Menschen sichtbar von den übrigen Menschen abgegrenzt sind. Die Vollmacht, die ihnen gegeben wurde, ist von höchster Wirklichkeit. Die Religionsdiener im Protestantismus sind achtenswerte Menschen. Aber sie sind keine Priester. Sie empfangen keine Weihe. Sie sind Christus nicht im Sein verähnlicht. Karl Marx war selbst jüdischer Abstammung. Von ihm stammt das Wort: Luther hat die Pfaffen in Laien verwandelt, weil er die Laien in Pfaffen verwandelt hat. Es klingt brutal, aber es ist richtig. Die Kirche hat das Priestertum energisch und nachhaltig gegen Bestreitung und Entwertung verteidigt. Der Glaube an die besondere und reale Bevollmächtigung einer bestimmten Gruppe von Menschen ist von ihr durch 2000 Jahre mit beispielloser Energie und Zähigkeit behauptet und durchgesetzt worden. Die gewaltige Energie, mit der die Kirche den Glauben an das besondere Weihepriestertum festgehalten hat, ist in die Priester selbst übergegangen. Selbst im tiefgesunkenen Priester, selbst im abgefallenen Priester und sogar im ungläubig gewordenen Priester lebt schier unausrottbar das Bewusstsein, dass er eigentlich Priester ist und übernatürliche Kräfte und Vollmachten in Händen trägt. Darum verliert er kaum je die heimliche Sehnsucht nach dem wunderbaren Opferdienst am Altar. Selbst inmitten einer allgemeinen Verneinung aller Dogmen bleibt doch eine



merkwürdig inkonsequente Neigung, an das Geheimnis des Altars zu glauben, ja selbst dieses Geheimnis wieder zu vollziehen. Wenn ein solcher Priester wieder zurückfindet zu seiner Sendung und seinem Beruf, dann geht sein Heimweg zumeist von dieser Sehnsucht aus.

Das Weihebewusstsein des Priesters beruht auf dem Glauben an objektive, von oben gegebene Vollmachten und Kräfte, nicht an subjektive, aus ihm selbst hervorquellende Fähigkeiten. Was er den Menschen zu bringen hat, ist unendlich mehr als eigene Einsichten oder Ideen, mehr als sein eigener Glaube, mehr als Wort und Beispiel. Dieser Glaube an den objektiven Charakter seiner Vollmachten (und an die bloß werkzeugliche Funktion seiner eigenen Person) ist das Prophetische im Standesbewusstsein des katholischen Priesters. Das Göttliche, das der Priester in sich ruhend und wirkend weiß, ist unausdenkbar groß und heilig. Aber er selbst ist nur der Träger, der kein persönliches Verdienst um das Heiligtum hat, das er tragen darf. Auf seine Person geht nichts über von dem Glanz der Gnade, die er in Händen hält. Darum kann er seine Vollmachten und seine Würde nur zitternd und mit Schrecken erfüllt tragen. Er fühlt das schmerzvolle Missverhältnis zwischen dem Menschen und seinem Amt. Die Kostbarkeit, die er trägt, wird ihm zu einer Last und Belastung, die alle seine persönlichen Kräfte weit übersteigt, unter der er bebt und wankt.

Das Bewusstsein persönlicher Bedeutungslosigkeit gegenüber dem gewaltigen Amt, das der Priester trägt, wird noch verstärkt durch die Verantwortung, die dieses Amt mit sich bringt. Die göttlichen Vollmachten, die der Priester besitzt, sind nicht für ihn selbst, sondern zur Heile der anderen. Er ist Ausspender der Geheimnisse, die ihm anvertraut sind. Das ist das zweite Merkmal des Priesterstandes: das Bewusstsein der Verantwortlichkeit. Er weiß, dass er für andere lebt, für das Volk, für die Gemeinde, für die Armen, für die Kinder, ja für die ganze Kirche. Es bleibt von seinem eigenen Leben, seinen eigenen Interessen und Wünschen nichts zurück; er wird sogar nur dadurch selig und heilig, dass er für andere lebt. Für ihn bleibt keine Stunde, kein Werk, kein Unternehmen, das nicht im Bereich jener Verantwortung läge. Es gibt keine Zwecke mehr, die dringlicher und wichtiger wären oder auch nur gleich dringlich und wichtig als die priesterlichen. Selbst sein Leben und sein Lebensglück spielt keine Rolle mehr, die gegen seinen Beruf aufkommen könnte. Ob er sein Leben und seine Gesundheit bewahrt oder einsetzt, er tut beides nicht für eigene Interessen, sondern für die Aufgaben seines Priestertums. Der Priester lässt seine eigenpersönlichen Wünsche und Neigungen stets zurücktreten hinter dem Amt und der Sendung, die ihm von Gott aufgetragen sind. Einer meiner Schüler, der das Priestertum erreicht hat, erklärte: „Der Priester hat doch auch ein Recht auf Glück.“ Ich kann nicht finden, wie dieser Anspruch begründet werden soll. „Das Glück des anderen ist es, das glücklich macht“ (Hugo Ball). Die Priester sollten sich nicht von Friedrich Nietzsche beschämen lassen, der schreibt: „Trachte ich denn nach meinem Glück? Ich trachte nach meinem Werke!“ Dieses Bewusstsein, für andere da zu sein in verantwortlicher Weise, ist etwas ganz Neues innerhalb der menschlichen Gesellschaft. Christus hat hiermit einen neuen Beruf und eine neue Berufsauffassung in die Welt gebracht. Christus hat die Möglichkeit gezeigt, dass ein Mensch primär und geradezu wesenhaft für den Dienst anderer bereitgestellt wird, dass er also zunächst nicht für sich lebt, sondern für andere.

Aus diesem Verantwortungsbewusstsein folgt jene eigenartige seelische Haltung, die den katholischen Priester zu allen Zeiten zum Menschenfreund, zum Berater des Volkes, besonders des armen Volkes, zum väterlichen Freund der Kinder, zum Erfinder und Träger zahlloser Bestrebungen und Werke der Volksbildung, Volksgesundheit und Volksrettung gemacht hat. Dem Volke war bewusst: Dieser Mann ist ein Priester, also muss er für uns da sein, uns gehören, zu uns halten. Er ist ein Priester, also muss er Rat und Trost wissen. Die Verantwortlichkeit des Priesters ist die Haltung einer großen und bereitwilligen Hilfsbereitschaft. Es ist kein Zufall, dass die Priester aller christlichen Epochen sich immer auf die Seite der Schwächeren, der Unterdrückten und der Notleidenden gestellt haben. In einem Staat der USA hatte ein Unternehmer Streit mit seinen Arbeitern. Die Parteien konnten sich nicht einigen, und so schlug man einen in jener Gegend bekannten und angesehenen katholischen Priester als Schlichter vor. Der Unternehmer lehnte ab. Er schrieb: „Ich bestreite keineswegs seine Sachkenntnis, sein Geschick und seine Ehrenhaftigkeit. Aber wie bei allen katholischen Priestern ist auch bei ihm die Vorliebe auf Seiten der Arbeiter.“ Die Menschensorge des katholischen Priesters ist nun aber rein religiös bestimmt. Sie erwächst nicht aus irgendwelchen humanitären Erwägungen, sie geht auch nicht aus bloß menschlichem Erbarmen hervor, sondern sie ist die Ausstrahlung

eines religiösen Imperativs, eben der von Gott gegebenen Sendung. Freilich ist dieser religiöse Imperativ dem Priester gleichsam zur innerlichen Notwendigkeit geworden, so dass er auch das menschliche und persönliche Fühlen und Erbarmen auslöst.

Doch wie warm und menschlich die Priester auch zu fühlen vermögen, sie kommen nicht auf unmittelbarem Wege zu den Menschen, sondern von Gott her, von dem sie sich gesandt wissen. Dem Priester ist die Religion zum Beruf im buchstäblichen Sinne geworden. Das ist die dritte Eigenart des katholischen Priesterstandes. Der katholische Priester übt einen Beruf aus, der nicht mehr und nicht weniger ist als seine Religion. Er besitzt einen wirklichen Beruf, eben die priesterliche Arbeit im Auftrag und im Sinne der katholischen Kirche. Aber die Erfüllung seiner Aufgaben ist wirklich Religion und religiöses Leben. Er trägt in seiner Seele gewisse Gnadengaben, die ihn zu seinem Dienst befähigen, und diese Gnadengaben sind eine Berührung durch Gott, ein Teilhaben an Gottes besonderer Nähe, ein Durchströmtsein von Gottes Leben. Die Priesterweihe ist ein Sakrament, eine Mitteilung göttlicher Begnadung, von heiligmachender und besonderer Berufungsgnade. Der Priester kommt durch die Weihe in ein ganz nahes Verhältnis zu Gott, so real und so tief eingesenkt, dass es selbst in der Sünde nicht mehr ganz aufgegeben werden kann. Selbst seine Sünde hat einen religiösen Charakter, freilich in negativem Sinn, den Charakter eines Sakrilegs (= Entweihe einer gottgeweihten Person), wenn er, mit der Sünde belastet, seine priesterlichen Funktionen ausübt. Des Priesters Religion ist eben sein Priestertum, sein Priesterberuf.

Die Gefahr, die in der Verbindung von Religion und Beruf liegt, ist das Versiegen der religiösen Quellen im einzelnen Priester, so dass sein berufsmäßiges Wirken zu einer bloß äußeren, beamtenmäßigen Funktion wird. Das Heilige wird dann zum Handwerk, das Göttliche zum Mechanismus, das Ewige zur Fiktion. Wenn der Priester seine ewigen Zusammenhänge verloren hat, behält sein Priestertum, sein priesterliches Wirken zwar noch die Kraft und die Gültigkeit, die Christus ihm verleiht, er bleibt wirksam für andere. Aber für den Priester selbst ist es sinnlos, ja sinnwidrig, weil es aufhört, Erfüllung seines Berufes zu sein, obgleich es noch mechanisch weiterläuft. Es begibt sich das Absurde, dass ein Leichnam Leben ausströmt; dass ein Mensch, der erloschen ist, noch fortfährt, zu leuchten; dass eine Seele aus Gottes Nähe heraus wirkt und dabei Gott unendlich ferne steht. Wenn die Verbindung von Religion und Beruf zerrissen ist, wird dadurch auch der Beruf zerstört, unwahr und tot. So etwas geschieht tatsächlich. Von dem einen oder anderen wissen wir es. Der französische Priester Joseph Turmel (1859-1943) verlor den Glauben, behielt aber diese innere Entwicklung für sich. Er blieb äußerlich in der Kirche und übte die priesterlichen Funktionen weiter aus, zelebrierte täglich die Messe, gab anderen die Kommunion und hörte die Beicht. Gott allein weiß um das schreckliche Geheimnis und um das ewige Schicksal dieses Priesters.

Der religiöse Charakter des priesterlichen Berufes bringt noch eine vierte Eigentümlichkeit mit sich, die das katholische Priestertum bis in seine tiefsten Wurzeln hinein kennzeichnet. Es ist die Einsamkeit, die dieses Priestertum umgibt. Sie ist schon in der Tatsache gegeben, dass der Priester auf dem Wege über Gott zu den Menschen kommt, nicht von seinem eigenen Unternehmen gezogen, sondern von Gott gesandt. Sie wird verstärkt durch die Lebensform des Zölibats. Der Zölibat, das ehelose, enthaltsame Leben, hat vielfache Wurzeln. Er hat zunächst eine praktische Bedeutung. Die Seelsorge in dem umfassenden, den ganzen Menschen erfüllenden Sinn, wie die katholische Kirche sie versteht, wird wesentlich erleichtert und gefördert durch die Ehelosigkeit. Es gilt hier, was von allen großen Erfüllungen der Menschenseele gilt: Sie sind ausschließlich, sie sind unverträglich mit jeder anderen Erfüllung. Dass zum Beispiel die Kunst (oder die Wissenschaft) solchen ausschließlichen Dienst verlangt, ist altbekannt. Die große Sängerin Christa Ludwig schreibt in ihrer Autobiographie: „Ich glaube, in diesem Berufe bleibt eine Sängerin am besten allein.“ Der bedeutende Forschungsreisende Wilhelm Filchner, der wegen seiner Untersuchungen in Innerasien monate-, jahrelang fern von Heimat und Familie war, erklärt: „Ein solcher Beruf verlangt die Ehelosigkeit.“ Sodann hat der Zölibat des katholischen Priesters eine religiöse Wurzel; er ist nicht ein künstlerischer oder wissenschaftlicher Zölibat, sondern ein religiöser. Der katholische Priester ist „dem Herrn geweiht“. Sein Zölibat bedeutet, dass er dem Herrn gehört. Sein Beruf ist eine von Gott gegebene Lebensaufgabe und Lebensform und somit auch die Verpflichtung, nur von Gott her zu den Menschen zu kommen. Dieser Weg aus der Unendlichkeit in die Unendlichkeit muss dem Priester als gottverlorene Einsam-

keit erscheinen. Daraus ergibt sich, dass der priesterliche Zölibat viel mehr bedeutet als etwa bloßen Verzicht auf die Ehe oder gar auf sexuelle Befriedigung. Im Wesen des priesterlichen Zölibats liegt die innere Einsamkeit, der Verzicht auf die tragende, bergende und wärmende Nähe der Menschen, eine Art Heimatlosigkeit innerhalb der irdischen Grenzen. Daraus folgt, dass nur starke und selbständige Naturen, die das natürliche Anlehnungsbedürfnis zu überwinden vermögen, zum Priestertum berufen sein können. Ihre Einsamkeit muss durchflutet und durchwärmt sein von der Fülle und dem Reichtum des inneren Lebens. Nur der Mensch ist zum Führen geeignet und berufen, der versteht, einsam und allein an der Spitze zu schreiten. Nur der kann vielen gehören, der herausgehoben ist aus allzu naher Verkettung und Verflechtung mit einzelnen. Nur der kann andere stützen, der selbst stehen kann. Der Dienende erwartet oder fordert nichts von anderen. Nur die, die nicht mehr an sich selbst hängen, sind die wirklich selbständigen und tragfähigen Naturen, an denen andere Halt gewinnen. Solche Priester hat es gegeben, und ich bin überzeugt: Es gibt sie heute noch. Es sind jene, von denen Friedrich Nietzsche schreibt: „Hier sind Priester. Und wenn es auch meine Feinde sind, geht mir still an ihnen vorüber und mit schlafendem Schwerte. Auch unter ihnen sind Helden.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Glauben ist schwer. Nicht glauben ist unmöglich (Victor Hugo)

25.04.2021

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Victor Hugo (1802-1885) gilt als der bedeutendste französische Schriftsteller des 19. Jahrhunderts. Seine literarische Hinterlassenschaft ist gewaltig. Er wandelte sich vom katholischen Royalisten zum Liberalisten und linken Revolutionär. Hugo wandte sich auch von der Kirche ab, blieb aber grundsätzlich religiös. Von ihm stammt das Wort: Glauben ist schwer, nicht glauben ist unmöglich. Wir wollen dieses Wort zum Gegenstand unserer heutigen Überlegungen machen und zuerst fragen: Warum ist Glauben schwer? Das Christentum lehrt, dass die göttliche Offenbarung eigentliche Geheimnisse enthalte. Geheimnis ist erstens das (noch) nicht Erkannte, zweitens das rationaler Erfassung grundsätzlich Entzogene, drittens das der Vernunft Erkenntnis nicht Zugängliche. Hinsichtlich Gottes werden drei Arten von Geheimnissen unterschieden. 1. Die natürlichen von der Schöpfung her nach Inhalt und Tatsache erkennbaren Wahrheiten über Gott, die aber wegen der Analogie der verwendeten Begriffe geheimnisvoll bleiben. 2. Die Wahrheiten, deren Existenz durch Gott geoffenbart werden muss, weil sie mit der natürlichen Vernunft an der natürlich erfahrbaren Welt nicht abgelesen werden können. 3. Wahrheiten, deren Inhalt nach deren innerer Möglichkeit und Tatsächlichkeit nur durch das offenbarende Zeugnis Gottes gewusst werden kann und sonst jedem geschaffenen Intellekt unzugänglich ist. Dagegen wird eingewandt, die Offenbarung von Geheimnissen sei ein Widerspruch in sich selbst. Was nicht zu erkennen sei, das existiere auch nicht. Hier wird übersehen, dass es eine geschöpfliche und eine göttliche Erkenntnis gibt. Der Satz gilt: Alles Sein ist vernünftig. Er bezieht sich auf die innere Vernünftigkeit des Seins schlechthin. Diese aber kann nur von der Weisheit Gottes völlig erfasst werden. Alles Sein ist also wesentlich intelligibel für Gott, aber nicht für uns. Im unendlichen Sein Gottes gibt es Geheimnistiefen, die mit den beschränkten Mitteln menschlicher Erkenntnis nicht erfasst werden können. Gott ist der ganz andere. Wir maßen uns nicht an, Gott zu erfassen. Es ist gerade die Eigenart seiner Göttlichkeit, dass er nur von sich selbst begriffen werden kann. Gott muss unbegreiflich sein, wenn er Gott bleiben soll. Die Unbegreiflichkeit Gottes ist die ins Noetische gewendete Unendlichkeit Gottes. Sie macht Gott erst zu Gott. Gott ist gewiss der unendlich erhabene, aber nicht der in unendlichen Fernen entschwebende Gott. Er ist der seiner Schöpfung nahe und verbundene Gott, aber nicht der darin aufgehende Gott. Die Wege, die zur Erkenntnis und Anerkenntnis Gottes führen, sind schwierig und mit vielen Hindernissen versehen. Das menschliche Erkenntnisvermögen ist dabei auf die Begriffe verwiesen, die der irdischen Welt entlehnt sind. Sie treffen auf das transzendente, absolute Sein Gottes nur in analoger Weise zu. Analog heißt: die Begriffe sagen Ähnliches aus, aber die Unähnlichkeit ist größer als die Ähnlichkeit. Analoge Begriffe, mittels deren solche Geheimnisse (strengster Art) ausgesagt werden, können verständlich sein. Ein gewisses Verstehen der Geheimnisse durch die Vernunft ist möglich. Darum ist ihre Offenbarung sinnvoll und nützlich. Geheimniswahrheiten sind nicht wertlos für uns. Was mit ihnen gemeint ist, das ist uns wenigstens in analogen Begriffen fassbar. Sie werden von Gott verbürgt und damit ist ihre tatsächliche Geltung gesichert. Ihr Inhalt bedeutet für uns eine geistige Bereicherung.

Glauben ist schwer. Die Schwierigkeit ist mit der Eigenart des Glaubens gegeben, mit seinen Gegenständen. Der Glaube richtet sich auf Unsichtbares und Zukünftiges. „Der Glaube ist die feste Zuversicht auf das, was wir erhoffen, die Überzeugung von dem, was wir nicht sehen“ (Hebr 11,1). Viele Menschen geben vor (was freilich meistens nicht zutrifft), nur das zu glauben, was sie sehen. Sie empfinden es als Zumutung, an Gott, den Unsichtbaren, und an seine Welt mit dem Himmel und den Scharen der Engel glauben zu sollen. Gottes Sein und Wesen gehen über die menschliche Fassungskraft hinaus und müssen über sie hinausgehen. Wenn Gott der ist, als den ihn der Glaube bekennt, der Schöpfer, der die Welt aus nichts erschaffen hat, der Erlöser, der sich das Opfer seines Sohnes als Sühne der menschlichen Sünden hat gefallen lassen, dann ist er eine Wirklichkeit, die nicht nur alles Geschaffene, sondern auch alles Denkbare unendlich überragt. Der Mensch ist unfähig, Unendliches zu denken. Ein Gott, den der Mensch begreift und durchschaut, besäße nicht die unendliche Überlegenheit über alles Geschaffene. Der Mensch würde gewissermaßen zum Kollegen Gottes. Er könnte ihn nötigen und gleichsam nachbauen, weil er alle seine Geheimnisse kennt. Wenn der Mensch die Gegenstände des Glaubens sehen, betasten, berechnen könnte; wenn er beispielsweise die Gnade messen und einfangen könnte, würde der Mensch Herr Gottes und der göttlichen Dinge. Die Unsichtbarkeit der Gegenstände des Glaubens wahrt ihre Unverfügbarkeit.

Glauben ist schwer. Manche nehmen Anstoß daran, dass die übernatürliche Offenbarung durch menschliche Organe vermittelt wird. Man verweist auf Moses und die Propheten, auf die Apostel und Evangelisten. Wenn menschliche Vermittlung zwischen Gott und Menschen trete, schiebe sich in das Innerste und Heiligste des Menschen etwas Fremdes und Störendes. Außerdem werde die Religion von menschlicher Begrenztheit und Fehlerhaftigkeit abhängig. Wenn Gott Glauben von uns fordere, dann müsse jeder Mensch unmittelbar von ihm angesprochen werden. Darauf ist folgendes zu antworten. Die Bedenken, dass die Reinheit der Offenbarung durch menschliches Irren gefälscht werden könnte, sind fehl am Platze. Gott stehen genug Mittel zur Verfügung, die Wahrheit seiner Botschaft zu sichern, auch wenn er Menschen an ihrer Vermittlung teilnehmen lässt. Diese Teilnahme ist höchste Auszeichnung für den Menschen. Er wird zum „Mitarbeiter Gottes“ (1 Kor 3,9), zum „Diener des Wortes“ (Lk 1,3). Der Mensch ist imstande, erkannte Wahrheiten über unermessliche Zeiträume weiterzutragen, ohne dass sie verlorengehen oder getrübt werden. Was Gelehrte wie Euklid und Archimedes entdeckt und gefunden haben, ist heute genauso gültig wie vor 2000 Jahren, ist nie vergessen und nie aufgegeben worden. In der Kirche wacht ein vom Heiligen Geist berührtes Lehramt darüber, dass kein Gegenstand des von Gott Erkannten verlorengeht.

Glauben ist schwer. Auch deswegen, weil der Glaube schwere Forderungen an den Menschen enthält, die tief in sein Leben einschneiden. Denn zum Glauben gehören auch die Gebote. Man kann Glaubensdogmen von Sittlichkeitsdogmen unterscheiden. Glaubensdogmen sind solche Wahrheiten, die Gott, sein Wesen und sein Wirken betreffen. Also beispielsweise die Dreieinigkeit, die Gottessohnschaft Jesu, sein Tod und seine Auferstehung. Sittlichkeitsdogmen sind jene Wahrheiten, die das von Gott gebotene oder verbotene Handeln des Menschen betreffen. Also beispielsweise das Gebot der Gottes- und der Nächstenliebe, die Achtung der rechtmäßigen Obrigkeit, das Verbot der Lüge. Die Gebote Gottes sind unverbrüchlich. Sie lassen sich nicht biegen oder beugen. Es gibt keinen Urlaub von ihnen und keine Dispens. Vielen Menschen behagen Gottes Gebote nicht. Sie fühlen sich von ihnen gehemmt und behindert. Darum wehren sie sich dagegen, sie anzuerkennen und nach ihnen zu handeln. Sie sagen: Was Gott will, kann ich nicht. Sie würden ehrlicher sagen: Was Gott will, das will ich nicht. Sie lehnen die Unterwerfung unter Gott und die Anerkennung seines Herrschaftsrechtes ab, weil sie sich in ihren Absichten, Plänen und Genüssen gestört sehen.

Victor Hugo sagt: Glauben ist schwer. Aber er fügt hinzu: Nicht glauben ist unmöglich. Warum ist nicht glauben unmöglich? Der Mensch muss glauben, wenn er Einblick in die gesamte Wirklichkeit, nicht nur in die materielle oder geschöpfliche Wirklichkeit gewinnen will. Er ist darauf angelegt, die erfahrbare Wirklichkeit zu überschreiten. Dieser Überschritt geschieht durch den Glauben. Wer ihn verweigert, betrügt sich um eine ganze, um die höchste Wirklichkeit, die existiert. Wer nicht glaubt, bricht sein Denken und Suchen zu früh ab. Es gibt die Physik. Im weitesten Sinne verstanden, umfasst sie alle Dinge, die der Erfahrung zugänglich sind. Es gibt eine Metaphysik, die ihren Namen davon hat, dass ihre Gegenstände über oder jenseits der Gegenstände der Physik liegen. Sie hat Übersinn-

liches zum Gegenstand. Es gibt unabweisbare metaphysische Wirklichkeiten und Fragen: Gott, Freiheit, Unsterblichkeit. Wer es bei der Physik bewenden lässt und die Metaphysik ausschließt, bleibt bei dem Prozess der Erkenntnis auf halbem Wege stehen. Wer nicht glaubt, dem entgeht eine ganze Dimension der Wirklichkeit. Es wohnt dem Menschen von Natur aus das Verlangen inne, die Ursache zu erkennen, wenn er die Wirkung schaut; daraus entsteht die Verwunderung. Das Woher und Wohin, das Warum und das Wie drängen sich dem menschlichen Verstand unabweislich auf. Das anfangs instinktiv wirkende Bedürfnis treibt mit zunehmender Kultur nach einer höheren, nach der höchsten Ursache. Das Verlangen nach Gründen, der innere Trieb, über die menschliche Erfahrung hinauszugehen, das Sichtbare durch das Unsichtbare zu erklären, ist eine Hauptursache der Religion.

Seit Jahrtausenden versuchen die Menschen, das Weltall zu begreifen. Die Milchstraße oder das Milchstraßensystem (Galaxis) ist ein Sternsystem. Ihm gehören die Sonne mit dem Planetensystem (einschließlich der Erde), etwa 6000 mit bloßem Auge sichtbare und einige hundert Milliarden weitere Sterne (sowie große Mengen interstellarer Materie) an. Das alles ist einmal entstanden. Die Sternsysteme unterliegen einer allgemeinen Fluchtbewegung, die linear mit der Entfernung zunimmt. Die Galaxien bewegen sich dabei nicht in einen vorgegebenen Raum hinein, vielmehr dehnt sich dieser mitsamt den Galaxien als Ganzes aus. Man spricht vom Urknall und meint, damit die Entstehung des Weltalls erklärt zu haben. Ich denke nicht daran, dagegen zu polemisieren. Doch erhebt sich die Frage: Wer hat es denn knallen lassen? Und woher stammt der angenommene physikalisch singuläre Zustand, in dem das gesamte Weltall ein unendlich kleines Volumen mit einer unendlich hohen Energiekonzentration einnahm, wovon die explosionsartige Expansion ausging? Darauf gibt die Physik keine Antwort. Hier setzt der Glaube ein. Er gibt eine Antwort. *Creatio ex nihilo* besagt, dass die Schöpfung der Welt als Werk des Schöpfergottes absolut voraussetzungslos ist. Der Begriff hängt somit eng zusammen mit dem Begriff Gottes als Ur-Anfang, als Schöpfer, mit dessen Attributen der Allmacht und Freiheit. Der Begriff Schöpfung aus nichts passt zu dem Gottesbegriff als das absolute, unendliche Sein. Damit wird gewissen Ansichten widersprochen: der platonischen, welche die Schöpfung als Übergang aus ungewordenem, ewigem und ungeordnetem Stoff in den geordneten Kosmos auffasst; der aristotelischen, welche die Ewigkeit der Welt lehrt.

Der Glaube ermöglicht und sichert ein wahres Selbstverständnis des an Gottes Herrlichkeit teilnehmenden Menschen und eine im Letzten sinngemäße Realisierung des menschlichen Daseins. In der gläubigen Hingabe an Gott erfährt der Mensch, was ihm fehlt. Der Glaube stellt her die gnadenhafte Verbundenheit des Menschen mit dem lebendigen Gott. Der Glaube der wahrhaft Gläubigen hat ihren wankenden Mut gehoben, ihr betrübtetes Herz getröstet, den Strahl der Hoffnung aufleuchten lassen. Er muss sich jederzeit für Gott und seinen Anruf offenhalten. Die religiösen Akte überragen an Personnähe alle übrigen Stellungnahmen des Menschen. Sie lassen keinerlei Vertretung zu. Die gläubigen Menschen sind deshalb vor Entpersönlichung und Entmündigung am meisten geschützt. Noch immer blieben gerade die, welche sich vor Gott beugten, gegenüber allen irdischen Tyrannen aufrecht und stark.

Nicht glauben ist unmöglich. Warum? Weil der Mensch, der nicht glaubt, gegen sein eigenes Wesen verstößt. Der Mensch hat eine unzerstörbare Anlage für die Anbetung eines höchsten Wesens. Wenn sie sich nicht auf den wahren Gott richtet, dann schafft sie sich selbst Götter. Wir kennen diese Götter. Sie heißen Arbeit und Leistung, Erfolg und Gewinn, Lust und Vergnügen, Geld und Sport. Es sind tyrannische Götter. Sie beherrschen jene, die ihnen unterworfen sind. Sie rauben ihnen den Frieden und die Ruhe des Gewissens.

Nicht glauben ist unmöglich, sagt Victor Hugo. Warum? Verstandesbildung und Wissenschaft ist nicht imstande, den Menschen sittlich gut zu machen. Dazu ist nur die Religion fähig. Die Religion ist die bewusste, freie und lebendige Verbindung des Menschen mit Gott. Hier findet der Mensch den allein zuständigen Gesetzgeber für die Sittlichkeit. Der normale Mensch will eine Religion, die Wahrheit bietet, und nur der Gläubige, der hiervon ganz überzeugt ist, findet in seiner Religion die Quelle der Tugend.

Nicht glauben ist unmöglich, sagt Victor Hugo. Warum? Weil dem Ungläubigen die sittlichen Maßstäbe, die moralischen Normen fehlen. Die Menschen suchen zwar seit jeher Normen für das sittliche Verhalten aufzustellen. Der Ausgangspunkt für die Formulierung ethischer Regeln war und ist

sehr verschieden. Er reicht von dem Nutzen, der Glückseligkeit, den Gütern und der Neigung bis zur Pflicht, dem Mitleid, den Werten. Diese Ethiken schöpfen ihre Begründung des Sittlichen lediglich aus der Natur des Menschen und den Bedingungen des Gemeinschaftslebens. Doch einmal werden sowohl die Natur des Menschen als auch die Bedingungen des Gemeinschaftslebens völlig unterschiedlich bestimmt, und zum anderen besitzt weder das eine noch das andere Moment die Kraft zu verpflichten. Die selbst erstellten Ethiken sind einmal inhaltlich defizient. Es fehlen ganze Bereiche, die ausgelassen oder verworfen werden. Was übrigbleibt, ist unsicher und unbestimmt. Vor allem aber: Die sittlichen Normen, die eventuell aus der Natur des Menschen und den Erfordernissen der Gemeinschaft entnommen werden können, entbehren der Verbindlichkeit, wenn nicht beides durch den Schöpfergott garantiert wird. Gesetze rufen nach einem Gesetzgeber.

Glauben ist schwer. Nicht glauben ist unmöglich, sagt der französische Schriftsteller Victor Hugo. Ich habe versucht, die Richtigkeit dieser Aussage aufzuzeigen. Gott ist Weltschöpfer und Weltlenker. Es ist denknotwendig, einen schöpferischen, von der Welt wesentlich verschiedenen Gott als höchste und letzte Ursache der Welt vorauszusetzen. Gott will geglaubt werden. Gott muss geglaubt werden. Der Mensch ist offen auf den lebendigen Gott. Es ist unmöglich, für die Nichtexistenz Gottes positive Gründe beizubringen. Die Weigerung, Gott zu erkennen und anzuerkennen, ist die Grundtorheit des Menschen. Die Leugnung Gottes widerstreitet der Vernunft. Sie bricht das Denken zu früh ab. Die Unkenntnis Gottes ist unentschuldigbar (Röm 1,18f.). Atheismus ist Flucht vor Gott. Der Atheismus bedeutet objektiv immer eine schwere sittliche Verirrung. Plato behält recht: Der Atheismus ist eine Krankheit der Seele. Der Glaube löst wegen des Zusammenhanges der ganzen Weltanschauung mit dem überweltlichen Ziel die letzten Rätsel der Welt und des menschlichen Daseins. Wären die Werke Gottes nur so groß, dass sie von der Vernunft des Menschen leicht begriffen werden könnten, so wären sie eben darum nicht wunderbar, nicht unaussprechlich zu nennen. Der Atheismus ist das Schrecklichste in der Welt, Offenbarung der Torheit und der Schuld der Menschheit, Anzeichen der eschatologisch sich radikalierenden Scheidung des Schicksals der Menschen an Gott. Zwischen der Verleugnung Gottes und den zerstörerischen Mächten in der Welt bestehen unabweisbare Zusammenhänge. Der Abfall von Gott ist der Zerfall. Das Nichtkennen Gottes hat regelmäßig praktische Konsequenzen, nämlich einen lasterhaften Lebenswandel. Es ist unser unbeschreibliches Glück, Gott zu kennen, ihn anzubeten, nach seinen Geboten zu leben. Wir rennen nicht in ein dunkles Nichts. Wir laufen auf den zu, welcher der allmächtige Vater ist.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Es gibt Sünde, Gerechtigkeit und Gericht

02.05.2021

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Im Evangelium der heutigen heiligen Messe kündigt unser Herr das Kommen des Parakleten, des Heiligen Geistes, an. Er beschreibt auch dessen Wirken: Er wird der Welt beweisen, dass es eine Sünde gibt, eine Gerechtigkeit und ein Gericht. Diesen Beweis führt der Heilige Geist normalerweise durch Menschen, die von Christus erwählten und von ihm erfüllten Menschen, also in erster Linie durch die Glieder der katholischen Kirche. Wir wollen uns vom Heiligen Geist führen lassen und zu erklären versuchen, was es um die Sünde, um die Gerechtigkeit und das Gericht ist.

An erster Stelle: dass es eine Sünde gibt. Da könnte einer fragen: Ist es denn notwendig, zu beweisen, dass es Sünde gibt? Es ist deswegen notwendig, weil Menschen, viele Menschen, mächtige Menschen bestreiten, dass es Sünde gibt, dass eine bestimmte Handlung sündhaft ist. An oberster Stelle ist es der Gesetzgeber, der durch seine Gesetze die Sünde zum Verschwinden zu bringen sucht. Ich verweise auf die beiden Gebiete des Lebens und der Geschlechtlichkeit. Die Tötung unschuldiger, wehrloser Menschen ist eine schwere Sünde. Aber diese Sünde wird abgestritten und geleugnet, wenn es um den Schutz des keimenden Lebens geht. Die Tötung von Kindern im Leib der Mutter wird in immer stärkerem Maße erleichtert und gefördert. Die Carolina, das Strafgesetz des Deutschen Reiches von 1532, setzte auf die Abtreibung des Kindes die Strafe des Lebendigbegrabenwerdens. In der Folgezeit wurden die Strafen immer mehr gemildert. Aber noch im Reichsstrafgesetzbuch von 1871 (§218) wurde Abtreibung als Tötungsdelikt bestraft. Sie wurde mit Geld- oder Gefängnisstrafe geahndet. Die Wohlstandsgesellschaft, die sich nach dem Zweiten Weltkrieg entwickelt hat, will Genuss ohne Last, sich geschlechtlich hemmungslos ausleben, aber die Beschwerden von Schwangerschaft und Nachkommenschaft vermeiden. Der Gesetzgeber ist ihr zu Willen. 1974 wurde die Abtreibung innerhalb der ersten drei Monate seit der Empfängnis nach vorheriger Beratung erlaubt. Das Bundesverfassungsgericht verwarf diese Regelung. Seit 1976 wurde die Abtreibung für legal erklärt, wenn sie aufgrund der vier Indikationen erfolgte (medizinische, eugenische, ethische und soziale Indikation). Seit 1992 war Abtreibung zulässig, wenn ein Arzt auf Verlangen der Schwangeren den Abbruch innerhalb von 12 Wochen ab Empfängnis vornahm und diese sich vorher hatte beraten lassen. Darüber hinaus war die Abtreibung für die Schwangere nicht strafbar, wenn sie binnen 22 Wochen nur nach Beratung durch einen Arzt vorgenommen wurde. Teile des Gesetzes wurden vom Bundesverfassungsgericht für nichtig erklärt. Seit 1995 ist die Abtreibung straflos, wenn die Schwangere innerhalb von 12 Wochen seit der Empfängnis sie verlangt, diese von einem Arzt durchgeführt wird und die Frau sich hat beraten lassen. Um die Verbreitung der Abtreibung weiter zu erleichtern, werden ungeheure Summen investiert, die für die Herstellung pharmazeutischer Präparate bestimmt sind, welche die Tötung des Fötus im Mutterleib ermöglichen, ohne die Hilfe des Arztes in Anspruch zu nehmen. Einflussreiche Kreise propagieren das Recht auf Abtreibung. Es ist wohl nur eine Frage der Zeit, wann die Forderung zum Gesetz erhoben wird. Die Sünde der Kindstötung ist unbeachtlich geworden.

Selbstmord, Selbstmordversuch, Anstiftung und Beihilfe zum Selbstmord wurden bis ins 19. Jahrhundert bestraft. Doch die Gesetzgebung wich vor den Forderungen nach Strafflosigkeit immer



mehr zurück. Der Selbstmord ist heute straflos. Die Anstiftung und die Beihilfe zur Selbsttötung ist ebenfalls straflos. Sie wird in weitem Umfang praktiziert. Euthanasie im eigentlichen Sinne ist eine Handlung oder Unterlassung, die ihrer Natur nach und aus bewusster Absicht den Tod eines Menschen herbeiführt. Euthanasie ist ursprünglich die Sterbehilfe für unheilbar Kranke und Schwerverletzte mit dem Zweck, ihnen ein qualvolles Ende zu ersparen. Darüber hinaus begreift man unter Euthanasie auch die Tötung auf Verlangen. Die maskiert und schleichend oder offen durchgeführte und sogar legalisierte Euthanasie schreitet überall voran. Der Gesetzgeber bereitet den Weg zu ihrer Legalisierung. Die absichtliche und aktive Lebensverkürzung ist noch strafbar, und zwar auch dann, wenn sie auf ausdrückliches und ernstliches Verlangen eines Sterbenden erfolgt (§216 StGB). Die Freigabe der aktiven Sterbehilfe wird jedoch diskutiert und von vielen gefordert. Die Verbrechen gegen das Leben werden als legitime Äußerungen der individuellen Freiheit ausgegeben und müssten als wahre und eigene Rechte anerkannt und geschützt werden. Die Menschenrechtserklärungen verkünden die unverletzlichen Rechte der Person. Zur gleichen Zeit wird das Recht auf Leben, gerade in den sinnbildhaftesten Augenblicken des Daseins, wie es Geburt und Tod sind, praktisch verweigert und unterdrückt.

Auch die Einstellung der weltlichen Macht zur Sittlichkeit hat sich im Laufe der Geschichte grundlegend gewandelt. Diese Beobachtung gilt in besonderem Maße für die geschlechtliche Sittlichkeit. Zentrales Schutzgut der Sittlichkeitsverbrechen waren bis in das 19. Jahrhundert der Bestand und die Ehre von Ehe und Familie als grundlegender sozialer Organisationseinheit. Das zentrale kaiserliche Gesetz, die Carolina von 1532, setzte auf Homosexualität die Todesstrafe durch Verbrennen. Die Reichspolizeiordnungen des 16. Jahrhunderts stellten jede außereheliche Geschlechtsverbindung als Unzucht unter Strafe. Doch seit dem 18. Jahrhundert gewinnt der Schutz der Individualsphäre an Bedeutung: sexuelle Selbstbestimmung, persönliche Bewegungsfreiheit und Geschlechtsehre sollen geschützt werden, nicht mehr die Sittlichkeit. Die Strafbarkeit von außerehelichem Umgang wird zurückgenommen. Man nimmt dem Verbrechen die Bedeutung der Sünde gegen Gott und reduziert es auf die Verletzung des Rechtsgutes: Die Trennung von Recht und Moral kündigt sich an. Das Reichsstrafgesetzbuch von 1871 sprach noch das Verbot der Prostitution aus. Nach 1945 wurde das Sexualstrafrecht wesentlich entschärft. Das Gesetz von 1969 schaffte die Strafbarkeit des Ehebruchs und der Homosexualität ab. Homosexuelle Verbindungen wurden ermöglicht und geschützt. In zahlreichen Ländern ist die eingetragene gleichgeschlechtliche Partnerschaft eingeführt, in einigen Ländern die vollständige Gleichstellung mit der Ehe. Gesetzgebung und Rechtsprechung der Bundesrepublik Deutschland laufen darauf hinaus, geschlechtliche Betätigung ohne die Ehe und außerhalb der Ehe in weitestem Umfang zu ermöglichen. Es ist ihr erklärtes Ziel, die katholische, christliche Lehre zu überwinden, dass die Ehe der einzige legitime Ort für geschlechtliche Betätigung ist. Einfach ausgedrückt: Der Gesetzgeber rechnet nicht mehr mit der Missbilligung von Verbrechen durch Gott.

Der Heilige Geist tritt den Beweis an, dass es eine Sünde gibt. Er sorgt dafür, dass das Wissen um Sünde und Schuld nicht untergeht. Seine Gerechtigkeit verlangt, dass den Menschen sein heiliger Wille nicht unerkannt bleibt. Er hat eine Institution geschaffen, welche die Kenntnis seiner Gebote durch die Jahrtausende trägt. Ihr Name ist katholische Kirche. Es gibt eine Gerechtigkeit. Sie richtet das gebeugte, das verirrte Recht, das Rechte, wieder auf. Die Gerechtigkeit wahrt das, was zeitlos gültig ist. Gegen die Verirrungen der staatlichen Gesetzgebung das Recht Gottes zu Gehör zu bringen, das ist Dienst der Kirche an der Gerechtigkeit. Die Gebote Gottes gelten für alle Menschen, aber auch für alle von Menschen geschaffenen Einrichtungen, also auch für den Staat, die Regierungen und die Parlamente. Die Kirche hat immer gelehrt, dass die staatlichen Gesetze mit dem Sittengesetz übereinstimmen müssen. Fehlt diese Übereinstimmung, können die erlassenen Gesetze das Gewissen der Bürger nicht verpflichten. Der Staat, der das Recht von der Sittlichkeit löst, entzieht ihm seine göttliche Sanktion.

Der Heilige Geist beweist, dass es eine Gerechtigkeit gibt. Der Dienst der Gerechtigkeit gilt in erster Linie dem menschlichen Leben. Das kirchliche Lehramt hört nicht auf, der Menschheit klarzulegen, dass der Mensch nicht Herr über Leben und Tod ist. Insbesondere der Heilige Vater Johannes Paul II. wurde nicht müde, die Heiligkeit und Unantastbarkeit des Lebens zu predigen. Kein Mensch darf willkürlich über Leben oder Tod entscheiden. Absoluter Herr über solche Entscheidung

ist allein der Schöpfer. Dieser Grundsatz gilt in erster Linie für die Leibesfrucht. Niemals können noch so ernste und dramatische Gründe die vorsätzliche Vernichtung eines unschuldigen Menschen rechtfertigen. Die Abtreibung tritt das fundamentale Recht der ungeborenen Kinder auf Leben mit Füßen. Sie widersetzt sich der Tugend der Gerechtigkeit und verletzt das göttliche Gebot „Du sollst nicht töten“ (JP II. Evangelium vitae). Gesetze, die Abtreibung und Euthanasie zulassen und begünstigen, stellen sich auch gegen das Gemeinwohl. Sie sind keine sittlich verpflichtende staatliche Gesetze. Unsere Kirche kämpft allein für das Gottesrecht des Kindes im Mutterleib. Die evangelische Amtskirche hat sich dem epidemischen Zeitgeist angepasst. Sie öffnet ihre Kanzeln und Akademien den verwildernden Trends.

Das gleiche Recht gilt für die Gesetze, die ein freiwilliges oder erzwungenes „schönes Sterben“ straflos stellen. Euthanasie ist die Versuchung des Menschen, sich zum Herrn über den Tod zu machen, indem man ihn vorzeitig herbeiführt. Gesetze, welche die unmittelbare Tötung unschuldiger Menschen in Form der Euthanasie für zulässig erklären, stehen in unversöhnlichem Gegensatz zu dem allen Menschen eigenen unverletzlichen Recht auf Leben. Die Kirche ist seit jeher gegen die Tötung körperlich oder geistig Kranker aufgetreten. Der Name des Münsteraner Bischofs Clemens August v. Galen war eine Fackel in dunkler Zeit. Der Heilige Stuhl, also die Institution des Papsttums, und sein Inhaber, der jeweilige Papst, werden dafür geschmäht und gelästert, beschimpft und verurteilt. Aber siehe da: Der Felsen Petri wankt nicht. Wir dürfen stolz sein auf unsere Kirche. Ein unglaublicher Vorgang hat sich in der Frage der widernatürlichen Unzucht abgespielt. Eine zahlenmäßig kleine, aber mächtige Lobby hat ihr Ziel der Aufwertung der Homosexualität und deren gesetzliche Anerkennung erreicht. Die Gleichsetzung der gleichgeschlechtlichen Partnerschaft mit der Ehe zwischen Mann und Frau ist die substantielle Aushöhlung der Begriffe und des Instituts von Ehe und Familie. Die Ehe ist eine vorpolitische Institution, die ihrem Wesen nach auf Fortpflanzung angelegt ist. Die gleichgeschlechtliche Verbindung ist natürlicherweise unfruchtbar. Das ist das wesentliche Unterscheidungsmerkmal zwischen beiden Realitäten. Ehe und Familie erbringen Leistungen, die nur sie erbringen können, nämlich die Reproduktion und die Bildung des Humanvermögens in der Gesellschaft. Mann-männliche geschlechtliche Betätigung ebenso wie weib-weibliche geschlechtliche Betätigung ist und bleibt eine schwere Sünde, eine himmelschreiende Sünde. Das oberste kirchliche Lehramt hört nicht auf, ihre gesetzliche Anerkennung und Förderung als einen schwerwiegenden Eingriff in Gottes Recht zu bezeichnen.

Die Auseinandersetzung um Sünde und Gerechtigkeit ist in jüngster Zeit in eine neue Phase getreten. Verirrte Bischöfe fordern die Segnung homosexueller Verbindungen. Segen ist die betende Anwünschung göttlicher Wohltaten. Segnungen entstehen aus dem Bestreben, das irdische Leben und die Naturdinge religiös zu weihen, d.h. sie in Beziehung zu Gott und zum ewigen Ziel zu rücken. Wir unterscheiden konstitutive und invokative Segnungen. Konstitutive Segnungen erheben das Segensobjekt in einen dauernden heiligen Stand oder Zustand. In der konstitutiven Segnung wird über einen Gegenstand der Schutz Gottes herabgerufen und derselbe dem profanen Gebrauch entzogen. In der invokativen Segnung wird der Beistand Gottes für eine Person erfleht. Invokative Segnungen bezwecken den Empfang einer göttlichen Wohltat beim Gebrauch des Gesegneten. Homosexuelle Paare begründen eine Verbindung, die ein unzulässiger Abklatsch der gottgewollten Ehe ist. Sie beabsichtigen ein geschlechtliches Miteinander, das Seele und Körper einschließt. Beides ist gottwidrig und schwer sündhaft. Eine solche Gemeinsamkeit kann nicht Gott empfohlen und geweiht werden. Die für die Lehre der Kirche verantwortliche Kongregation hat daher richtig erklärt, dass die Kirche keine Befugnis habe, homosexuelle Verbindungen zu segnen. Die Kirche lehnt es ab, gleichgeschlechtliche Verbindungen zu segnen, also ihnen Gottes Wohlwollen und Gefallen zuzusprechen. Die Kirche ist nicht bereit, das Laster Gott zu empfehlen, dass er ihm Wohltaten zuwende.

Der Heilige Geist beweist durch seine Herolde, dass es eine Sünde und eine Gerechtigkeit gibt. Die Sünde liegt in der gottwidrigen Gesetzgebung über Leben und Geschlechtlichkeit. Die Gerechtigkeit findet statt in dem Einspruch, den die Kirche Gottes gegen die Verletzung des Gottesrechts erhebt. Der Geist zeigt aber auch, dass es über dem Tun der Menschen ein Gericht gibt. Jeder Sünder schadet zu allererst sich selbst. Womit einer sündigt, damit wird er gestraft. „Du hast es befohlen, o Gott, und so ist es, dass seine Strafe sich selbst ist jeder ungeordnete Geist“, sagt der hl. Augustinus. Im Innern

des Menschen verfinstert sich das Gewissen des einzelnen Menschen und – wenn man so sagen kann – das Gewissen der Gesellschaft. Sie gerät in Verwirrung, nicht mehr zwischen Gut und Böse zu unterscheiden. Schon dies ist ein Gericht. Jährlich werden in Deutschland etwa 130000 legale Abtreibungen gemeldet. Wir müssen in unserem Land mit Millionen von Frauen (auch anderen Beteiligten) rechnen, welche die Tötung wenigstens eines ungeborenen Kindes auf dem Gewissen haben. Die Abtreibung verletzt und verwundet die Frauen, die ihre Hand dazu geboten haben. Die Einwilligung zu dieser Tat bleibt in die Seele vieler Täterinnen und Täter eingebrannt. Sie können niemals vergessen, was sie getan oder zugelassen haben. Wenn man fragt, wovon sich der Hass gegen die katholische Kirche bei Millionen Menschen herleite, muss man antworten: maßgeblich von ihrer festen Haltung gegenüber der Abtreibung. Vordergründig rufen sie nach Modernisierung der Kirche. Hintergründig sind es die Gebote Gottes, die zu verkünden die Kirche nicht aufhört, welche in dem Ruf nach Anpassung der Kirche an die Zeit verborgen ist. Schlimm sind auch die Folgen der Massentötung Ungeborener für den Staat. Er macht sich selbst unglaublich, wenn er den Schutz des menschlichen Lebens immer mehr aufweicht. Wie kann man noch von Würde jeder menschlichen Person reden, wenn die Tötung der schwächsten und unschuldigsten Menschen zugelassen wird? Schließlich werden unserem Volk durch die Vernichtung von Millionen kleiner Menschen schwere Wunden geschlagen. Es fehlen in unserem Land Menschen, die Felder bestellen, Häuser bauen und Kranke pflegen. Warum fehlen sie? Weil sie im Mutterleib getötet wurden. Deutschland schafft sich selbst ab. Die Lockerung des Tötungsverbot führt dazu, dass das Recht auf lange Sicht seine gesellschaftliche Friedensfunktion nicht mehr ausüben kann. Wenn die aktive Sterbehilfe als normaler Bestandteil unseres sozialen Lebens allgemein akzeptiert wird, unterwirft sie den Sterbenden neuen Zwangslagen (Rücksichtnahme auf die Angehörigen, vermeintliche Pflicht, sich beizeiten zu verabschieden, um nicht zur Last zu fallen). Angesichts der Tötung Ungeborener und Alter laufen unsere Städte Gefahr, zu einer Gesellschaft von Ausgeschlossenen, an den Rand Gedrängten, Beseitigten und Unterdrückten zu werden. Durch Druckmaßnahmen und Bedingungsstellungen werden in manchen Ländern Unrechts- und Gewaltsituationen verursacht oder gefördert, in denen das menschliche Leben ganzer Völker erniedrigt und mit Füßen getreten wird. Wir haben in Deutschland das Experiment der Tötung kranker, behinderter und unerwünschter Personen erlebt. Der Umkreis der Personen, die man in den Tod befördern wollte, wurde bald ausgeweitet auf – wie man sagte – „leere Menschenhüllen“ und „Ballastexistenzen“, deren Pflege der menschlichen Gesellschaft nicht zugemutet werden könne.

Wenn man den Sinn für Gott verliert, verliert man bald auch den Sinn für den Menschen, für seine Würde und für sein Leben. Das Geschöpf sinkt ohne den Schöpfer ins Nichts. Der Mensch ohne Glauben an den Schöpfergott wird zur Sache, die er als sein ausschließliches, total beherrschbares und manipulierbares Eigentum beansprucht. In einer gottlosen Welt wird der Körper der Menschen auf einen rein materiellen Charakter verkürzt. Er ist nur ein Komplex von Organen, Funktionen und Kräften, die nach reinen Kriterien von Genuss und Leistung zu gebrauchen sind. Infolgedessen wird die Sexualität pervertiert. Sie wird immer mehr zu einer Gelegenheit und einem Werkzeug der Bestätigung des eigenen Ich und der egoistischen Befriedigung der eigenen Begierden. Die menschlichen Beziehungen erfahren eine schwerwiegende Verarmung. Die Ersten, die unter den Schäden der Verarmung leiden, sind die Frau, das Kind, der kranke oder leidende und der alte Mensch.

Die Freigabe der Homosexualität birgt für die Beteiligten und darüber für unser Land schwere Gefahren. Jeder homosexuelle Mann weiß, dass er einer Gruppe mit stark erhöhten Risiken für Gesundheit und Leben angehört. Die Lebenserwartung von Männern, die Sex mit Männern haben, ist erheblich kürzer als im Bevölkerungsdurchschnitt. Homosexuelle Männer haben ein größeres Risiko für psychische Erkrankungen wie Selbstmordneigung, Depressionen und Angstneurosen. Der große Schatten über homosexuellen Männern ist die Ansteckung mit der lebensbedrohlichen Immunschwäche HIV/AIDS. Homosexuelle Männer sind schätzungsweise für über 60% der Neuinfektionen mit HIV verantwortlich, obwohl sie nur einen Anteil von etwa 2% an der Bevölkerung ausmachen. Lesbische Frauen haben von allen Untergruppen das größte Risiko für Brustkrebs und Uteruskrebs. Homosexuelles Verhalten geht mit höheren Raten von Drogenmissbrauch, häuslicher Gewalt und Angststörungen einher. Der homosexuelle Lebensstil ist promiskuitiv, Treue zu einem Partner selten. Gewöhnlich bestehen neben der festen Beziehung gleichzeitig flüchtige, unverbindliche sexuelle Be-

ziehungen. Nach einer australischen Studie hatten von 2583 älteren Homosexuellen nur 2,7% lediglich einen einzigen Sexualpartner. Wenn eine große Zahl von Männern und Frauen nicht mehr bereit sind, Nachkommen zu erzeugen und zu erziehen, dann bringt eine Nation ihre Existenz in Gefahr. Alle diese Nachteile und Schäden, Ausfälle und Verluste sind ein Gericht über unsere Gesellschaft. Dieses Gericht nimmt nicht ein Mensch, sondern der Heilige Geist vor.

Die Welt leugnet die Sünde, denkt nicht an die Gerechtigkeit und achtet nicht auf das Gericht. Sie tötet Kinder und Alte, sie legalisiert die Sucht und das Laster, sie fürchtet sich nicht vor dem Tod des Volkes. Das ursprüngliche, unveräußerliche Recht auf Leben wird aufgrund einer parlamentarischen Abstimmung in Frage gestellt oder verneint. Der Missbrauch der Geschlechtskraft und die geschlechtliche Zügellosigkeit werden von oben sanktioniert. Der Staat, der Parlamentarismus, die Gesetzgeber rechnen nicht mehr mit Gott und seinem heiligen Willen. Das herrschende Mehrheitsprinzip setzt sich über seine Gebote frivol hinweg. Es gibt keine für alle geltende absolute Wahrheit mehr. Das gesellschaftliche Leben läuft Gefahr, in einen vollkommenen Relativismus abzugleiten. Da lässt sich alles vereinbaren, über alles verhandeln, auch über das erste Grundrecht, das Recht auf Leben. Durch den unangefochtenen herrschenden Relativismus beschreitet die Demokratie den Weg eines substantiellen Totalitarismus. Die Verbindung zwischen Demokratie und ethischem Relativismus nimmt dem bürgerlichen Zusammenleben jeden sicheren sittlichen Bezugspunkt. Eine Demokratie ohne unumstößliche Werte verwandelt sich leicht in offenen oder hinterhältigen Totalitarismus.

Der Heilige Geist ist heute so lebendig wie eh und je. Er beweist der Welt, dass es eine Sünde, eine Gerechtigkeit und ein Gericht gibt. Der Glaube besitzt auch einen sittlichen Inhalt. Er verlangt die Annahme und die Einhaltung der göttlichen Gebote. Die sittlichen Normen sind nicht von der Kirche geschaffen. Die Kirche empfängt sie von Gott, interpretiert sie und legt sie den Menschen vor. Die negativen Gebote des sittlichen Naturgesetzes sind allgemein gültig. Sie verpflichten alle und jeden einzelnen allezeit und unter allen Umständen. Verhaltensweisen, die von den in negativer Form formulierten sittlichen Geboten untersagt werden, dürfen nie gewählt werden. Die negativ formulierten sittlichen Gebote, die konkrete Handlungen als in sich schlecht verbieten, lassen keine Ausnahme zu. Es ist eine hervorragende Form der Liebe zu den unsterblichen Seelen, in keiner Weise Abstriche von der heilsamen Lehre Christi zu machen. Die Festigkeit der Kirche bei der Verteidigung der universalen und unveränderlichen sittlichen Normen ist weder Starrheit noch Unterdrückung. Sie gewährleistet das gerechte und friedliche Zusammenleben der Menschen.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Sie fragten den Herrn

09.05.2021

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Der Logos, die zweite Person in Gott, ist als Lehrer in die Welt gekommen. Johannes beschreibt ihn als „voll der Wahrheit“. Empfänger seiner Lehre waren seine Zuhörer, zuerst und zumeist seine Jünger, danach und häufig das Volk in Galiläa und Judäa. Die Jünger, aber auch Menschen aus dem Volk und selbst seine Gegner richteten Fragen an Jesus. Es wird nicht berichtet, dass er je die Antwort verweigert habe oder ratlos gewesen sei. Die Fragen veranlassen Jesus, das von ihm Gesagte zu verdeutlichen oder weiterzuführen. Sie geben ihm Gelegenheit, wichtige Gegenstände des Glaubens und des Lebenswandels zu erläutern. Frage ist ja ein Sprechakt, der auf Klärung, Bestätigung oder Korrektur oder auf eine Information zielt.

Die Jünger fragten den Herrn wiederholt nach dem Sinn und dem Kern von Gleichnissen, die er vorgetragen hatte. Jesus wunderte sich gelegentlich über ihr Unverständnis (Mk 7,18). Als er das Gleichnis vom Sämann vorgetragen hatte, fragten ihn die Zuhörer samt den Zwölfen, warum er in Gleichnissen rede. Jesus antwortete: „Weil es euch gegeben ist, die Geheimnisse des Himmelreiches zu verstehen; ihnen aber ist es nicht gegeben“ (Mt 13,11). „Darum rede ich zu ihnen in Gleichnissen, weil sie sehen und doch nicht sehen, hören und doch nicht hören noch verstehen“ (Mt 13,13). Die Massen sind religiös verständnislos. Das ist der Grund, warum Jesus zu ihnen in Gleichnissen spricht, deren Sinn ihnen verborgen bleibt.

Jesus hatte den Pharisäern auf ihr Befragen erklärt, dass weder der Mann seine Frau noch die Frau ihren Mann entlassen dürfe. Zu Hause befragten ihn die Jünger nochmals darüber. Der Herr wiederholte nur seine Lehre: „Wer seine Frau entlässt und eine andere heiratet, der bricht an ihr die Ehe. Und wenn sie ihren Mann entlässt und einen anderen heiratet, bricht sie die Ehe“ (Mk 10,10-12). Da sagten die Jünger zu ihm: „Wenn es so steht um das Verhältnis des Mannes zur Frau, dann ist es nicht gut, zu heiraten“ (Mt 19,10). Sie meinen: Nur so entgeht man der mit einer unlösbaren lebenslänglichen Verbindung möglicherweise verknüpften Qual. Dieses Wort ist aus der Seele des platten Alltagsmenschen heraus gesprochen. Christus rechnet mit der Kraft des erlösten Menschen, der fähig ist, auch eine schwere Last zu tragen.

Einmal nahm Jesus drei seiner Jünger, Petrus, Jakobus und Johannes, mit sich und führte sie abseits auf einen hohen Berg. Dort wurde er vor ihnen verklärt. Es erschienen Moses und Elias und redeten mit ihm. Als die Erscheinung vorüber war und sie vom Berge herabstiegen, fragten ihn seine Jünger: „Warum sagen die Schriftgelehrten, Elias müsse zuvor kommen?“ Das Problem, das die Jünger bewegt, ist, dass Elias dem Messias als Vorläufer vorangehen soll. Dieser ist aber noch nicht gekommen. Wie kann dann Jesus als der Messias schon da sein? Jesus antwortete: „Elias ist schon gekommen. Aber sie haben ihn nicht erkannt, sondern mit ihm gemacht, was sie nur wollten. Ebenso wird auch der Menschensohn von ihnen zu leiden haben.“ Da merkten die Jünger, dass er von Johannes dem Täufer zu ihnen geredet hatte (Mt 17,1-13). Jesus erklärt ihnen: Elias ist bereits dagewesen, nämlich in der Person des Täufers. Er ist jedoch daran gehindert worden, „alles wiederherzustellen“. Die Menschen, die er auf den Messias vorbereiten sollte, „taten mit ihm, was sie

wollten“. Sie haben ihn eingekerkert und getötet und ihm so die Vollendung seiner Aufgabe unmöglich gemacht. Und deshalb kann auf einen leidenden Vorläufer ein leidender Messias folgen.

Jesus hat in seiner irdischen Wirksamkeit viele Heilungen vorgenommen. Sie warfen mancherlei Fragen auf. Jesus heilte den besessenen Sohn eines Vaters. Seine Jünger fragten ihn, warum sie es nicht fertigbrachten, ihn zu heilen. Er antwortete: „Diese Art kann durch nichts ausgetrieben werden als durch Gebet“ (und Fasten) (Mk 9,27). Die Antwort Jesus enthält den Gedanken, dass es verschiedene Arten von Dämonen und Grade der Besessenheit gibt. Der vorliegende Fall hätte von den Jüngern nur durch Gebet bewältigt werden können. Also Dämonenaustreibung durch Gebetserhörung, nicht durch befehlendes Machtwort, über das Jesus allein verfügt. Jesus ging an einem Menschen vorbei, der von Geburt an blind war. Die Jünger fragten ihn: „Meister, wer hat gesündigt, dieser oder seine Eltern, dass er blind geboren wurde?“ Nach jüdisch-rabbinischer Auffassung ist jede Krankheit und jedes Unglück die Strafe für eine Sünde oder ein sündiges Leben. Im Judentum war auch der Glaube lebendig, dass die Kinder für die Sünden ihrer Eltern gestraft werden. Körperliche Gebrechen der Kinder seien auf Versündigung ihrer Eltern zurückzuführen. Jesus antwortete: „Weder dieser hat gesündigt noch seine Eltern, sondern es sollen offenbar werden die Werke Gottes an ihm“ (Joh 9,2). Jesus stellt jede Schuld in Abrede. Er will aber damit nicht grundsätzlich jeden Zusammenhang zwischen Sünde und Krankheit leugnen. In diesem Falle ist aber nicht nach dem Grund, sondern nach dem Zweck des Leidens zu fragen. Dieser Mensch ist blind auf die Welt gekommen, dass an ihm Gottes Werke offenbar werden. Diese Werke sind die Wunder, die der Vater dem Sohn zu wirken gegeben hat. So weist Jesu Wort auf die Heilung des Blinden, die er vollziehen wird. Die Wunder werden „Gottes Werke“ genannt, weil sie „Zeichen“ des Heilwirkens sind, das Jesus im Auftrag des Vaters vollbringt. So offenbart die Heilung des Blindgeborenen Jesus als das Licht der Welt, den Spender des Lichtes der Offenbarung.

Auf dem Wege von Judäa nach Galiläa kam Jesus durch Samaria. In der Nähe der Stadt Sichar, wo der Jakobsbrunnen ist, ließ er sich ermüdet nieder. Die Jünger gingen in die Stadt, um Verpflegung zu kaufen. Jesus kam ins Gespräch mit einer Samariterin, die zum Brunnen kam, um Wasser zu schöpfen. Es war ein sehr intensives Gespräch, das Jesus führte, und es hatte die höchsten religiösen Gegenstände zum Inhalt. Dieser musste die Jünger brennend interessieren. Die aus der Stadt zurückkehrenden Jünger sind einmal erstaunt, dass ihr Meister mit einer Frau redet. Die Rabbinen hielten es für unschicklich, sich mit Frauen zu einem Gespräch einzulassen. Vor allem waren die Jünger aber verwundert, dass der Herr mit einer samaritanischen Frau plauderte. Denn zwischen Juden und Samaritanern bestand eine dichte Scheidewand. Ihre Religion wich von der jüdischen ab. Sie behielten von der Bibel des Alten Testaments nur die fünf Bücher Moses. Ihre Anbetung vollzogen sie nicht auf dem Sion in Jerusalem, sondern auf dem Berge Garizim in ihrem Siedlungsgebiet. Angesichts dieser Sachlage ist das Erstaunen der Jünger über das Verhalten ihres Meisters nicht verwunderlich. Doch die Jünger wagen es nicht, ihn nach dem Anlass oder dem Inhalt des Gesprächs zu fragen. Vermutlich wollen sie nicht neugierig oder indiskret erscheinen. Sie wissen um den Abstand, der zwischen dem Meister und ihnen besteht; ihn wollen sie wahren.

Die Gegner Jesu schicken Angehörige zweier jüdischen Parteien zu ihm, der Pharisäer und der Herodianer. Obwohl sie untereinander verfeindet sind, verbindet sie die gemeinsame Gegnerschaft gegen Jesus. Sie wollen ihm mit einer politischen Gegnerschaft eine Schlinge legen, ihm ein Wort entlocken, das ihn entweder in Gegensatz gegen die römische Herrschaft bringt oder ihm die Sympathien des Volkes raubt. Sie stellen zwei Fragen, die grundsätzliche, ob es sittlich erlaubt ist, die Kaisersteuer zu zahlen, und die praktische, ob sie sie zahlen müssen. Jesus kennt den hinterhältigen Charakter ihrer Frage, gibt aber dennoch eine Antwort. Er tut dies in der Weise, dass er von ihnen eine Steuermünze verlangt, einen römischen Silberdenar. Er fragt sie nach dem Bild und der Aufschrift, damit sie sich durch ihre eigene Antwort widerlegen. Das Bild des Kaisers (Tiberius) und die seinen Namen nennende Umschrift beweisen, dass die Münze dem Kaiser gehört als das Symbol seiner Macht und Autorität. Wenn die Juden in ihrem Lande die kaiserliche Währung haben, dann ist das eine praktische Anerkennung der Herrschaft des Kaisers. Aus der Tatsache, dass die Juden das Geld des Kaisers gebrauchen, folgt das Recht des Kaisers, die Kopfsteuer einzuheben. Damit ist auch gesagt, dass die Kopfsteuer sittlich erlaubt ist. Gottes Herrschaft wird dadurch nicht beeinträchtigt.

Man kann immer noch, auch wenn man die vom Kaiser geforderte Steuer bezahlt, Gott geben, was ihm gehört, nämlich uneingeschränkte persönliche Hingabe. Die Antwort Jesu ist unanfechtbar. Sie verblüfft die Fragesteller. „Und sie staunten über ihn.“

Die Frage nach dem Schicksal der Verstorbenen bewegte die Zeitgenossen Jesu, aber auch seine Jünger. Die frommen Israeliten wussten, dass das irdische Leben die Vorbereitung für das ewige Leben ist. Einer trat hinzu und fragte Jesus: „Meister! Was muss ich Gutes tun, dass ich ewiges Leben erlange?“ Jesus antwortete: „Willst du zum Leben eingehen, so halte die Gebote.“ Die Voraussetzung für den Eingang in das ewige Leben ist für alle Menschen gleich, gleich schwer und gleich leicht. Das Gute, nach dem gefragt wird, ist nichts anderes als die sittliche Forderung Gottes. Die Jünger haben mehr getan, als die Gebote halten. Darum sagte Petrus zu Jesus: „Siehe, wir haben alles verlassen und sind dir nachgefolgt. Was wird uns dafür zuteil werden?“ Petrus erwartet für sich und die anderen Jünger eine der Größe ihres Opfers angemessene Entschädigung. Jesus antwortet dementsprechend: „Ihr, die ihr mir nachgefolgt seid, werdet bei der Welterneuerung, wenn der Menschensohn auf seinem Herrlichkeitsthron sitzen wird, ebenfalls auf zwölf Thronen sitzen und die zwölf Stämme Israels richten.“ Was den Zwölf hier verheißen wird, ist die Teilnahme an dem (einmaligen) Akt des Gerichtes. Aber nicht genug mit dieser Einsetzung zu Richtern. Denn Jesus fügt hinzu: „Jeder, der irdische Güter um meines Namens willen verlassen hat, wird es hundertfältig (wieder) empfangen und das ewige Leben gewinnen.“ Der verheißene Lohn ist ein doppelter: 1. hundertfacher Ersatz der preisgegebenen Güter in dieser Welt; 2. das ewige Leben in der zukünftigen Welt. Aber auch der hundertfache Lohn ist nicht irdisch, sondern himmlisch zu verstehen. Er besteht in dem ewigen Leben.

Jesu hatte eine düstere Ansicht über die verführerische Kraft des Reichtums. „Es ist leichter, dass ein Kamel durch ein Nadelöhr geht als ein Reicher in das Himmelreich.“ Das Kamel ist das größte Tier des Orients, das Nadelöhr die kleinste bekannte Öffnung. Die Jünger sind entsetzt. Sie hören aus Jesu Wort die absolute Unmöglichkeit der Erlangung des Heils heraus. Sie fragen den Herrn: „Wer kann dann noch gerettet werden?“ Jesus schwächt sein Wort nicht ab, sondern unterstreicht es: „Bei den Menschen (= für Menschen) ist es unmöglich“. Er fügt aber sogleich bei, dass es für Gott kein Unmöglich gibt. Er kann den Menschen die ihnen von Natur fehlende Kraft geben, sich um des Gottesreiches willen von der Bindung an den Besitz frei zu machen. Dass ein Mensch der ungeheuren Gefahr, die im Reichtum liegt, heil entrinnt, ist ein Werk der göttlichen Gnade. Bloß menschlicher Kraft ist dies unmöglich.

Jesu sprach von dem Tag, da der Menschensohn sich offenbaren wird, also vom Tage des Endgerichtes. „In jener Nacht werden zwei auf einem Lager sein; der eine wird hinweggenommen, der andere zurückgelassen werden. Zwei werden zusammen mahlen; die eine wird hinweggenommen, die andere zurückgelassen werden. Zwei werden sein auf dem Felde; der eine wird hinweggenommen, der andere zurückgelassen werden.“ Da wandten sich die Jünger an Jesus und fragten: „Wo denn, Herr?“ Er antwortete ihnen: „Wo das Aas ist, da sammeln sich auch die Geier“ (Lk 17,31-37). Die Jünger fragen nach dem Ort, wo die Weissagung Jesu sich erfüllen soll, also nach dem Ort der Parusie, der Stätte des Gerichts. Jesu Antwort erklärt: Wenn der Menschensohn kommt, werden die Menschen ihn von selbst finden, wie die Geier das Aas. Wo immer Menschen (= das Aas) sich befinden, da wird auch das Gericht stattfinden. In den als Beispiele genannten Fällen werden zwei zusammengehörende Personen auseinandergerissen, die eine wird mitgenommen, nämlich an den Ort der Auserwählten, die andere dem Verderben überlassen. Die Entscheidung fällt nach ihrer inneren Beschaffenheit, die nach außen nicht in Erscheinung tritt.

Die Sadduzäer waren die Freigeister unter den Juden, die Liberalen, die manche Wahrheiten des alttestamentlichen Glaubens leugneten, so die Auferstehung. Sie hatten es darauf abgesehen, Jesus in Verlegenheit zu bringen und ihm eine Falle zu stellen. So fragten sie ihn: „Moses hat gesagt: Wenn einer stirbt, ohne ein Kind zu hinterlassen, soll sein Bruder mit dessen Frau die Schwagerehe eingehen und seinem Bruder Nachkommenschaft erwecken (Dt 25,5). Nun waren sieben Brüder bei uns. Der erste heiratete und starb, und weil er keine Kinder hatte, hinterließ er seine Frau seinem Bruder. Dergleichen auch der zweite und der dritte und schließlich alle sieben. Zuletzt nach allen starb auch die Frau. Welchem von den sieben wird nun bei der Auferstehung die Frau gehören? Denn alle haben sie gehabt.“ Gespannt warteten die Frager auf Jesu Entgegnung. Jesus antwortete ihnen: „Ihr seid im

Irrtum, da ihr weder die Schriften kennt noch die Kraft Gottes. Denn bei der Auferstehung wird weder geheiratet noch verheiratet; sondern sie sind wie die Engel Gottes im Himmel.“ Die Engel sind ihrer Natur nach wesentlich verschieden von den Menschen. Sie besitzen keinen stofflichen Leib und darum keine Geschlechtsbestimmtheit. Ähnlich werden die auferstandenen Menschen sein. Darum kommen die sieben Brüder bei der Auferstehung nicht in Verlegenheit oder in Streit. Da der Herr wusste, dass die Sadduzäer nicht an die Auferstehung glauben, erteilt er ihnen sogleich noch eine Belehrung über die Realität der Auferstehung. Sie ist in Gottes Willen und in seiner Selbstoffenbarung verankert. „Was aber die Auferstehung der Toten betrifft, habt ihr nicht gelesen, was euch von Gott gesagt worden ist: ‚Ich bin der Gott Abrahams und der Gott Isaaks und der Gott Jakobs‘ (Ex 3,6)? Gott ist nicht ein Gott von Toten, sondern von den Lebendigen!“ Die Scharen, die zuhörten, waren außer sich über seine Lehre. Er war jeder noch so verfänglichen Frage gewachsen.

Jesus hat seine Jünger nicht im Zweifel gelassen, welches Schicksal ihn in Jerusalem erwarte. Er versucht ihnen zu erklären, dass der Messias als Gottesknecht einen qualvollen Tod erleiden müsse. Denn das ist sein Beruf und der Wille des Vaters. Die Jünger waren ohne Verständnis für dieses vorhergesagte Geschehen. Auch als Jesus sein Leiden (zum zweiten Mal) ankündigte, zeigen sie keinen Fortschritt im Verständnis dieser Weissagung. Sie wagen es aber auch nicht, an Jesus Fragen über dieses Thema zu stellen. Warum nicht? Die Erinnerung ist in ihnen wach an die Zurückweisung, die Petrus bei der erstmaligen Leidensweissagung erfahren hat. Petrus hatte damals Jesus beiseite genommen und ihm Vorhaltungen gemacht. Jesus hatte den Petrus angefahren: „Weg von mir, du Satan! Denn du denkst nicht die Gedanken Gottes, sondern die der Menschen.“ Was Petrus will, macht ihn zum Versucher für Jesus, weil er sich dadurch in direkten Gegensatz zu dem stellt, was Gott will.

Beim Letzten Abendmahl wurde Jesus im Geiste erschüttert und sprach: „Einer von euch wird mich verraten.“ Da blickten die Jünger einander an, ratlos sich fragend, von wem er rede. Sie wagen es nicht, den Meister direkt zu fragen. Petrus, der zwar ihr Sprecher ist, geht den Jünger, der Jesus am nächsten ist, heimlich an, den Herrn zu fragen, wer gemeint sei. Auf einen Wink des Petrus fragte Johannes den Herrn: „Herr, wer ist es?“ Jesus antwortete: „Der ist es, dem ich den Bissen eintauchen und geben werde.“ Und er tauchte den Bissen ein und gab ihn dem Judas, dem Sohn des Simon Iskariot (Joh 13,21-27). Da, nach dem Bissen, ging der Satan in jenen ein. Jesus sagte ihm: „Was du tun willst, tue bald.“ Keiner von den Tischgenossen verstand, warum er ihm das sagte. Denn weil Judas die Kasse hatte, meinten einige, Jesus sage ihm: Kaufe, was wir für das Fest nötig haben, oder, er solle den Armen etwas geben. Als jener den Bissen genommen hatte, ging er sofort hinaus. Es war aber Nacht.

In seinen Abschiedsreden vollendete Jesus seine Offenbarungsreden. Er sprach: „Ich bin ausgegangen vom Vater und gekommen in die Welt. Ich verlasse jetzt die Welt und gehe zum Vater“ (Joh 16,28). Da sprachen seine Jünger: „Siehe, jetzt redest du offen und gebrauchst kein Bild. Jetzt wissen wir, dass du alles weißt und nicht nötig hast, dass dich jemand fragt“ (Joh 16,29f.). Aus der Tatsache, dass der Herr ihre Absicht, ihn zu fragen, erkannte, schließen die Jünger, dass er Allwissenheit besitzt und nicht nötig hat, dass ihn jemand fragt, weil er vorher schon weiß, was man ihn fragen möchte. Aufgrund dieses Erkenntnis bekennen sie nun ihren Glauben an seine göttliche Herkunft. Der Herr ist erstaunt, dass die Jünger ihn nicht nach dem Ziel seines Fortgangs fragen. „Nun aber gehe ich zu dem, der mich gesandt hat, und niemand von euch fragt mich: Wohin gehst du? Sondern weil ich euch dies sagte, hat Trauer euer Herz erfüllt“ (Joh 16,5). Das bevorstehende Scheiden Jesu ist für seine Jünger überaus schmerzlich. Darum hat seine Ankündigung, dass er von ihnen fortgehe, sie in tiefe Niedergeschlagenheit und Trauer versetzt. Sie denken jetzt nur daran, dass sie ihres Meisters beraubt werden und allein in einer Welt, die sie hasst und verfolgen wird, zurückbleiben müssen. Jesus tadelt sie, dass sie nur an den Verlust denken, den ihnen die Trennung bringt, aber nicht an den Gewinn, den sein Fortgang für sie haben wird. Sie müssten ihn in dieser Abschiedsstunde doch fragen, wohin er denn gehe. Dann würden sie hören, dass er zum Vater geht, und diese Antwort würde ihre tiefe Niedergeschlagenheit sofort beseitigen. Denn sein Weggang zum Vater ist die unerlässliche Vorbedingung für das Kommen des Parakleten. Durch dessen Sendung wird der Verlust der irdisch-leiblichen Gegenwart Jesu reichlich aufgewogen. In seiner Tätigkeit vollzieht sich ja das Offenbarwerden Jesu beständig weiter und wird von seiner zeitlichen und räumlichen Begrenzung befreit.



Jesu Hinrichtung und sein Tod waren kein Ende der Befragung durch seine Jünger. Auch nach seiner Auferstehung drangen sie mit ihren Fragen auf ihn ein, wenn nicht eine heilige Scheu sie zurückhielt. Jesus veranstaltete ein Wiedersehen mit jenen Jüngern, die Fischer waren, am See Tiberias. Er verhalf ihnen zu einem überreichen Fischfang und lud sie zu einer Mahlzeit ein, die er ihnen bereitet hatte. Es wagte keiner der Jünger, ihn zu fragen: „Wer bist du?“ Wussten sie doch, dass es der Herr war (Joh 21,1-14). Die Jünger haben, offenbar aus dem reichen Fischfang, die Erkenntnis gewonnen, dass der fremde Mann am Ufer ihr Herr ist. Aber sie scheuen sich, ihn zu fragen, wer er sei. Wohl eine ehrfürchtige Scheu vor dem Auferstandenen, der den irdischen Lebensbedingungen entrückt ist, verbietet den Jüngern, genauere Aufschlüsse von ihm zu verlangen, um jeden Zweifel an seiner Auferstehung zum Schweigen zu bringen.

Dennoch können sie auch nach der Auferstehung nicht darauf verzichten, dem Herrn ihr altes Anliegen vorzutragen. Versammelt um ihn, fragten sie ihn: „Herr, richtest du in dieser Zeit das Königtum wieder auf für Israel?“ Sie denken sich das Reich Gottes als eine herrliche Erneuerung des alten Davidsreiches mit dem Messias als seinem König zu Nutz und Frommen des jüdischen Volkes. Sie sind also immer noch in den irdisch-nationalen Messias Hoffnungen der großen Masse befangen. Jesus lehnt diese Vorstellung ab. Das Reich Gottes, das er verkündet hat, ist kein irdisch-nationales Gebilde. Die Jünger reden von unten, er spricht von oben. Die Jünger denken an ihre Erhebung. Jesus verweist sie auf ihre Sendung. „Es ist nicht eure Sache, Zeiten und Fristen zu kennen, die der Vater aus eigener Machtvollkommenheit bestimmt hat.“ Wie es scheint, schließt Jesus eine glückliche Zukunft auch für das Volk Israel nicht aus. Doch jetzt ist nicht die Stunde, Gottes Plan für die Zukunft des jüdischen Volkes zu entdecken. Jetzt steht eine andere Absicht Gottes im Fokus. „Aber ihr werdet Kraft empfangen, wenn der Heilige Geist herabkommen wird auf euch, und werdet meine Zeugen sein in Jerusalem und in ganz Judäa und Samaria und bis an die Grenzen der Erde.“ Wenn das geschieht, ist die Zeit des Fragens vorbei. „An jenem Tage werdet ihr mich nichts mehr fragen“ (Joh 16,23). Wann wird das sein „an jenem Tage“? Das wird dann sein, wenn der Geist der Wahrheit von ihnen Besitz ergriffen hat. Wenn Gottes Licht und Feuer vom Himmel fällt, werden ihre Herzen erhellt. Sie begreifen den Sinn seines Leidens. Sie verstehen den Inhalt des Reiches Gottes. Gottes Geist führt die Zweifel zur Klarheit, den Irrtum zur Wahrheit, die Trauer zur Freude.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Christi Himmelfahrt

13.05.2021

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Die Glaubensaussage von der Himmelfahrt Christi bekennt ein Doppeltes: einmal das Ereignis der Erhöhung und dann den Zustand des erhöhten Herrn in der Teilnahme an der Macht und Herrlichkeit Gottes. Zunächst das Ereignis. Das Dogma lautet: Christus stieg mit Leib und Seele aus eigener Kraft in den Himmel hinauf. Die Glaubensbekenntnisse der Kirche legen Wert auf die Aussage, dass die Himmelfahrt auch dem Leibe nach erfolgte. Christi Himmelfahrt geschah nicht seiner göttlichen, sondern nur seiner menschlichen Natur nach. Der göttlichen Natur nach hat er, der als Gott Himmel und Erde erfüllt, den Himmel nie verlassen. Seiner Menschheit nach, die ja nicht allgegenwärtig ist, war er vor der Auffahrt nicht im Himmel. Seiner menschlichen Natur nach (Leib und Seele), die Erde verlassend, begab er sich an den Ort der gemeinsamen Seligkeit der Engel und Menschen, wo immer er sein mag. Die sichtbare Himmelfahrt Christi vollzog sich nach oben, in Richtung auf den Wolkenhimmel. Es ist zunächst an die räumliche Höhe des Himmels zu denken. Doch der Himmel der Verklärten lässt sich mit den lokalen Ausdrücken „oben“ oder „unten“ nicht näher bestimmen. Er ist dort, wo sich Gott den Seligen offenbart. Die Geste bzw. die Aussage des Emporschwebens ist keine Parallele zu der Raumfahrt der Astronauten, die wir Zeitgenossen mit Bewunderung erleben. Sie ist vielmehr eine religiöse Wirklichkeit. Das Emporschweben verkündet die Tatsache der Existenzhöhung, der Neuschöpfung, der neuen Existenzweise des Auferstandenen (Apg 2,32-36, 3,18-21, 5,32, 7,56f.). Die Apostel sind Augenzeugen einer äußeren Erhebung in die Lüfte gewesen (Mk 16,19; Lk 24,51; Apg 1,9-11). Dadurch wird der Übergang Jesu in den jenseitigen Glückseligkeitszustand versinnbildet, nicht bewirkt. Die Ursache dafür liegt in der durch die Auferstehung empfangenen Verklärung, nicht in der äußeren Erhebung in die Lüfte. Jesus selbst hat den „Eingang in seine Herrlichkeit“ vorher angekündigt (Lk 24,26). Zu den Jüngern, die nach Emmaus pilgerten, sprach er davon, dass der Messias nach seinem Leiden in seine Herrlichkeit eingehen müsse.

Lukas legt zwischen Auferstehung und Himmelfahrt 40 Tage (Apg 1,3). Paulus berührt das Ereignis nur flüchtig (Eph 4,10; Hebr 4,14). Ebenso Petrus (1 Petr 3,22). Was in den 40 Tagen geschah, hatte nur Bedeutung für die Jünger. Es war für sie bemessen, um sie an die Tatsache zu gewöhnen, dass der Herr fortan in verklärter Leiblichkeit beim Vater ist. Das Evangelium der 40 Tage ist zunächst Jüngerschulung. Erstens. In diesen Tagen bewies der Herr den Jüngern die Wirklichkeit seiner leibhaftigen Auferstehung, und zwar so eindringlich und nachdrücklich, dass sie nie ein Zweifel daran überfiel. Zweitens. In diesen Tagen unterrichtete der Herr die Jünger endgültig und autoritativ über das Reich Gottes. Alle Gedanken an ein irdisches Reich, vergleichbar den Imperien der Geschichte, wurden von ihm abgewiesen. Das Reich Gottes ist eine transzendente und zukünftige Größe. Drittens. In diesen Tagen gab Jesus den Jüngern ihre bleibende Aufgabe. Er befahl ihnen, die gesamte Bevölkerung der Erde zu seinen Schülern zu machen. Das Evangelium der 40 Tage ist sodann Jünger-ausrüstung. Erstens. In diesen Tagen kündete er den Jüngern seinen Beistand bei ihrer missionarischen Tätigkeit an, die bis zur Wundertätigkeit reichen sollte. Zweitens. In diesen Tagen gab

er den Jüngern seinen Heiligen Geist mit der Kraft des Sündennachlasses. Drittens. In diesen Tagen übertrug er dem Apostel Petrus das Hirtenamt über die gesamte Jüngerschaft Jesu.

Der Herr fuhr zum Himmel auf mit eigener Kraft; sowohl mit der göttlichen Macht als auch mit der (der menschlichen Seele fortan eigenen) menschlichen Macht über den verklärten Leib stieg Christus auf in den Himmel. Die Himmelfahrt war (ähnlich wie die Auferstehung) ein selbstmächtiges aktives Emporsteigen. Elias und Habakuk und der Diakon Philippus wurden dagegen passiv hinauf- bzw. weggetragen durch Gottes Kraft (4 Kg 2,11; Dn 14,35; Apg 8,39). Jesus hat die Auffahrt durch eigene Kraft bewirkt. Und zwar zunächst, insofern er Gott war. Aber auch als Mensch vollzog er sie. Die Verklärung, deren er bei seiner Auferstehung teilhaft wurde, verlieh seiner Seele die Kraft, den Leib frei überallhin zu bewegen, und sie gab dem Körper die Fähigkeit, dem bloßen Willen der Seele zu folgen. So war ihr nunmehr verklärter Leib zu einem dermaßen willigen Werkzeug geworden, dass sie ihn ungehindert auch an den für die Leiber der Verklärten bestimmten Ort (in den Himmel) versetzen konnte. Insofern der Leib seine Verklärung von der Seele und diese ihre Seligkeit von der Gottheit empfing, ist die Gottheit selbstverständlich die letzte Ursache der Auffahrt. In der Schrift wird neben der Aktivform (Hinaufsteigen: Joh 6,62, 13,3, 20,7; Eph 4,10; 1 Petr 3,22) auch die Passivform (Emporgehobenwerden: Mk 16,19; Lk 24,51; Apg 1,9,11; 1 Tim 3,16) verwendet. Dies geschieht deswegen, weil Gott die letzte und seine Gottheit die hauptsächlichste Wirkursache, die Menschheit nur die Werkzeugursache des Wunders ist. Wenn der durch eigene Kraft Auffahrende als der vom Vater in den Himmel Aufgenommene genannt wird, so ist das insofern berechtigt, als die eine und die nämliche göttliche Kraft im Vater und im Sohne wohnt.

Die Himmelfahrt Jesu hat einmal Bedeutung für seine Person (Christologie). Sie bildet die Vollendung der Erlöserlaufbahn Christi und die dauernde Besitzergreifung seiner Herrlichkeit. Diesen Gedanken bezeichnet die Heilige Schrift als „Sitzen zur Rechten des Vaters“. Das ist selbstverständlich nicht lokal zu verstehen, sondern bildlich (Dn 7,13f.). Es bedeutet die Dauer und den unverlierbaren Besitz seiner Herrlichkeit sowie die Teilnahme an der Weltherrschaft des Vaters. In diesem Thronen zur Rechten des Vaters hat die Königsherrschaft Christi ihren höchsten Grad erreicht. Deshalb wird in der Schrift wiederholt der Titel Sohn Gottes und Messias erst von diesem Moment ab datiert. Denn Christus ist jetzt Sohn Gottes in Herrlichkeit, nicht mehr in Niedrigkeit (Röm 1,4; Apg 2,32-36, 13,33; Hebr 1,3-5, 5,5). In christologischer Hinsicht liegt der Wert der Himmelfahrt in der Antwort auf die fundamentale Frage des Herrn. „Was dünkt euch von Christus, wessen Sohn ist er?“ (Mt 22,42). Die katholische Kirche bekennt die Einheit des Herrn und die Einheit des Christentums. Der Christus des Glaubens ist kein anderer als der Christus der Geschichte. Der Christus der Geschichte hat sich in seinem irdischen Leben als den Christus des Glaubens verkündet und bewiesen für alle, die guten Willens sind.

Das Ereignis der Himmelfahrt Christi hat einen Zustand begründet. Der Herr hatte diesen Zustand vorhergesagt. Christus verkündigte vor dem Hohen Rat, der Menschensohn werde zur Rechten des allmächtigen Gottes sitzen (Lk 22,69). Diese Situation ist jetzt eingetreten. Mit dem Sitzen zur Rechten Gottes wird die bleibende herrscherliche Stellung Jesu ausgesagt. Er lebt neben Gott in gottgleicher Macht. Es sei noch einmal gesagt: Das Sitzen zur Rechten Gottes ist selbstverständlich ein Bild; es ist nicht wörtlich zu verstehen. Denn Gott ist körperloser, einfacher Geist. Er hat kein rechts und kein links. Das Sitzen zur Rechten Gottes war nicht äußerlich wahrnehmbar; es war nur im Glauben erkennbar. Das Sitzen soll auch nicht das Ruhen oder das Rasten des Herrn ausdrücken. Es will vielmehr die Machtstellung und das herrscherliche Wesen des in den Himmel Aufgefahrenen beschreiben. Das Sitzen zur Rechten Gottes will auch nicht die Tatenlosigkeit oder die Passivität des Gottessohnes andeuten. Denn der in den Himmel aufgefahrne Christus ist in seiner neuen Existenzweise in der ihm gemäßen Form unaufhörlich tätig. Der an Gottes Herrschermacht teilnehmende Sohn tritt beim Vater für uns ein (Röm 8,34) und rettet uns vor dem Zorngericht Gottes (Röm 5,9f.).

Die Himmelfahrt Christi hat sodann Bedeutung für sein Erlösungswerk (Soteriologie). Jetzt, in seiner himmlischen Gestalt, ist Christus erst so recht „der Sohn Gottes in Kraft“ (Röm 1,4). Jetzt durchherrscht und belebt er als lebendiger und lebendigmachender Geist vom Himmel her (mit der Macht des Denkens und Wollens) als Haupt seine Glieder; jetzt erfüllt und stärkt er sie mit seinem Geist und mit der heiligmachenden Gnade; jetzt verleiht er mit seinem verklärten Leib in der

Eucharistie die Kraft und das Unterpfand des Lebens und der Unsterblichkeit, die eigener zukünftiger Herrlichkeit. Jetzt wird sein Wort zur Wahrheit: „Wenn ich von der Erde erhöht sein werde, werde ich alles an mich ziehen“ (Joh 12,32). Jetzt hat er einen Namen über alle Namen empfangen, damit jedes Knie vor ihm sich beuge und jede Zunge bekenne, dass Jesus Christus ist der Herr in der Herrlichkeit Gottes des Vaters (Phil 2,9-11). Himmlische Ausübung seiner Herrschaft und Gnade der Erleuchtung und Kraft sowie irdische Anerkennung dieser Herrschaft im Geiste und in der Wahrheit, in kultischer Anbetung und Danksagung: Das sind die beiden Seiten der Heilsbedeutung der Erhöhung des Sohnes zur Rechten des Vaters. Die Erhöhung begründet nicht ein neues Verdienst, sie besagt nicht eine Ergänzung oder Vervollständigung des Erlösungswerkes. Sie bedeutet die Zuwendung dieses Verdienstes durch den himmlischen Hohenpriester; sein Erscheinen vor Gott bedeutet eine fortwährende reale Fürbitte für uns (Hebr 7,24f.). Die Sendung seines Heiligen Geistes am Pfingsttage war die erste Frucht dieser Erlöserbitte an Gott, und sie war zugleich der erste Akt seines neuen Herrscheramtes. Durch diesen seinen Geist wird er bis ans Weltende als das unsichtbare Haupt seiner Jünger und seiner Kirche als Erlöser tätig sein (*gratia capitis*). In ethisch-mystischer Hinsicht ist daran zu erinnern, dass Christi Leidenstod nicht nur eine objektive historische Heilstatsache ist. Sondern, dass wir, wenn Christus nicht umsonst gestorben sein soll, die Einzelmomente seines Leidens miterleben und miterleiden müssen. Wir sind in der Taufe mit ihm begraben, der Welt abgestorben und gekreuzigt. Nun sollen wir als lebendige Glieder Christi fortwährend im neuen geistig-ethischen Auferstehungsleben wandeln (Röm 6,3ff., 8,17; 2 Kor 4,10; Kol 2,12, 3,1; Gal 2,20; 2 Tim 2,11f.).

Auferstehung Christi und Himmelfahrt des Herrn gehören zusammen. Die Himmelfahrt schließt sich sachlich eng an die Auferstehung an; sie bildet mit ihr ein Ganzes. Die Erlösung hat mit der Auferstehung ihre Vollendung erhalten, ebenso Christi Verherrlichung nach Leib und Seele. Für die Bestimmung des Verhältnisses von Auferweckung und Himmelfahrt ist zu beachten, dass die Heilige Schrift nur einen einzigen Erhöhungsvorgang kennt (Apg 2,22-35, 5,30f, 7,56; 1 Kor 5,3ff.). Zu dem rechten Schächer sagt Jesus, dass er noch heute mit ihm im Paradiese sein werde (Lk 23,43). Auch die Stelle: „Musste Christus nicht dieses leiden und so in seine Herrlichkeit eingehen?“ (Lk 24,26) spricht für die Identität. Das gleiche gilt von dem Text Joh 20,22. Danach spendet Christus den Aposteln den Heiligen Geist. Dieser aber setzt seine Auffahrt zum Vater voraus (Joh 7,39). Danach stellen Auferweckung und Himmelfahrt ein einziges Ereignis dar. Die Auferweckung im vollen Sinne des Wortes umfasst auch die Himmelfahrt. Die sichtbare Himmelfahrt bedeutet kein völlig neues Element im Leben des Auferstandenen oder in dessen Existenzweise. Sie bedeutet (nur) das Ende der Erscheinungen bzw. neuer Offenbarungen vor seiner Wiederkunft. Schon Ignatius von Antiochien und Tertullian waren überzeugt, dass Christus schon am Tage seiner Auferstehung (oder auch vom Kreuze aus unsichtbarerweise) in den Himmel aufgefahren ist. In unserer Zeit Odo Casel. Die Erscheinungen Jesu vor seinen Jüngern erfolgten stets vom Himmel her. Sie wurden jeweils beendet durch die Rückkehr in den Himmel.

Man kann die Frage stellen: Wo verweilt der Auferweckte und Erhöhte? Erstens. Es wäre eine naive Vorstellung, anzunehmen, dass in der Welt irgendein Raum ausgespart ist, zu dem sich Christus hinbegeben hat, weil er etwa für seine verklärte Existenzweise besonders günstige Bedingungen bietet. Hier würde das Ereignis der Auferweckung und Himmelfahrt völlig missdeutet. Wenn von der Himmelfahrt die Rede ist, so ist damit ein Existenzvollzug gemeint, und zwar eine Existenzweise, die sich von der irdischen Erfahrungsexistenz wesentlich unterscheidet. Sie ist von den Mängeln unserer Erfahrungsexistenz befreit; sie liegt in der Dimension des Gottesgeistes. Zweitens. Die Himmelfahrt stellt auch nicht den Einzug in einen schon vorher bereiteten Himmel dar. Vielmehr hat Christus in der Auferweckung und Himmelfahrt die himmlische Existenz sowohl für sich als auch für alle seine Brüder (ja für den gesamten Kosmos) erst geschaffen. Der Himmel ist das Leben in der Herrlichkeit Gottes, in der Teilnahme des leibhaftigen Menschen (und des Kosmos) an dem dreipersonalen Lebensaustausch Gottes selbst. Die raumzeitliche Vorstellung ist ein Bild für die Existenzweise. Räumliche Aussagen kann man über die Realität dieses Lebens nicht machen. Man kann sie nur als Bilder für das Unausagbare verwenden. Ich bin nach wie vor überzeugt, dass die menschliche Natur Jesu oder, besser, Jesus nach seiner menschlichen Natur an einem bestimmten Ort gegenwärtig ist. Er kann nur an einem Ort, nicht an allen Orten verweilen. Aber der Ort, wo er sich befindet, ist uns,

unserer Erfahrung, unseren physikalischen Mitteln unzugänglich. Er kann weder durch Raumfahrt noch durch Suchstrahlen erreicht werden.

Mit Auferstehung und Himmelfahrt ist die Geschichte Gottes und Christi nicht abgeschlossen. Eines steht noch aus. Der letzte Akt der Königsherrschaft Christi werden seine Wiederkunft und das Weltgericht sein. Auf sie wies Jesus im irdischen Leben angesichts des Todes feierlich und nachdrücklich hin (Mt 26,64). Gott hat alles Gericht dem Sohne übergeben. Er ist der Menschensohn, dem dieses Amt verheißen ist (Dan 7,13-37). Durch sein Erlösungswerk hat er ein Recht auf den Richterakt sich erworben. „Siehe, er wird kommen in den Wolken, und jedes Auge wird ihn sehen, auch die ihn durchbohrt haben“ (Apk 1,7). Mit dem Weltgericht wird das Werk der Erlösung zum gänzlichen objektiven und subjektiven Abschluss kommen. Seine Wiederkunft hat nicht den Zweck, an der Erlösung selbst etwas zu ergänzen. Nach diesem Schlussakt der Erlösertätigkeit wird er die Seinigen dem Vater zuführen, so dass am Ende (wie am Anfang) Gottes alles in allem sei (1 Kor 15,28).

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Dienet einander!

16.05.2021

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

In der Epistel des heutigen Sonntags spricht der Apostel Petrus zu uns in seinem ersten Briefe. Er sagt: „Dienet einander, jeder mit der Gnadengabe, die er empfangen hat, als gute Verwalter der mannigfachen Gnade Gottes.“ Der Text spricht erstens vom Dienen, zweitens von den Gnadengaben und drittens von der Verwaltung. Wir wollen überlegen, wie diese Aussagen zu verstehen sind.

Der Apostel fordert die Christen zum gegenseitigen Dienst auf. Wer dient, dient stets einem anderen. Dienen heißt anderen in ihren Bedürfnissen zu Hilfe zu kommen. Gott hat es so eingerichtet, dass jeder Mensch des anderen bedarf. Wir sind alle aufeinander angewiesen. Wir brauchen einander. Kein Mensch ist so reich, dass er keines anderen Hilfe bräuchte. Kein Mensch ist so arm, dass er sich seinen Mitmenschen nicht irgendwie nützlich machen könnte. Das Dienen ist das Grundrecht jeder Gemeinschaft von Menschen. Die sittliche Grundlage des gegenseitigen Dienens ist das Gebot der Nächstenliebe. Das Hauptgebot heißt uns Gott und den Nächsten lieben. Die Liebe zwingt zum Dienen. Nach der Lehre Christi ist jeder der Nächste, der unsere Hilfe braucht, mag er uns nahe stehen oder fern, mag er unser Volksgenosse sein oder nicht, Freund oder Feind. Wenn jeder dem anderen helfen wollte, wäre allen geholfen (Ebner-Eschenbach). Der Dienst Gottes ruft nach dem Dienst an den Menschen. „Dienet einander!“ ruft uns Petrus zu. „Dienet einander!“ fordert Paulus. Dieser Dienst beginnt in der Familie. Eltern müssen ihren Kindern dienen. Ihr Dienst vollzieht sich durch ihr Vorbild und Beispiel, durch Regeln der Erziehung und der Lenkung, durch Belohnen und Strafen. Kinder müssen ihren Eltern dienen. Ihr Dienst geschieht durch Willigkeit und Gehorsam, durch Aufmerksamkeit und Fürsorge. Zum Dienst in der Familie gesellt sich der Dienst an der Gemeinschaft. Er vollzieht sich in Arbeit und Beruf. Der Mensch ist von Gott zur Arbeit geschaffen und verpflichtet. Die Arbeit ist sein Dienst. Der Mensch muss vor allem jene Arbeiten verrichten, die ihm sein Beruf oder Stand auferlegt. Die genaue Erfüllung der Berufspflichten führt zur Vollkommenheit. Durch nichts kann man schneller heilig werden als durch treue Erfüllung seiner Berufsarbeiten. Wer nicht arbeiten will, dem hilft kein Beten. Recht verstanden, ist jeder Beruf, jedes Amt, jede Tätigkeit Dienst, Dienst am anderen, Dienst an der Gesellschaft. Es gibt ganze Berufe, die nichts anderes zu tun haben, als unmittelbar hilflosen Menschen zu dienen. Denken wir an Krankenschwestern und Krankenpfleger.

Christus hat das Dienen vorgelebt. Sein Leben und Sterben war ein Dienst an der Menschheit. Er erklärt von sich: „Der Menschensohn ist nicht gekommen, sich bedienen zu lassen, sondern zu dienen“ (Mk 10,45). Jesu Sein und Leben ist vorbildlich für seine Jünger. Er hat es seinen Jüngern unverblümt gesagt: „Wer unter euch groß sein will, der sei euer Diener, und wer unter euch der Erste sein will, der sei euer Knecht“ (Mt 20,27f.). „Der Größte unter euch werde euer Diener“ (Mt 23,11). Wer auf Befehl Gottes den Menschen dient, der dient Gott, der dies befohlen hat. Der Apostel Paulus war ein gelehriger Schüler seines Meisters. So wiederholt er dessen Mahnung: „Dienet einander in Liebe. Denn das ganze Gesetz wird in dem einen Gebot erfüllt: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst“ (Gal 5,13f.). „Jeder von uns sei dem Nächsten gefällig zur Erbauung im Guten“ (Röm

15,2). „Einer nehme sich des andern an, wie auch Christus sich euer annahm zur Ehre Gottes“ (Röm 15,7). Von sich selbst sagt Paulus (1 Kor 4,1): „So halte man uns für Diener Christi und Verwalter der Geheimnisse Gottes.“ Der Dienst fordert regelmäßig Demut. Man muss sich gleichsam erniedrigen, um anderen zu dienen. Viele Menschen wollen lieber bedient sein, wollen sich bedienen lassen, statt selbst anderen zu dienen. Wer anderen dient, muss auf dessen Bedürfnisse, Nöte und Ansprüche schauen. Das ist nur möglich, wenn er von sich selbst absieht. Wer dient, muss selbstlos sein. Sobald du dich in irgendeinem Dinge suchst, findest du lauter Dürre und Ohnmacht zum Guten. Anders die selbstvergessenen Diener Gottes. Zu ihnen spricht der Herr: „Die mir aus freien Stücken dienen, erhalten von mir Gnade um Gnade“ (Nachfolge Christi).

Wir sollen Gott dienen „jeder mit der Gnadengabe, die er empfangen hat“. Damit ist die körperliche und geistige Ausrüstung, die ein jeder mitbekommen hat, gemeint. Die Anlagen, Kräfte und Fähigkeiten sind jedem Menschen von Geburt an mitgegeben. Jeder hat seine besondere Gabe von Gott, der eine diese, der andere jene (1 Kor 7,7). Unsere körperliche und geistige Ausstattung ist weitgehend geprägt durch die Abstammung von unseren Eltern. Die Gaben, die Gott uns gibt, zeigen die Aufgaben, deren Erfüllung er von uns erwartet. Wir können nicht nach Leistungen und Fertigkeiten streben, die uns infolge unserer körperlichen und seelischen Beschaffenheit unerreichbar sind. Wir müssen uns bescheiden. Neben den angeborenen Talenten gibt es die erworbenen Fähigkeiten. Alle Menschen sind aufgerufen, zu lernen, sich auszubilden, Fertigkeiten zu erwerben, die sie zu nützlichen Gliedern der Gesellschaft machen. Auch was wir an Können durch Ausbildung, Schulung und Übung gewinnen konnten, ist nur durch Gottes Beistand möglich geworden. Die menschliche Gesellschaft gleicht einem Körper, wovon jedes Glied seine besondere Verrichtung hat. Es muss Arbeit mit den Händen getan werden; sonst könnte keiner von uns leben. Es muss Arbeit mit dem Gehirn getan werden; sonst würde unser Leben nicht lebenswert sein. Und dieselben Menschen können häufig nicht beides tun. Ein altes Sprichwort sagt: „Kannst du nicht Dombaumeister sein, behau' als Steinmetz deinen Stein. Fehlt dir auch dazu Geschick und Verstand, so trage Mörtel herbei und Sand.“ Der Mensch ist verehrungswürdig, der den Posten, wo er steht, ganz ausfüllt. Sei der Wirkungskreis auch noch so klein, er ist in seiner Art groß (Schiller). Fürwahr, ein jeder Stand ist gut, wenn man nur Rechtes in ihm tut.

Wir sollen dienen „als gute Verwalter der mannigfachen Gnade Gottes“. Damit wird angegeben, in welcher Gesinnung und Haltung wir unseren Dienst verrichten sollen. Verwaltung ist eine Tätigkeit, die im Rahmen bestimmter Normen eines Lebensgebiets ordnet und gestaltet. Einem guten Verwalter ist immer bewusst, dass er nicht Herr der Gnadengabe ist, mit der er nach Belieben umgehen kann, sondern dass er die Gabe nach dem Willen und der Absicht des Gebers benutzen muss. Vom Verwalter wird Sorgsamkeit gefordert. Er muss das anvertraute Gut bewahren und es nach Möglichkeit mehren. Vom Verwalter wird gefordert, dass er treu befunden wird. Treue in der Verwaltung besagt Verantwortlichkeit und Gewissenhaftigkeit, Beständigkeit und Ausdauer. Sie schließt Leichtfertigkeit und Schlendrian, Eigennutz und Unterschleife aus. In Geldangelegenheiten wird vom Verwalter erwartet, dass er Einnahmen und Ausgaben auf Heller und Pfennig belegen kann. Der Verwalter des reichen Mannes im Evangelium geriet in den Verdacht, die Güter seines Herrn zu verschleudern. Der Herr ließ ihn kommen und entzog ihm die Verwaltung. Ein guter Verwalter hat stets die Regeln und Vorschriften seiner Tätigkeit vor Augen. Er will seine Verwaltung gewissenhaft und tadelfrei führen. Wer sich selbst kennt und sein Verhalten genau beobachtet, der wird regelmäßig von Sorge erfüllt sein, ob er seinen Pflichten als Verwalter allezeit tadelfrei nachgekommen ist. Der Knecht im Evangelium, den sein Herr hart anfuhr, hatte das ihm anvertraute Gut nicht verloren oder verschleudert. Er hatte nur nicht damit gearbeitet und es gemehrt. Diese Unterlassung genügte, dass es ihm abgenommen wurde. Der Verfasser des Buches von der Nachfolge Christi bricht an einer Stelle in den Seufzer aus: „Ach, könnte ich doch dir auch nur einen einzigen Tag würdig und gebührend dienen!“ Für den Verwalter wird es eines Tages heißen: Verwalter, gib Rechenschaft von deiner Verwaltung: Was hast du mit deinen Gaben, Talenten und Fähigkeiten gemacht? Wie hast du dein Leben, deine Zeit, dein Geld verwendet? Wer von uns kann sagen: Ich war allezeit ein guter Verwalter der Gnadengaben Gottes? Ich habe meine Kräfte, meine Zeit, mein Vermögen stets nach Gottes Willen eingesetzt und gebraucht? Müssen wir nicht schmerzlich unserer Fehler, Versäumnisse, Schwächen

gedenken? Muss uns nicht unser Ungenügen, unsere Unzulänglichkeit schmerzen? Glückliche Menschen, die am Ende ihres irdischen Lebens sprechen können: Ich habe Gott und den Menschen gedient mit der Gnadengabe, die ich von Gott empfangen habe, als guter Verwalter der mannigfachen Gnade Gottes. Manche haben gemeint, es sagen zu können. Albert Einstein starb mit den Worten: „Ich habe meine Sache hier getan.“ Kaiser Karl V. war nicht so selbstsicher. Als gläubiger katholischer Christ sprach er im Sterben: „Das ist die Stunde. Ich komme, Herr. Hier bin ich.“ Samuel Hahnemann, der Erfinder der Homöopathie, starb mit den Worten: „Gott schuldet mir nichts. Ich schulde ihm alles.“

Amen.



Prälat Prof. Dr. Georg May

## Die sieben Tätigkeiten des Heiligen Geistes

23.05.2021 (Pfingsten)

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Wir begehen heute das Fest des Heiligen Geistes. Wir bekennen ihn im Glaubensbekenntnis als den „Lebendigmacher“. Er macht die lebendig, die sich zu ihm bekennen und sich von ihm leiten lassen. Die Heilige Schrift lehrt sieben verschiedene Tätigkeiten des Heiligen Geistes. Er übt sie aus durch seine menschlichen Werkzeuge.

1. Joh 14,25f. „Der Beistand, der Heilige Geist, den der Vater in meinem Namen senden wird, wird euch alles lehren.“ Christus ist beauftragter Lehrer Gottes. Er hat das Lehramt inne. Er belehrt nicht akademisch über Gott und seine Heilsveranstaltungen, sondern verkündet machtvoll mit Gnadenwirkung beim Hörenden, aber auch mit Anspruch auf Gehör und Antwort. Vor seinem Weggang kündigt Jesus seinen Jüngern einen anderen Lehrer an: den Parakleten, den Beistand, den Heiligen Geist. „Der Beistand, der Heilige Geist, den der Vater in meinem Namen senden wird, wird euch alles lehren.“ Der Paraklet lehrt die Kirche über alles. Die Totalität ihrer Lehre ist ein Geschenk des Heiligen Geistes, und zwar für jene Kirche, die in dem bleibt, was sie von Anfang an gehört hat (so dass sie nicht nötig hat, von den Irrlehrern belehrt zu werden). Der Paraklet lehrt nicht bruchstückhaft, er lehrt nicht mit Auswahl und mit Auslassungen: Er lehrt alles, die ganze Wahrheit. Erst von der ganzen Wahrheit gilt das Wort: Die Wahrheit wird euch freimachen. Vom Irrtum. Von der Blindheit. Von der Verblendung.

2. Joh 14,26f. „Der Beistand, der Heilige Geist, den der Vater in meinem Namen senden wird, wird euch an alles erinnern, was ich euch gesagt habe.“ Als historische Religion ist die geoffenbarte Religion des Christentums wesentlich eine Gedächtnisreligion. Das Gedenken an göttliche Heilstaten in der Vergangenheit ist unaufgebbarer Inhalt ihres Glaubens und bleibender Gegenstand ihres Kultes. In der Kirche des Heiligen Geistes geraten nicht Gegenstände der Lehre Christi in Vergessenheit oder werden als nicht zeitgemäß ausgeschieden. „Der Beistand, der Heilige Geist, wird euch an alles erinnern, was ich euch gesagt habe.“

3. Joh 15,26f. „Wenn der Beistand kommt, den ich vom Vater senden werde, der Geist der Wahrheit, der vom Vater ausgeht, der wird von mir Zeugnis geben.“ Zeugnis ist das Eintreten für Wahrgenommenes und Erkanntes. Zeugen sind Personen, die etwas aus eigener Erfahrung belegen können und den Auftrag zum Zeugendienst erhalten haben. Die in Christus geschehenen Heilsereignisse sind auf keinem anderen Wege als über die Zeugen erreichbar. Der Zeuge will überzeugen. Überzeugung ist das unbeirrbar Wissen, die Gewissheit von der Richtigkeit seiner Einsicht. Der Heilige Geist gibt Zeugnis von Christus. Der Paraklet bezeugt. Damit ist das werbende Eintreten für das Bezeugte gemeint. Das Zeugnis der apostolischen Augen- und Ohrenzeugen verbindet sich mit dem Zeugnis des Heiligen Geistes in der christologischen Verkündigung der Kirche, und zwar so, dass sich das Zeugnis des Geistes im Zeugnis der Apostel konkretisiert. Das Zeugnis des Geistes befähigt die Jünger zum Zeugnis (Joh 15,27). Das geisterfüllte Zeugnis der Apostel lässt die Kirche erkennen, wer Jesus in Wirklichkeit ist. In der Halle Salomons zu Jerusalem predigte Petrus: „Der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, der Gott unserer Väter, hat seinen Knecht Jesus verherrlicht... Ihr habt den

Urheber des Lebens getötet. Gott aber hat ihn von den Toten auferweckt. Des sind wir Zeugen!“ Die Apostel erklären dem Hohen Rat zu Jerusalem: „Wir können nicht verschweigen, was wir gesehen und gehört haben.“ Sie können es nicht, weil sie der Heilige Geist antreibt zu reden von dem Christus-Ereignis. Wer Jesus von Nazareth ist, sagt uns nicht ein scharfsinniger Theologe, sondern das lehrt uns der Geist Gottes.

4. Joh 16,8 „Wenn jener (der Heilige Geist) kommt, wird er die Welt überführen von der Sünde und von der Gerechtigkeit und vom Gerichte.“ Der Paraklet überführt. Überführung heißt belegen, aufzeigen. Der Geist beweist der Welt, dass es eine Sünde, eine Gerechtigkeit und ein Gericht gibt. Bei diesem Werk bedient er sich unser. Wir haben in seinem Auftrag und mit seiner Kraft der Welt Zeugnis zu geben von der Sünde, der Gerechtigkeit und dem Gericht. Die schlimmste Sünde ist der Unglaube. Er vereitelt, dass die Offenbarung Gottes zu den Menschen gelangt. Das ist die traurige Wahrheit: „Das Licht leuchtete in der Finsternis, aber die Finsternis hat es nicht erkannt.“ Der hl. Stephanus hielt den Juden vor: „Ihr Halsstarrigen und Unbeschnittenen an Herz und Ohren! Ihr widersteht allzeit dem Heiligen Geiste, wie eure Väter, so auch ihr“ (Apg 7,51). Der Geist überführt die Welt von der Sünde. Er überführt sie auch von der Gerechtigkeit. Dass ein gerechter Gott lebt, ist daran zu erkennen, dass dem gekreuzigten Messias Gerechtigkeit widerfahren ist: Er starb zwar, aber er blieb nicht im Tode. Gott hat ihn erweckt und zum Herrn und Messias gemacht. Der Geist überführt die Welt auch vom Gericht. Gott lässt seiner nicht spotten. Dem gekreuzigten und auferstandenen Nazarener hat Gott Macht gegeben, Gericht zu halten. Dazu ist er erschienen: „Ich bin zum Gericht in die Welt gekommen, damit die, welche nicht sehen, sehen, und die, welche sehen, blind werden.“ „Jetzt ergeht das Gericht über die Welt. Jetzt wird der Fürst dieser Welt hinausgestoßen.“ Wahrhaftig, es gibt ein Gericht. Die Zerstörung von Glaube und Sittlichkeit in unserer Zeit ist das Gericht Gottes; denn dadurch untergräbt die Gesellschaft ihre eigenen Grundlagen.

5. Joh 16,13 „Wenn jener (der Heilige Geist) kommt, der Geist der Wahrheit, wird er euch in die ganze Wahrheit einführen.“ Der Paraklet leitet, führt ein. Dies meint die zur Botschaft des historischen Jesus hinzukommende Erschließung der vollen, ganzen Christuswahrheit. Das Viele, das die Jünger jetzt noch nicht ertragen können, kommt in der einführenden Wirksamkeit des Geistes ans Licht, und darin besteht die Ganzheit der Wahrheit: Das Neue, das er über die Botschaft des historischen Jesus hinaus bringt, ist primär die Explikation des Geheimnisses Jesu. Die unerhörte Wirklichkeit Jesu Christi stellte die Zeitgenossen ebenso wie die nachfolgenden Generationen vor die enorme Herausforderung, die Kategorien zu finden, die dieser Wirklichkeit angemessen waren. Die geistigen Kämpfe um die Person Jesu, die vier Jahrhunderte andauerten, waren nicht bloße Auseinandersetzungen verschiedener Schulrichtungen. In den Kontroversen vollzog sich vielmehr die einleitende und einführende Wirksamkeit des Heiligen Geistes. Die Frage, wie der Glaube an die Gottheit Christi, des Sohnes Gottes, mit der Einheit Gottes zu vereinbaren sei, wurde verschieden beantwortet. Einige Christen erklärten den Erlöser für einen bloßen Menschen, der in besonderem Maße mit Gottes Kraft ausgestattet war. Andere erblickten in ihm den Vater selbst, indem sie der einen göttlichen Person verschiedene Offenbarungsweisen zuschrieben. So war entweder die Gottheit des Sohnes oder der persönliche Unterschied zwischen Vater und Sohn preisgegeben. Der Libyer Sabellius nahm drei Offenbarungen Gottes an: als Vater in der Schöpfung und Gesetzgebung, als Sohn in der Erlösung, als Heiliger Geist im Werke der Heiligung. Jede dieser Ansichten hatte ihre Anhänger. Die Kirche schloss die genannten irrigen Gruppierungen aus ihrer Gemeinschaft aus und bekannte Christus als göttliche und zugleich vom Vater verschiedene Person. Wie aber die Gottheit des Sohnes zu der des Vaters näherhin sich verhalte, darüber bestand weiterhin keine Einigkeit. Weit verbreitet war die Neigung, den Sohn, freilich ohne seine Gottheit zu leugnen, dem Vater unterzuordnen. Die Arianer jedoch sprachen Christus das göttliche Wesen ab. Innerhalb derselben nannten die einen den Sohn dem Vater ähnlich oder unähnlich. Das Konzil von Nicäa erklärte Jesus dem Vater wesensgleich: Gott aus Gott, Licht aus Licht, wahrer Gott aus wahren Gott, gezeugt, nicht geschaffen, wesensgleich dem Vater. Das ist der Glaube, den der Heilige Geist der Kirche vermittelt und erhalten hat.

6. Joh 16,13 „Der Geist wird nicht von sich aus reden, sondern er wird reden, was er hört, und euch verkünden, was kommen wird.“ 16,14 „Er wird von dem Meinigen nehmen und es euch verkünden.“ Der Paraklet verkündigt. Er gibt die empfangene Botschaft weiter. Er lehrt nichts anderes als

Jesus von Nazareth. Die Kirche hat sich an diese identitätsstiftende Weise der Verkündigung zu halten. In der Kirche Gottes gilt das Traditionsprinzip. Die Urzeugen geben weiter, was sie gesehen und empfangen haben. Die zweite Generation übermittelt ohne Abstriche und Hinzufügungen das, was ihr überkommen ist. So bekennt der Apostel Paulus: „Ich habe überliefert, was ich selbst überkommen habe“ (1 Kor 15,3). Der Paraklet redet, was er hört. Was er von Christus hört. Seine Verkündigung ist auch prophetisch-eschatologisch. Das heißt: Seine Botschaft bezieht sich auch auf das Kommende, auf die Durchführung des ganzen Heilswerkes durch den Geist und die von ihm geleitete Kirche.

7. Joh 16,14 „Er (der Heilige Geist) wird mich verherrlichen, denn er wird von dem Meinigen nehmen und es euch verkünden.“ Der Geist verherrlicht Christus. Er lässt die Jünger (noch mehr als bisher) erkennen, wer Jesus eigentlich ist. Die apostolische Christologie ist schon eine Enthüllung der verborgenen Doxa Jesu. Sie hat das Geheimnis Jesu mit den Begriffen ausgedrückt, die ihr der Geist zugesprochen hat. Sie nannte ihn „Herr“, Kyrios, d.h. sie gab ihm den Namen, mit dem die alttestamentliche griechische Bibel Gott bekennt. Sie nannte ihn „Messias“ (Apg 2,36). Er war der seit Jahrhunderten verheißene Retter. Sie gab ihm den Titel „Knecht“ (Apg 3,13). Sein Leben war Dienst am Heil der Menschen. Sie bekannte ihn als „Herrscher und Heiland“ (Apg. 5,31). Denn dazu hat ihn Gott erhöht. In der Geschichte hat der Heilige Geist die Kirche weitere Seiten in Jesus erkennen lassen. Er hat sie zu den Wunden des Heilands, zum dornengekrönten Haupt des Herrn, zu seinem heiligsten Herzen geführt. Dadurch wird Christus verherrlicht. Wir verherrlichen in der Kraft des Heiligen Geistes Christus in jeder heiligen Messe. Im Gloria jubeln wir: „Herr Jesus Christus, eingeborener Sohn, Herr und Gott, Lamm Gottes, Sohn des Vaters. Du allein der Herr, Du allein der Höchste, Jesus Christus.“ Vielleicht fragt jemand: Warum sollen wir (mit dem Heiligen Geist) Gott preisen und loben? Welchen Sinn hat das? Ist das notwendig? Wir sollen Gott loben und preisen, weil wir dadurch unsere Geschöpflichkeit bekennen, unsere totale Abhängigkeit von Gott. Wir schulden es der gebotenen Ehrlichkeit, dass wir Gott als unseren Schöpfer, Herrn und Seligmacher bekennen. Bleiben wir stumm, verfehlen wir uns gegen unsere geschöpfliche Natur. Wir schulden es der Wahrhaftigkeit, Gott anzuerkennen als den absoluten Herrn. Wir sollen Gott loben und preisen, weil wir dadurch unsere Dankbarkeit bezeigen. Dankbarkeit dafür, dass wir Gott kennen, dass er sich uns geöffnet hat, dass wir nicht in Unwissenheit über Gott dahinleben. Gott nicht kennen, ist das Schlimmste, was Menschen im Pilgerstand widerfahren kann. Wir sollen Gott loben, weil wir ihm Dank schulden für zahllose Taten seiner Güte und seiner Barmherzigkeit. Wo wären wir, wenn Gott nicht immer wieder helfend und rettend in unser Leben eingegriffen hätte! Hat er nicht seine Engel zu unserem Schutz bestellt? Hat er uns nicht seine Heiligen als Patrone und Fürbitter gegeben?

Der Heilige Geist lebt und wirkt. Er bedient sich für seine Tätigkeiten der getauften und geweihten Christen. Sie sind seine Werkzeuge, Herolde und Zeugen. Er teilt den Christen die Fähigkeiten und Kräfte mit, die ihm eigenen Funktionen auszuüben. Es macht die Würde des christlichen Volkes und seiner Priester aus, dass sich der Heilige Geist ihrer bedient. O möchten wir dieses Dienstes würdig sein!

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Der Apostel Paulus und der Prokurator Felix

24.05.2021 (Pfingstmontag)

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

„Für diesmal kannst du gehen; wenn ich Zeit finde, werde ich dich wieder rufen lassen.“ Das sind Worte des römischen Prokurators Felix zu dem Apostel Paulus. Der Prokurator Felix traf mit dem Apostel Paulus in Cäsarea am Meer zusammen. Wie kam es zu der Begegnung? Im Jahre 57 oder 58 reiste Paulus über Troas, Korinth, Milet nach Jerusalem, um den dortigen Christen eine reiche Geldspende aus mehr als einjähriger Werbearbeit persönlich zu überbringen. Dort entfesselten seine Feinde einen Krawall gegen ihn; er wurde in römische Schutzhaft genommen, dann zu größerer Sicherheit nach Cäsarea am Meer, dem Sitz des Prokurators Felix, überführt. Dort wurde er zwei Jahre (57-59 oder 58-60) in Haft gehalten. Antonius Felix war von 52 (oder 53) bis 60 (oder 61) Prokurator von Judäa. Er war ein Freigelassener des kaiserlichen Hauses. Felix war dreimal verheiratet. Alle drei Gemahlinnen stammten aus königlichem Geschlecht. Die dritte Frau war die jüdische Prinzessin Drusilla (geb. 38), die Tochter Agrippas I. und Schwester Agrippas II. Sie war zuerst mit Azizus, dem König von Emesa (heute Homs in Syrien), verheiratet. Bald nach ihrer Verheiratung sah Felix die schöne Königin und wusste sie (mit Hilfe eines Magiers aus Cypern) ihrem Gemahl abspenstig zu machen und für sich zu gewinnen (24,24). Der Prokurator Felix fand Gefallen an Paulus, seinem Gefangenen, und führte gern Gespräche mit ihm. Eines Tages lässt er den gefangenen Apostel zu sich kommen, um sich von ihm eine eingehende Belehrung über den Glauben an Jesus als den Messias geben zu lassen. Den Anlass dazu wird seine Gemahlin Drusilla gegeben haben. Als Jüdin war sie ja an diesen Fragen besonders interessiert. Sie wird das Verlangen gehabt haben, diesen Wortführer des neuen Glaubens einmal zu sehen und zu hören.

Wie war die religiöse und sittliche Lage im Römischen Reich, im Mittelmeerraum, als das Christentum entstand? Die Antwort kann nur lauten: sie war nicht günstig. Die alten polytheistischen Volksreligionen und Staatskulte waren zersetzt und in weiten Kreisen um ihren Kredit gekommen. Unter den Gebildeten war völliger Atheismus nicht selten. Als eine Art Ersatz für den Götterglauben kam der Kaiserkult auf, die göttliche Verehrung des verstorbenen und bald auch des lebenden Kaisers bzw. seines Genius. Die orientalischen Religionen und Mysterienkulte übten eine immer stärkere Anziehungskraft auf die Massen aus, so namentlich der Kult der phrygischen Magna Mater Kybele und des Attis, die verschiedenen syrischen Baalim, die ägyptischen Gottheiten Isis und Osiris, der persische Lichtgott Mithras. Daneben blühte jede Art von religiösem Aberglauben: Astrologie, Magie, Theurgie (Götterbearbeitung) und Nekromantie (Totenorakel). Theurgie bezeichnet den manipulativen Umgang mit Gottheiten und den Versuch ihrer Beeinflussung durch den Menschen. Im Neuplatonismus meinte man göttliche Kräfte in ein (in Trance versetztes) Medium überführen zu können. Nekromantie bezeichnet das Totenorakel, das durch direkte Beschwörung Verstorbener, durch das Gebet an eine dem Toten übergeordnete Gottheit oder durch den Tempelschlaf auf Gräbern gesucht wird. Hand in Hand mit dem Verfall der Religion ging, vor allem in den höheren Schichten und in den größeren Städten, eine furchtbare sittliche Verwilderung. Der Apostel Paulus zeichnet ihr düsteres Bild mit scharfen Strichen (Röm 1,24-32). Zu keiner Zeit war das Gefühl der Hilflosigkeit und das

Bewusstsein der allgemeinen Verderbtheit verbreiteter und stärker als damals, da Christus in die Welt trat. Fromme Heiden ringen in schmerzlichem Sehnen nach Erleuchtung und Hilfe von oben. Sie erwarten eine Weltenwende und Welterneuerung, einen geschichtlich auftretenden Heiland und Retter.

In dieser schlimmen geistigen und sittlichen Atmosphäre trafen der Apostel Paulus und der römische Prokurator aufeinander. Paulus wird bei diesem Gespräch mit Felix das Evangelium von Christus verkündet haben. Im Mittelpunkt steht das Wort vom Kreuz, d.h. von dem einen und einzigen Heilmittler Jesus Christus, dem sündenlosen himmlischen Gottessohn, der Mensch geworden ist. Dessen am Fluchholz vergossenes Blut der gesamten sündigen Menschheit prinzipiell und objektiv Sühne für ihre Sünden und damit die Rettung im Endgericht beschafft hat. Dieses Heil bietet Gott allen, Heiden und Juden, unterschiedslos aus reiner, unverdienter Gnade an, und jeder, Jude wie Heide, hat es sich vermittels des Glaubens an Christi Person und Werk subjektiv anzueignen, Dazu trat die Verkündigung des christlichen Sittengesetzes. Wir kennen die Verkündigung des Paulus aus seinen Briefen. „Was immer wahr, was ehrwürdig, was gerecht, was lauter, was irgendeine Tugend und irgendein Lob ist, darauf seid bedacht“ (Phil 4,8). „Gestaltet euch nicht dieser Weltzeit gleich, sondern wandelt euch um durch Erneuerung eures Geistes, dass ihr prüft, was der Wille Gottes ist, das Gute, Wohlgefällige und Vollkommene“ (Röm 12,2). „Seid allen Menschen gegenüber auf Gutes bedacht“ (Röm 12,17). „Lasst uns, da wir Zeit haben, das Gute an allen tun (besonders aber an den Glaubensgenossen)“ (Gal 6,10). Als treibenden Faktor des neuen Lebens sieht Paulus den (göttlichen) Geist an, der, in der Taufe verliehen, nun selbst dazu drängt, die Werke des Fleisches zu lassen, die bösen Leidenschaften und Begierden zu töten und die Früchte des Geistes hervorzubringen (Gal 5,16-24; Röm 5,12ff.). Damit wird die Schwäche des fleischlichen Menschen überwunden (Röm 8,3), die Tyrannei der Sündenmacht gebrochen und die praktische Unfreiheit unter dem alten Gesetz beseitigt (Röm 7,14-24). So gewinnt der Christ die wahre sittliche Freiheit (Röm 8,2; Gal 5,1, 13), die ein Freisein für das Gute, für den Dienst Gottes (Röm 6,16ff.) bedeutet.

Paulus hat wie kein anderer den inneren Zusammenhang zwischen gnadenhafter Errettung und sittlicher Verpflichtung gesehen. Wir sind durch Christus mit Gott versöhnt, sollen uns aber auch mit Gott versöhnen (2 Kor 5,18ff.). Unser alter Sündenmensch ist (in der Taufe) vernichtet, mit Christus mitgekreuzigt (Röm 6,6); wir sollen ihn aber auch mit seinen Taten ablegen und den neuen anziehen (Eph 4,22ff.; Kol 3,9f.). Wir leben im Geist, sollen nun aber auch im Geist wandeln (Gal 5,25). Damit ist der sittliche Imperativ aufs engste mit dem Indikativ des Heils verknüpft. Sittliches Tun ist nicht ohne das gnadenhaft geschenkte Leben Gottes möglich. Aber dieses ist auch voll und ganz auf die ethische Bewährung hingeordnet.

So oder ähnlich dürfte Paulus vor dem Prokurator Felix bei seinen wiederholten Gesprächen das Evangelium verkündet haben. Nach dem Zeugnis der Apostelgeschichte sprach er von den sittlichen Forderungen des christlichen Glaubens, insbesondere von der Pflicht der Gerechtigkeit und der Enthaltbarkeit (Keuschheit) und betonte die ernste Wahrheit des zukünftigen Gerichtes, bei dem alles Böse seine Strafe und alles Gute seinen Lohn empfangen wird. Gerechtigkeit bedeutet das Verhalten gemäß Gottes Willen (Gn 15,6; Dt 6,25, 24,13; Is 1,27), da die Taten des Menschen dem Urteil des gerechten Gottes unterstehen. Der Gerechte ist der Mensch, der alle sittlichen Pflichten erfüllt. Die Gerechtigkeit fordert auch die korrekte Beziehung der Menschen untereinander. Paulus spricht zum Prokurator Felix und seiner Frau Drusilla auch von der Pflicht zur Enthaltbarkeit. Mit der Enthaltbarkeit ist an erster Stelle der geordnete, Gottes Willen entsprechende Gebrauch der Geschlechtlichkeit gemeint. Es gibt eine voreheliche und eine eheliche Enthaltbarkeit. Keuschheit und Enthaltbarkeit gehören eng zusammen. Die eine kann ohne die andere nicht bestehen. Keuschheit ist das sittlich geordnete Verhalten gegenüber der Geschlechtlichkeit. „Kein Unzüchtiger oder Unreiner... hat Erbteil am Reiche Christi und Gottes“ (Eph 5,5), lehrt Paulus. Zur christlichen und paulinischen Verkündigung gehört auch das Gericht Gottes über die Menschen. Das Gericht ist der Erntetag Gottes, an dem er Unkraut und Weizen scheiden wird, der Tag, an dem die Menschen Rechenschaft ablegen müssen von ihrem Tun und Lassen. Jesus ist der wiederkommende Menschensohn und Richter. Der von den Toten erweckte Herr ist von Gott zum Richter des Erdkreises bestimmt. Alle Menschen müssen vor seinem Richterstuhl erscheinen, um über ihre im Leben vollbrachten Taten Rechenschaft abzulegen und ihren Lohn zu empfangen (1 Kor 3,8), um zu ernten, was sie im Leben gesät haben (2

Kor 9,6; Gal 6,7-10; 1 Kor 10,1-13). Um dem Gericht zu entgehen, ist Umkehr verlangt zu dem allein rettenden Glauben an Christus. Die Zeit zwischen Ostern und Parusie ist die letzte Gnadenfrist zur Absonderung der sich Bekehrenden von der verstockten Welt. Im Schreiben an die Bewohner von Saloniki sprach Paulus von den Feuerflammen des Gerichtes, wenn der Herr Jesus denen die Strafe bringt, die Gott nicht kennen und seinem Evangelium nicht gehorchen (2 Thess 1,7f.).

All das Erwähnte und vieles andere wird Paulus dem Prokurator Felix und seiner Frau Drusilla vorgetragen haben. Er war dafür bekannt, dass er die Wahrheit schonungslos vortrug. Daher beginnt bei Felix das Gewissen sich zu regen. Auch der Drusilla wird es bei diesen Ausführungen nicht ganz wohl gewesen sein. Darum bricht Felix die Unterredung ab. Diese Verkündigung ist ihm unangenehm. Er gedenkt nicht, zu diskutieren und eine Gegenposition zu Paulus abzubauen. Nein, er schneidet dem Apostel das Wort ab. Er gerät in Angst und sagt: „Für diesmal kannst du gehen; wenn ich Zeit finde, werde ich dich wieder rufen lassen.“ Warum gerät der Prokurator in Angst? Vermutlich deswegen, weil ihm vor den hohen Wahrheiten, die Paulus verkündete, und vor den erhabenen sittlichen Forderungen, die er darlegte, das Grauen, das Unbehagen und der Schwindel überfällt. Er dachte und lebte anders, als es nach der Lehre des Paulus von Gott geboten war. Vor allem der Gedanke an das Gericht, das Paulus ankündigte, mag Felix in Schrecken versetzt haben. Davon mochte er nichts hören. Er wollte Ruhe haben. Darum brach er das Anhören der christlichen Lehre ab. Felix hatte ein gewisses Interesse am Christentum. Er war vielleicht von einem unbestimmten Wohlwollen für Paulus erfüllt. Aber zu einem wirklichen Verständnis für den religiös-sittlichen Ernst der christlichen Botschaft war er nicht fähig oder nicht gewillt. „Für jetzt höre auf und gehe.“ So sprechen heute viele Menschen, die ein Gläubiger an Gott, seine Macht und sein Gesetz erinnert. Sie wollen in ihrem Tun und Lassen nicht gestört sein. „Ich will Spaß haben“, sagte der Fußballer Lothar Matthäus, als er auf seinen Umgang mit der Ehe angesprochen wurde. Darauf ist mit dem Buch von der Nachfolge Christi zu antworten: „Siehe, zweifache Freude gibt es nicht für dich. Hier die törichten Freuden der Welt töricht mitgenießen und dort mit Christus herrschen, siehe, das kannst du nicht.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Dem dreieinigen Gott übereignet

30.05.2021

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Der erste Sonntag nach Pfingsten verwendet als Evangelium die Schlussverse des Werkes von Matthäus. Hier wird die Taufformel der jungen christlichen Kirche erwähnt, die trinitarische Formel, welche die Personen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes ausspricht. Auf den so gesehenen Gott wird der Taufbewerber vereidigt. Mit Bezug auf diese Feststellung wird der Sonntag Dreifaltigkeitssonntag benannt. Es lohnt sich daher, einen Augenblick bei der Betrachtung der Taufformel zu verweilen. Sie ist von elementarer Eindeutigkeit. Die Kirche macht keine Kompromisse mit dunklen Formulierungen. Sie stellt an den Rand des Taufbeckens eine klare philosophische Sprache. Die Taufbewerber sollen wissen, dass der Gottesbegriff ihrer neuen Kirche über den Gottesbegriff des Judentums und den des Heidentums bewusst hinausgeht. Die heidnischen Götter überbietet der jüdische Einheitsgott. Den jüdischen statischen Gott überbietet der christliche. Die Lehre vom dreieinigen Gott ist aus dem Neuen Testament entnommen. Der dreifaltige Gott ist keine Erfindung der theologischen Spekulation, sondern Inhalt der Offenbarung Jesu Christi.

Die Trinitätslehre ist da in dem Augenblick, wo man es ernst nimmt mit dem Satz: Gott war in Christus (Joh 17,21), wo man diese real gemeinte Aussage nicht symbolistisch verflüchtigt. Selbstverständlich muss man die göttliche Wirklichkeit, erleuchtet vom Heiligen Geist, durchdenken und begrifflich fassen. Unser Glaube ist ein durchlichteter Glaube. Vor allem muss man Personen und Wesenheit unterscheiden. Vater, Sohn und Heiliger Geist sind ein einziger Gott. Die eine Gottheit wird von drei Personen besessen. Die drei göttlichen Personen sind nicht real verschieden von der einen göttlichen Wesenheit; jede einzelne ist das eine göttliche Wesen selbst. Nur untereinander sind sie als Personen, d.h. als Besitzer der einen ihnen gemeinsamen göttlichen Natur, real verschieden, vermöge ihrer Beziehungen zueinander, sofern eben die eine Person nur Vater, die andere nur Sohn und die dritte nur Heiliger Geist ist. Die erste Person besitzt die göttliche Wesenheit ursprungslos, die zweite als durch Zeugung von der ersten empfangene, die dritte als durch gemeinsame Hauchung der ersten und zweiten mitgeteilte. Die arme Sprache, auch des hellenistischen Menschen, vermag nur zu stammeln und staunend die stärksten Worte, die sie in ihrem Schatz findet, vor ihn hinzustellen. So ist dreifaltiger Gott Einheit und Fülle, jüdischer Gott schon Einheit, heidnischer Gott noch unvollendete Gärung. Das Bekenntnis zu den drei göttlichen Personen steht über dem Taufbecken. Du Ankömmling im Gefilde des Christentums sollst wissen, auf wen du vereidigt wirst. Wir taufen dich auf den Namen dieses trinitarisch umrissenen Gottes. Du sollst ihn mit klarer Logik nicht nur bekennen, du wirst sein Besitz, du wirst ihm übereignet. Diese Taufe ist ein Kontrakt, ist ein Schwur, ist eine Heeresfolge. Du trägst jetzt den Helm seiner Gefolgschaft; du bist in die Reihe seiner Legionen eingereiht. Das Patent der Mitgliedschaft seiner Kirche wird dir präsentiert. Du bist sein geworden.

Zur Eroberung der Welt, zu dieser Heeresfolge fordert der Auferstandene heute seine Apostel auf. Irgendwo, am Rande eines galiläischen Berges. Dorthin hat er sie bestellt. Unter ihnen steht er. Die Rede beginnt mit dem monumentalen Hinweis auf sein Königtum. Seit Gründonnerstag schwebt der neue Gedanke in die Atmosphäre. Er kehrt aus der Armseligkeit dieses Landes, zwischen Jericho,

Karpharnaum und Haifa, in die Besitztümer der Ewigkeit zurück. Die rationierte Zeit ist nun vorüber. Das Bettlergewand ist abgeworfen. Der Königsmantel um die Schultern gelegt. Nun blitzen Diadem und Zepher. Die Fülle der Gewalt umrauscht ihn. Ihm ist alle Gewalt gegeben im Himmel und auf Erden. Dem erhöhten Christus, der das Mandat des Vaters ausgeführt hat und zur Mitregierung der Welt zum Vater zurückkehrt. Jetzt ist er nicht mehr der Menschensohn in Niedrigkeit, dessen Vollmacht trotz der Wundertaten, der vollmächtigen Verkündigung und der Gewalt, Sünden zu vergeben, in gewissem Sinn noch verhüllt war. Seine Machtvollkommenheit erstreckt sich nun über die ganze Welt. Er ist kein Religionsstifter wie Buddha oder Mohammed. Er ist der Schöpfer. Durch ihn ist alles geworden, und ohne ihn ist nichts geworden, was geworden ist.

Aus der Fülle dieser Gewalt sendet er die Apostel. Sie sollen das Reich Christi um die Erde ausbreiten. Sie sollen über die Säulen des Tempels die Pfeiler des göttlichen Domes recken. Sie sollen die Völker der Welt in die Gemeinschaft der Kirche einkreisen. „Macht alle Völker zu Jüngern.“ Die eine Wahrheit des Evangeliums und das eine (durch seinen Tod bewirkte) Heil sind für alle Menschen bestimmt. Damit ist der Weltmissionsbefehl ausgesprochen. Wenn der Herr bisher immer noch das Vorkaufsrecht des jüdischen Volkes mit einfließen ließ und in stiller Hoffnung an seine Prärogativen erinnerte – jetzt sind die Würfel gefallen, und die Tore der Welt öffnen sich im Blickfeld der galiläischen Ebene. Oben auf dem Berge steht das erleuchtete Schloss. Seht, an seinen Tischen tafeln die Heiden und die Juden, die Blinden, die Lahmen, die Gedrückten, die Geplagten, die Zerquetschten. „Kommt alle zu mir, die ihr mühselig und beladen seid“, des eigenen Volkes Söhne und Töchter, darüber hinaus die Welt. Zwischen der auf das jüdische Volk beschränkten Sendung des irdischen Jesus und dem die ganze Menschheit umspannenden Missionsbefehl des Auferstandenen besteht kein Widerspruch. Denn durch Tod und Auferstehung Jesu ist ein gewaltiger Fortschritt in der heilsgeschichtlichen Situation eingetreten. Jetzt ist das Sühnopfer vollbracht. Jetzt ist der Gottesknecht an die Seite Gottes geholt. Jetzt muss sich jedes Knie vor ihm beugen.

Der Missionsbefehl schließt den Taufbefehl in sich. Damit wird ausgesprochen, wodurch der Einzelne ein Christ wird: durch gläubige Annahme der Heilspredigt und den Empfang der Taufe. Glauben ist das Erste, das Unerlässliche, das unbedingt Notwendige. Doch das „zu Jüngern Machen“ erschöpft sich nicht in der Verkündigung der Heilsbotschaft, in dem Anbieten der christlichen Wahrheit. Der Einzelne macht sich nicht selbst zum Jünger, indem er glaubt, sondern er wird durch die von den Aposteln gespendete Taufe von Gott zum Christen gemacht. Die Taufe ist demnach weit mehr als der Ritus der Einweihung in die Gemeinde der Jünger, mehr als eine symbolische Handlung. Als Bestandteil des Missionsauftrags wird ihr ebenso wie dem Glauben Heilsnotwendigkeit zuerkannt. Der Evangelist Markus schließt seine Evangeliumsschrift mit dem Wort des Auferstandenen: Wer glaubt und sich taufen lässt, wird gerettet werden. Wer aber nicht glaubt, wird verdammt werden.

Nun noch ein Kompendium der Arbeitstechnik. „Was alles sollen wir tun, o Herr, die Welt in die neue religiöse Gemeinschaft zu führen?“ So fragen die Jünger, die angehenden Missionare. Jesus antwortet: Einmal sollt ihr ihnen Religionsunterricht geben und dann sollt ihr ihnen Lebensunterricht geben. Der erste genügt zur Taufe. Der zweite folgt der Taufe und macht sie fruchtbar. Ihr sollt sie Katechismus und biblische Geschichte, ihr sollt sie Philosophie und Apologetik, ihr sollt sie Dogmatik und Moral lehren, unter Einbeziehung ihrer Zeit und der neuesten Fälle. Dieser Unterricht soll spannend sein und soll sich an den Straßen der Städte ebenso wie in der Einsamkeit der Zelle vollziehen. Er muss inhaltlich immer gleich bleiben. Denn die Wahrheit ändert sich nicht. „Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen.“ Euer Unterricht soll mit den Worten jeder Zeit gesagt werden. Christus soll übersetzt werden in alle Sprachen und in jedes Jahrhundert. Tausendfach und immer neu. Und keine Zeit soll meinen, sie habe die letzte Formel für ihn gefunden. Er ist immer noch größer als die Zeit, in der er steht. Er ragt über alle Betonbauten und über alle Turmhäuser immer noch riesenhaft hinaus. Kein Scheinwerfer holt ihn aus dem dräuenden Wolkennebeln, die sein Haupt umhüllen, wie eine Beute der Wissenschaft in die Tresore menschlicher Weisheit hinab. „Lehret ihn allen Völkern.“ Tragt sie durch die Taufe ein in die Register der Kirche. Der Herr will solches Bekenntnis und solche Ordnung. Der Herr will Taufbuch und Kartothek. Der Herr will sichtbare Organisation und sichtbare Disziplin. Diese Kirche verwaltet die große Gemeinschaft mit inneren und äußeren Mitteln.



Intellektuelle Lehre aber reicht nicht. Auf die Taufe folgt die eigentliche Arbeit. „Lehret sie alles halten, was ich euch aufgetragen habe.“ Bildet christliches Leben. Gebt diesen Gemeinden einen Atem und einen Rhythmus. Entfaltet in ihnen zur Blüte, was die dunkle Saat der Taufe mystisch in ihre Seelen gelegt hat. Gebt der exakten Lehre das Blut des glühenden und opfernden Lebens. Das könnt ihr nur, wenn ihr selber Christen seid, wenn ihr eure Lehre der Welt vorlebt. In einsamen Stunden, in bitterer Versuchung, am Markte der Menschheit selber, Tag um Tag bis zur letzten Stunde. So werdet ihr sie „alles halten lehren, was ich euch aufgetragen habe“. Sonst aber werfen sie euch die Schalen der Taufe in das pharisäische Gesicht. „O Gott, was für ein Gebot!“ „Geographisch und moralisch über alle Dimensionen gereckt. Über alle Völker der Welt, bis zu den Polen, bis zum letzten Antlitz, das scheu sich in den Urwald verzieht. Lehren in allen Sprachen, aber in Treue zum apostolischen Zeugnis, ohne Konzessionen an den Zeitgeist. Aus der Seele des Jahrhunderts heraus, in das du, o Herr, uns stellst. Gegen jede Versuchung, in aller Großstadt, im Dunkel der Leidenschaften halten lehren. Nicht nur säen, auch ernten in hundertfacher Frucht, in Wahrhaftigkeit und Martyrertreue. O Herr, wer kann das schaffen?“ So sprechen seine Jünger, zitternd und bebend. Da reckt er sich auf, der Auferstandene, über den Hügeln Galiläas und spricht: „Siehe, ich bin bei euch, alle Tage, bis zum Ende der Welt. Ihr könnt, wenn ihr wollt. Ihr könnt, weil ihr müsst.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Das eucharistische Opfersakrament (1)

03.06.2021 (Fronleichnam)

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Christus hat durch seinen Tod ein Opfer vollzogen. Er ist das Sühnopfer für die Sünden der Menschen. Ein anderes als dieses Opfer gibt es nicht. Christus hat sich ein für allemal geopfert. Sein Opfer ist ein einmaliges, geschichtliches, nicht wiederholbares Ereignis. Infolge seiner Vollkommenheit verträgt es und braucht es keine Wiederholung. Das Blut Christi wirkt für immer, für alle Zeiten und für die gesamte Menschheit. Christus ist der eine Priester, der in Ewigkeit bleibt und ein unvergängliches Priestertum hat. Es ist ein unumstößlicher Glaubenssatz der Kirche: In der heiligen Messe wird Gott ein wirkliches und eigentliches Opfer dargebracht. Die Eucharistie ist das von Christus gestiftete Opfersakrament der Kirche. Da erhebt sich die Frage: Gerät ein sich immer wiederholendes Opfer der Kirche nicht mit der Einmaligkeit des neutestamentlichen Opfers in Widerspruch? Besteht ein Zusammenhang zwischen dem einmaligen Opfer, das Christus am Kreuze darbrachte, und den vielen Opferfeiern der Kirche?

Um das Heil zu erlangen, muss die ganze Menschheit Anteil an dem Opfer Christi gewinnen. An der im Kreuzestod Christi geschehenen Selbsthingabe Christi an den Vater nimmt die Kirche teil in dem eucharistischen Opfersakrament. Nun lässt sich die Frage beantworten, ob die Existenz des eucharistischen Opfers der Einmaligkeit des Kreuzesopfers widerspricht. Von einem solchen Widerspruch kann deshalb nicht die Rede sein, weil das eucharistische Opfersakrament nichts anderes ist als das Kreuzesopfer in sakramentaler Form. Das Konzil von Trient hat gegen die Glaubensabtrünnigen formuliert: Im Messopfer wird jenes blutige Opfer dargestellt, sein Andenken bewahrt und seine heilbringende Kraft zugewandt (representetur, permaneret, applicaretur). Eucharistisches Opfersakrament und Kreuzesopfer fallen im Wesentlichen zusammen. Verschieden ist nur die Opferweise. Die Dieselbigkeit zwischen dem Kreuzesopfer und dem eucharistischen Opfer ist dadurch verbürgt, dass die Opfergabe beide Male dieselbe ist und dass der Opferpriester beide Male derselbe ist. Der Unterschied in der Opferweise besteht darin, dass Christus das eine Mal durch sein freiwilliges blutiges Sterben geopfert wurde, das andere Mal unblutigerweise geopfert wird. So wird die eucharistische Feier zu einer Gedächtnisfeier, zu einem Gedächtnis des Kreuzesopfers. Die Kraft und der Segen des Kreuzesopfers sind eingegangen in die Feier des eucharistischen Opfersakramentes. Die Früchte des blutigen Opfers werden durch die Feier des unblutigen Opfers überreich erlangt. Das eucharistische Opfersakrament ist ein Geheimnis des Glaubens. In ihm verleiht sich die Liebe Gottes, des Unbegreiflichen. Die Eucharistie ist daher selbst wesenhaft unbegreiflich. Die Eucharistie ist ein Bild dessen, was auf Golgotha geschah. Aber es ist ein Bild von besonderer Art. In diesem Bilde wird das Abgebildete selbst gegenwärtig. Die Wirklichkeit des Kreuzesopfers ist in diesem Bild selbst gegenwärtig. Die Gegenwärtigkeit des Kreuzesopfers ist eine solche in seinen Wirkungen. Die Eucharistie ist ein Opfer, in dem das einmalige Kreuzesopfer vergegenwärtigt wird, sein Gedächtnis bis zum Ende der Zeit bewahrt wird und seine Heilskraft für die täglich begangenen Sünden zugewendet wird. Die Eucharistie ist der höchste Akt der Anbetung und Danksagung gegen Gott; sie ist ein Lob- und

Dankopfer. Die Eucharistie ist aber auch ein Sühnopfer; sie ist sündentilgend und straftilgend. Die Eucharistie ist schließlich auch ein Bittopfer; das eucharistische Opfer wird für alle erlaubten Anliegen dargebracht. Nach einer anderen Erklärung wird das am Kreuze vollzogene Mysterium des Heils selbst in einer nicht mehr dem Bereich der Erfahrung angehörigen Weise gegenwärtig.

Träger des wirklichkeitserfüllten Abbildes des Sterbens Christi sind der Leib und das Blut des Herrn selbst, und zwar sofern sie zusammen das eucharistische Opfer darstellen. Am geschichtlichen Christus geschah das Heilswerk des Todes, am sakramentalen Leib und Blut Christi wird dieses Mysterium sinnbildlich dargestellt. Wir feiern das objektive Gedächtnis seines Leidens, seiner Auferstehung und seiner Himmelfahrt. Darin besteht unser Opfer, das wir dem Vater darbringen. Wir bringen dadurch das Opfer dar, dass wir die Heilstat Christi in der Gedächtnisfeier gegenwärtig setzen. Die Vergegenwärtigung des Opfers Christi bedeutet mehr als die wirklichkeitserfüllte Abbildung dieses Opfers an der Kirche. Das Bild des Todes Christi strahlt im eucharistischen Opfer an seinem gegenwärtig gesetzten Leib und Blut selbst auf. Die Eucharistie stellt den Tod Christi dar, und zwar dadurch, dass Leib und Blut aufgrund des sakramentalen Geschehens getrennt sind. Sie versinnbildet so das Leiden des Herrn. Sie ist das Sakrament des Herrenleidens. Das Opfergeschehen des Kreuzes wird im Bild sakramental dargestellt. Die Eucharistie ist Opfer als sakramentales Abbild des wirklichen Leidens Christi am Kreuze. Leib und Blut Christi werden durch den Vollzug des äußeren Zeichens als die am Kreuze dem himmlischen Vater dargebrachte und nun in der Eucharistie durch den Dienst der Kirche an ihn hingebene Opfergabe gegenwärtig.

Die Tatsache, dass die Eucharistie die Feier des Herrenleidens ist, erweist das eucharistische Opfer als beziehentliches Opfer. Es ruht nicht in sich selbst. Es hängt gänzlich vom Kreuzesopfer ab. Es geht darin auf, zum Kreuzesopfer in Beziehung zu stehen. Es ist nicht bloß dieselbe Opfergabe und derselbe Opferpriester, sondern auch dasselbe Opfergeschehen. Es ist das jeweils im Hier und Jetzt erscheinende Kreuzesopfer. Soll dieser unser Opfer ein wahres und kein leeres sein, dann muss Christus in demselben Augenblick, wo wir ihn opfern, auch selbst einen Opferakt setzen. Dieser Opferakt ist die Hauptsache. Er ist wesentlich mit dem Opferakt Christi am Kreuze identisch. Dass Christus diesen Opferakt setzt, ist leicht erkennbar. Denn er hat bei der Einsetzung der Eucharistie ein für allemal zugesagt, dass er als Opferleib zugegen sein wolle. Damit ist die Sicherheit gegeben, dass er stets in der erforderlichen Opfergesinnung zugegen ist. Wie könnte er auch jemals von dieser vollkommenen Opfergesinnung und -hingabe an den Vater zurücktreten? Die Opfergesinnung Christi muss seinen Opfertod am Kreuze einschließen; das fordert die Identität von Messopfer und Kreuzesopfer. Die Opfergesinnung Christi schließt substantiell denselben Liebesgehorsam wie am Kreuze in sich, aber derart, dass er jetzt seinem Vater die Früchte jener Leidenstat für seine Brüder darbringt. Die Opfergesinnung Christi ist darauf gerichtet, die heilbringende Wirkung des Kreuzesopfers uns zuzuwenden. Sie umfasst das einmalige und einstmalige Leiden und Sterben und sucht es – in stets fortgesetzter Hingabe an den Willen des Vaters – für seine ihm inkorporierten Glieder fruchtbar zu machen. Die Eucharistie ist das immer von neuem gegenwärtig gesetzte Erlösungswerk des Herrn. Sie ist der Erweis der Kraft und Reichweite des Kreuzesopfers. Sie fügt zum Kreuzesopfer nichts hinzu. Das eucharistische Opfer verdunkelt das Kreuzesopfer nicht, sondern bringt es im Gegenteil zur Erscheinung.

Christus ist auch der Opferer der Eucharistie. Wie jedes andere Sakrament wird auch das eucharistische Opfersakrament letztlich von Christus vollzogen. Auch hier ist er der Heilswirker, der uns unsichtbar ergreift und in sein eigenes Leben hineinzieht. Er ist der Opferpriester. Aber Christus vollzieht das eucharistische Opfersakrament nicht wie das Kreuzesopfer unmittelbar durch die Gebärde seines menschlichen Leibes. Er vollzieht es vielmehr durch den Dienst der Kirche, durch das Wort und Tun seines mystischen Leibes. Die Kirche soll es dem Vater darbringen. Christus setzt seinen einmal geschehenen Tod durch die Kirche gegenwärtig, damit sie an ihm Anteil nehme. Dadurch dass Christus der Kirche sein eigenes Opfer anvertraute, wird es ihr Opfer; sie kann es dem Vater im Himmel als ihr eigenes darbringen. Die Kirche ist das Werkzeug, der Mund und die Hand Christi. Es ist das Wort ihres Hauptes, das sie beim Vollzug des Opfers spricht. Wenn der Priester sagt: Das ist mein Leib, das ist mein Blut, spricht er diese Worte in der Person Christi, die er darstellt. Er spricht nicht mehr als er selbst, sondern als Christus, kraft der besonderen Teilhabe am Hohepriestertum

Christi, die er durch die Priesterweihe erlangt hat. Christus ist also beim eucharistischen Sakrament der Opferpriester, sofern er durch den irdischen Priester dargestellt wird. Christus wirkt im Wort des Priesters. Sonst müsste dessen Wort ohnmächtig bleiben. Christus, das Haupt, setzt in seinem eigenen (der Kirche anvertrauten) Wort die Majestät seiner Macht ein. Er ist also der Opferpriester, der im Tun des menschlichen Priesters handelt. Primärer Opferpriester ist Christus; der menschliche Priester ist sekundärer Opferpriester. Wohl opfert der Priester wahrhaft das Opfer der Kirche; aber Voraussetzung für seine Opfertat ist die des eucharistischen Heilands. Dieser muss dem Priester und der Kirche die Opfertat bieten, den Opferakt und die Opferfähigkeit (= Priestertum). Die Opfertat und den Opferakt (oder die Opfergesinnung) bewirkt Christus fortwährend unmittelbar und in nächster Verbindung mit jedem Messopfer persönlich. Die opfernde Tätigkeit des göttlichen Hohenpriesters ist überall das Fundament für die gleiche Tätigkeit des stellvertretenden Priesters.

Die Kirche Gottes besitzt nicht Erhabeneres, nichts Heiligeres, nichts Wunderbareres als das eucharistische Opfersakrament. Denn es enthält die vorzüglichste und größte Gabe Gottes, ihn selbst, den Quell und Urheber aller Gnade und Heiligkeit, Christus den Herrn. Darum beten wir: Hochgelobt und gebenedeit sei das heiligste Opfer und Sakrament des Altares von nun an bis in Ewigkeit.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Das eucharistische Opfersakrament (2)

06.06.2021

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Der Kirche hat der Herr das eucharistische Opfer anvertraut. Die Eucharistie ist das Opfer des ganzen Leibes Christi. Die ganze Kirche dient Christus bei der Vergegenwärtigung des Opfers Christi als Werkzeug. Die ganze Kirche vollzieht hierbei priesterliche Dienste. Aber die Gemeinschaft handelt immer durch die Einzelnen. Wenn die kirchliche Gemeinschaft Eucharistie feiert, dann tut sie dies als Gemeinschaft, aber sie tut es durch ganz bestimmte Glieder. Es ist von Anfang an Überzeugung der kirchlichen Gemeinschaft gewesen, dass Christus mit dem Wort „Tut dies zu meinem Gedächtnis“ die Apostel zu Priestern einsetzte und ihnen zugleich ihre wichtigsten priesterlichen Vollmachten übertrug. Diese wurden von ihnen ihren Nachfolgern, den Bischöfen, und deren Gehilfen im Priesteramt weitergegeben, und nur ihnen. Nur der Amtspriester kann das eucharistische Opfersakrament gültig vollziehen. Nur der Priester dient bei der Vergegenwärtigung des Kreuzesopfers Christus unmittelbar als Werkzeug. Doch sind alle Glieder der Kirche am Opfer beteiligt. In dem von Christus hierfür ermächtigten Priester opfert die kirchliche Gemeinschaft als solche. Der Priester stellt Christus dar. Aber er vertritt hierin zugleich das ganze Wir der Kirche. Daher ist jedes Glied der Kirche am eucharistischen Opfer handelnd beteiligt. Der große Papst Pius XII. hat diesen Zusammenhang mit gewohnter Klarheit beschrieben. „Die unblutige Hinopferung, in der durch die Wandlungsworte Christus im Zustand des Opfers auf dem Altare gegenwärtig wird, ist das Werk des Priesters allein, insofern er die Person Christi vertritt.“ „Doch an der Opferdarbringung des Priesters nehmen die Gläubigen auf ihre Art und in zweifacher Hinsicht teil: Sie bringen nämlich das Opfer dar durch die Hände des Priesters und zusammen mit ihm.“

Voraussetzung für die Teilnahme am Opfergeschehen ist die Eingliederung in den Leib Christi, die Kirche. Die Eingliederung geschieht durch Glaube und Taufe. In einer Zeit der Verwirrung ist es unerlässlich zu sagen: Um Glied der Kirche zu sein, ist das Bekenntnis des gesamten katholischen Glaubens unerlässlich. Wer nicht im Glauben der Kirche steht, zählt nicht zum mystischen Leibe Christi. Der auferstandene Christus belehrt seine Jünger: „Wer glaubt und sich taufen lässt, wird gerettet werden“ (Mk 16,16). Der Glaube ist das erste Erfordernis der Kirchengliedschaft. Er steht noch vor der Taufe. Der Glaube muss der Taufe normalerweise vorangehen. Die Apostelgeschichte liefert für diesen Zusammenhang ein instruktives Beispiel. Der äthiopische Kämmerer, der nach Jerusalem gekommen war, um Gott anzubeten, hatte von dem Diakon Philippus die Lehre von Jesus erfahren. Als sie an einem Wasser vorbeikamen, bat er darum, getauft zu werden. Der Diakon erwiderte: Wenn du von ganzem Herzen glaubst, darf es geschehen. Er bekannte seinen Glauben und empfing die Taufe. Die Teilnahme am Messopfer der katholischen Kirche setzt den Glauben an das Messopfer voraus. Es ist ausgeschlossen, Personen am Opfer Christi zu beteiligen, die nicht eines Sinnes mit ihm sind. Die nicht sein Selbstverständnis teilen und seine Lehre bejahen. Infolge der Glaubensspaltung im 16. Jahrhunderts ist bei jenen, die sich von der katholischen Kirche getrennt haben oder in der Trennung verharren, der Glaube der katholischen Kirche verlassen worden. Mit ihm ist auch der

Glaube an das eucharistische Opfersakrament untergegangen. Von den Anschauungen Luthers, Kalvins und Zwinglis führt keine Brücke zum Glauben der katholischen Kirche.

Um Glied in der Kirche zu sein, ist sodann der Empfang der Taufe unerlässlich. Die Taufe gliedert in die Gemeinschaft mit Christus und den Christgläubigen ein. Sie macht den Menschen christusförmig. Glaube und Taufe geben dem Menschen die Befähigung und die Verpflichtung, sich an dem von der Kirche Gott dargebrachten Opfer zu beteiligen. Die Kirche deutet in ihrem Sonntagsgebot diese Verpflichtung dahin aus, dass sie jeden Sonntag betätigt werden muss.

Dass alle gläubigen Getauften am eucharistischen Opfer beteiligt sind, tritt überall dort deutlich in Erscheinung, wo in den liturgischen Texten das Wir des Leibes Christi als Opferer auftritt. Vor der Wandlung heißt es: „Nimm dieses Opfer von uns, deiner Dienerschaft (= Priester), aber auch von deiner ganzen Familie gnädig an.“ Ähnlich heißt es nach der Wandlung: „Daher sind wir eingedenk, Herr, wir, deine Diener, aber auch dein heiliges Volk des heilbringenden Leidens, der Auferstehung und der glorreichen Himmelfahrt deines Sohnes, unseres Herrn Jesus Christus, und bringen so ein reines, heiliges und makelloses Opfer dar.“ Das große Gebet, das die Feier der Vergegenwärtigung des Kreuzesopfers umrahmt, der Kanon, wird vom Priester im Namen der ganzen Gemeinde gesprochen. Dem feierlichen Zwiegespräch zu Beginn des Kanons entspricht es, dass am Schluss alle Teilnehmer durch das „Amen“ ihre Zustimmung geben. In diesen Antworten wird das Messopfer als Opfer aller Gläubigen erwiesen. So zeigt sich die Teilnahme an der öffentlichen Feier der kirchlichen Gemeinschaft sichtbar und hörbar. Lange Zeit drückte sich die Teilnahme der Gläubigen am Messopfer in der Darbringung von Gaben, die als Opfergaben verstanden wurden, aus. Sie brachten Brot und Wein, aber auch andere Gegenstände dar. Ein Nachklang der früheren Gabendarbringung sind das Messstipendium und das Geldopfer bei der Kollekte. Diese Geldbeiträge zum Opfer sind, richtig verstanden, eine Weise, wie die Christusgläubigen ihre tätige Teilnahme am Opfer vollziehen und bekunden. Die Kirche ist wesentlich dadurch geprägt, dass sie in der Eucharistie das Herrenleiden begehrt. Die Kirche ist die Gemeinschaft derer, die das Herrenleiden feiern und am Herrenmahl teilnehmen. Die Kirche ist nicht nur die Darbringerin des eucharistischen Opfers. Sie ist auch die dargebrachte Gabe. Denn sie ist der Leib Christi. Wenn von der Kirche Fleisch und Blut des Herrn dargebracht werden, bringt sie sich in der Hinopferung des Hauptes selbst dem Vater dar. Die Kirche lernt durch Christus sich selbst opfern.

Die Kirche auf Erden ist nicht allein, wenn sie das eucharistische Opfer feiert. Sie stimmt in der Feier der Eucharistie ein in den ewigen Lobpreis, den Christus vor dem Vater ausspricht und den alle Engel und Heiligen mitvollziehen. Der Kult der pilgernden Kirche ist Nachbild der himmlischen Liturgie und Teilnahme an ihr. In der Eucharistie kommt der Lobpreis der Menschen zu jenem der Engel und Heiligen hinzu. Die Engel und Heiligen nehmen den Preisgesang der pilgernden Kirche auf und tragen ihn weiter. Die Kirche gliedert sich im eucharistischen Opfer in die große Ordnung des Himmels ein. Umgekehrt nehmen die Engel auch teil an dem Opfer der Kirche, in dem das Kreuzesopfer (die Einleitung zum immerwährenden himmlischen Opfer Christi) gegenwärtig wird. Die Engel umstehen den Altar. „Das ganze Heiligtum und der Raum um den Altar ist angefüllt mit himmlischen Scharen, dem zu Ehren, der auf dem Altare liegt“ (Chrysostomus). Wir können sie mit den Augen des Leibes nicht sehen. Aber wir wissen mit der Sehkraft des Geistes, dass sie bei uns sind.

Die Eucharistie als das gegenwärtig gesetzte Kreuzesopfer ist die Erfüllung aller anderen Opfer, sowohl der von Menschen selbst erdachten als auch der von Gott im Alten Bund angeordneten. So verschiedenartig die Opfer sind, in denen die Menschen sich Gott zu nähern versuchten, lässt sich doch das Opfer im allgemeinen bestimmen als eine sinnbildliche Handlung, in welche der Mensch eine Gabe, die ihm gehört, Gott schenkt und weihet und darin seine eigene Hingabe an Gott ausdrückt. Durch die im Opfer sinnbildlich vollzogene Hingabe des Menschen an Gott soll Gott als der Herr, als der Heilige anerkannt und gepriesen werden. Der Opfernde hofft hierdurch mit Gott in Gemeinschaft zu gelangen und so von der Sünde frei und des Heiles teilhaftig zu werden. Aber nur das Opfer Christi konnte die durch die Sünde zerstörte Gemeinschaft mit Gott wirklich wiederherstellen. Wer daher die (im menschlichen Wesen begründete) Opferhingabe an Gott in wirksamer Weise vollziehen will, kann es nur tun, indem er an der Opferhingabe Christi teilnimmt. Christus hat durch die Stiftung des eucharistischen Opfers die Möglichkeit hierzu geschaffen. Dadurch dass der Mensch an dem in der

Eucharistie gegenwärtig gesetzten Kreuzesopfer teilnimmt, wirkt er sein eigenes, auf die Hingabe angelegtes Wesen aus. Er kann freilich sein Wesen nicht in dieser Weise der Opferhingabe auswirken, wenn er nicht schon zuvor durch Glaube und Taufe mit Christus verbunden und Christus gleichgestaltet und so befähigt worden wäre, in das Opfer des Herrn einzugehen. Wenn aber der durch Glaube und Taufe christusförmig gewordene Mensch in das Opfer Christi eingeht, dann gelangt er zur Erfüllung seines eigenen gottentstammten Wesens. Die Teilnahme an der Eucharistie ist die von Gott bestimmte und gewirkte Selbstverwirklichung des gläubigen Getauften. Wir sehen aus diesem Zusammenhang, welche überragende Bedeutung die Mitfeier des eucharistischen Opfers hat. Hier erlebt der Christ die Würde und die Begabung, die ihm durch Christus zuteil geworden ist. Ein höheres und erhabeneres Tun gibt es nicht und kann es nicht geben.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Das heiligste Herz Jesu

13.06.2021

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Wir haben am vergangenen Freitag das Fest des heiligsten Herzens Jesu begangen. Es ist der Höhepunkt der Verehrung dieses Herzens. Was ist der Gegenstand der Herz-Jesu-Verehrung? Wen verehren wir da? Erstens: Die Verehrung richtet sich erstens auf das leibliche Herz des Erlösers, und zwar nicht auf das isolierte, sondern auf das lebendige, mit der göttlichen Person vereinigte und darum anbetungswürdige Herz. Ähnlich wie wir das Haupt, das Blut oder die Wunden Jesu verehren, immer in Verbindung mit seiner Person, so geschieht es auch in der Verehrung des heiligsten Herzens Jesu. Die zweite Person der Gottheit hat ja eine menschliche Natur, also auch ein menschliches Herz angenommen. Diese menschliche Natur ist geheimnisvoll und unauflöslich mit seiner Gottheit verbunden. So dürfen wir nicht bloß sinnbildlich, sondern in Wirklichkeit vom Herzen Gottes reden. Und mehr: Wir müssen dieses Herz als das Herz des Gottmenschen, als wahrhaft göttliches Herz anbeten; denn es ist das Herz der göttlichen Person. Kurz und gut: Das eigentliche Formalobjekt und Motiv der Anbetung ist die durch die hypostatische Union bedingte Göttlichkeit dieses Herzens.

Die Verehrung richtet sich zweitens auf das Herz als die innerste Mitte der leibhaften Person, d.h. auf die Personmitte des Herrn, nämlich seine ganze gottmenschliche Liebe, verstanden als Liebe zum himmlischen Vater und zu den Menschen. Im Herzen Jesu erblicken wir den Sitz der zugleich göttlichen und menschlichen Liebe Christi zur gefallenen und erlösten Menschheit. Jesu Liebe ist eine Liebe bis zum Tode. Als er davon sprach, dass er dem grausamen Martertod entgegengehe, erklärte er, dies geschehe, damit die Welt erkenne, „dass ich den Vater liebe“.

Die Verehrung des Herzens Jesu ist, recht verstanden, keine neue Andacht, sondern so alt wie das Christentum. Maria und Joseph, der Lieblingsjünger Johannes, Maria Magdalena und unzählige andere haben sie gepflegt. Die Liebe, mit der die reinen gottliebenden Seelen aller Jahrhunderte dem Heiland anhängen, war im Grunde nichts anderes als die Liebe zu seinem göttlichen Herzen. Die ausdrückliche Herz-Jesu-Verehrung entstand im Mittelalter. Sie wurde im Anschluss an Joh 19,34 (Ein Soldat stieß ihm mit der Lanze in die Seite, und sogleich floss Blut und Wasser heraus) von Bernhard, Mechthild, Gertrud, Bonaventura und anderen gepflegt. Ihre weite Verbreitung und allgemeine Einführung wurde veranlasst durch die Privatoffenbarungen der Margareta Maria Alacoque. Sie empfing Erleuchtungen über das heiligste Herz. Eine Vision ließ sie erkennen, was dieses Herz alles zu leiden hatte. An einem Fronleichnamstage zeigte ihr Christus sein Herz in der Form eines Feuerbrandes. Er forderte sie auf, sich für die Einsetzung eines Festes des heiligsten Herzens zu verwenden.

Der Zweck der Herz-Jesu-Verehrung ist dankbare Gegenliebe zu wecken, die Nachahmung des Tugendbeispiels zu fördern und Sühne für die ihm zugefügten Unbilden zu leisten. Die Herz-Jesu-Verehrung erstrebt eine umfassende Hingabe an das Herz des Herrn zur möglichst tiefen Einheit der Liebe und des Lebens mit ihm. Jeder gute Christ, besonders aber der Priester, sollte die Herz-Jesu-Verehrung begrüßen und ein eifriger Verehrer des göttlichen Herzens Jesu sein.

Es gibt mannigfache Formen der Verehrung des Heiligsten Herzens Jesu. Die erste Weise, wie wir zum Herzen Jesu finden, ist das Gebet. Angefangen von den Briefen der Apostel über die Mystiker



des Mittelalters bis zu den Frommen der Neuzeit existiert eine Fülle von Gebeten zum Herzen des Heilandes. Thomas von Kempfen, Julius Landsberger, Kartäuser in Köln, Gertrud die Große, Mechthild von Helfta haben uns ergreifende Gebete zum heiligsten Herzen Jesu hinterlassen. Die Kirche gibt uns die Litanei vom heiligsten Herzen Jesu in die Hand. Darin wird uns durch zahlreiche Anrufungen die Erhabenheit und die Liebenswürdigkeit dieses Herzens erschlossen. Viele dieser schmückenden Aussagen sind der Heiligen Schrift entnommen. Andere bieten eine ganze dogmatische Lehre dar. Die Herz-Jesu-Litanei zeigt uns den Reichtum dieses Herzens. Die Kirche gibt uns Stoßgebete, mit denen wir jederzeit unsere Ergebenheit gegen das heiligste Herz bekennen und seine Hilfe anflehen können: Ehre, Liebe, Dank dem heiligsten Herzen Jesu. Alles für dich, heiligstes Herz Jesu. Heiligstes Herz Jesu, ich vertraue auf dich. Die Kirche hat den Herz-Jesu-Freitag eingerichtet. Sie lädt uns ein und mahnt uns, jeden ersten Freitag im Monat durch besondere Verehrung des Herzens Jesu zu begehen mit heiliger Beicht, heiliger Messe, Empfang des Herrenleibes, Beten der Herz-Jesu-Litanei und Empfangen des eucharistischen Segens. Die Verehrung des heiligsten Herzens Jesu ist nicht auf den Kirchenraum beschränkt. Wenn und wo es möglich ist, sollte das Bild des heiligsten Herzens Jesu in unserer Wohnung aufgestellt werden.

Eine besondere Form der Verehrung des Herzens Jesu ist die Weihe an dieses Herz. Weihe ist ein Ritus, durch den eine Person (oder eine Sache) in besonderer Weise in den Dienst Gottes gestellt wird. Die Herz-Jesu-Weihe ist feierlicher Akt der Hingabe an das Herz des Herrn. Weihe ist Anvertrauung. Wer sich dem Herzen Jesu weihet, gibt sich in seine Hut und stellt sich unter seinen Schutz. Weihe ist Übergabe. Wer sich dem Herzen Jesu übergibt, will sich nicht mehr selbst gehören, sondern dem, dem er sich übergeben hat. Weihe ist Indienststellung. Wer sich in den Dienst des Herzens Jesu stellt, macht die Anliegen dieses Herzens zu den seinen.

Eine weitere Weise, sich dem Herzen Jesu zu verbinden, ist die Sühne. Sühne bedeutet eine Leistung, die Gott für die Sünden, die (menschlich gesprochen) ihn beleidigen, seiner Ehre Abtrag tun und ihm Unrecht zufügen, Abbitte, Genugtuung und Ersatz bieten soll. Der Heiland Jesus Christus erfährt die Verkennung und die Verunehrung von Seiten der Menschen, auch den Undank seiner eigenen Bekenner. Das Bewusstsein der eigenen Sündhaftigkeit legt den Gläubigen die Sühne für sich selbst nahe. Vor allem aber die stellvertretende Genugtuung für die Sünden der Menschen, besonders der gleichgültigen und lauen Christen, der Unkeuschen und Lästere, der Kirchenfeinde und der Ungläubigen. Der innere Zweck der Sühne ist ein doppelter: 1. Ersatzleistung für die dem (im Himmel verklärten und dem eucharistischen) Heiland zugefügte Beleidigung und Verunehrung, 2. Tröstung insofern als der Heiland in seinem Erdenleiden des Trostes bedürftig war und ob seiner Allwissenheit all das voraussah und als Tröstung entgegennahm, was treue Seelen für ihn bis zum Ende der Zeiten in mitleidender Sühne tun. Damit verbindet sich als äußerer Zweck die Versöhnung Gottes, die Abwendung oder Milderung von Strafen und die Erlangung von Gnaden. In diesem Sinn wird die Sühne auch für die Armen Seelen und in den Anliegen der Kirche geübt. Die Sühneleistung ist eine Betätigung der Liebe und Verehrung Gottes (Christi), der Liebe zu den unsterblichen Seelen und zur Kirche. Sie ist eine Betätigung des allgemeinen Priestertums, daher Aufgabe des Einzelnen wie der Gemeinschaft. Sie entspricht der dankbaren Liebe zum beleidigten Gott und der Gerechtigkeit, welche die Gott zugefügte Verunehrung wieder gutmacht und die verletzte Ordnung wieder herstellt. Formen der Sühne sind mannigfaltig: eigentliche Sühnegebete, das Herz-Jesu-Fest, Sühneandachten und -prozessionen, Sühnemessen, Sühnekommunionen, persönlich sühnende Opfer und Tugendakte. Besonders wertvoll ist das Sühneleiden und sühnende Leidensapostolat als Leidensgemeinschaft mit Christus. Die biblische Begründung liefert Kol 1,24: „Nun freue ich mich der Leiden, die ich für euch dulde. Ich leide so für den Leib Christi, die Kirche, in meinen Fleische, was von den Leiden Christi noch aussteht.“ Je mehr und je vollkommener die Gläubigen mit Christus als Glieder an seinem Leibe mitleiden, desto eher wird das von Gott dem mystischen Christus zugegedachte Leidensmaß erfüllt. Das Sühnegebet am Fest des heiligsten Herzens Jesu hebt an: Gütigster Jesus, dessen Liebe zu den Menschen aufs undankbarste vergessen, ja mit so viel Geringschätzung und Verachtung vergolten wird, blicke hernieder auf uns, die wir vor deinem Altare knien, um die sündhafte Gleichgültigkeit der Menschen und die Beleidigungen, die dein liebevolles Herz von allen Seiten verwunden, durch eine

besondere Huldigung zu sühnen. Die Sühne bildet eine wesentliche Aufgabe der Herz-Jesu-Verehrung.

Auch für unsere Zeit ist die Herz-Jesu-Andacht überaus notwendig und heilsam. a) Gegenüber der Gleichgültigkeit und Gedankenlosigkeit der großen Masse in religiösen Dingen erweckt die Herz-Jesu-Andacht feurigen Eifer und tatkräftiges Christentum. „Die Liebe Christi drängt uns“ (2 Kor 5,4). Diese Liebe sagt niemals: Es ist genug. Sie strebt weiter und höher. Sie ist die Grundlage allen geistlichen Fortschritts, aller Heiligkeit in der Kirche. b) Gegenüber der kalten Selbstsucht, dem berechnenden Eigennutz bringt uns die Herz-Jesu-Andacht heiligen Opfersinn. „Weil Christus für uns sein Leben hingegeben hat, sollen auch wir für unsere Brüder unser Leben hingeben“ (1 Joh 3,17). c) Gegenüber dem völkermordenden Hass bildet die allgemeine Verehrung des Herzens Jesu eine lebendige Predigt der göttlichen Liebe. Papst Benedikt XV. erklärte am Fest der Erscheinung des Herrn 1918: „Das Reich der Liebe muss überall gleichsam auf den Thron erhoben werden, zuerst in den Familien, dann in den Gemeinden, schließlich unter den Völkern.“

Der Herr lässt sich an Großmut nicht übertreffen. Der Herr hat seiner Jüngerin, Margareta Maria Alacoque, wunderbare Verheißungen für die Verehrer seines Herzens gegeben. Ich nenne einige.

- Ich werde ihnen die für ihren Stand notwendigen Gnaden verleihen.
- Ich werde ihren Familien den Frieden schenken.
- Ich werde sie in allen ihren Leiden trösten.
- Ich werde ihre sichere Zuflucht im Leben und vor allem in der Stunde des Todes sein.
- Ich werde selbst die Häuser segnen, in denen ein Bild meines heiligsten Herzens aufgestellt und verehrt wird.
- Ich werde den Priestern die Gabe verleihen, selbst die verhärteten Sünder zu bekehren.

Einst erschien Kaiser Konstantin das Kreuz als Unterpfand des Glaubens und als Zeichen des Sieges. Heute steht ein anderes Zeichen vor unseren Augen, ein Zeichen der Hoffnung, ein glückverheißendes, ganz göttliches Zeichen, das heiligste Herz, von Flammen umgeben. Dort hinein müssen wir unsere Hoffnung versenken, dort müssen wir unser Heil erflehen, dort unsere Hilfe erbitten. Segne mich, mildreichster Jesus, segne mich und erbarme dich meiner nach der Güte deines mildreichsten Herzens.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Gott ruft und beruft

20.06.2021

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

In den Urkunden der Offenbarung ist häufig vom Sprechen und Rufen Gottes die Rede. Im ersten Buch der Bibel wird die Erschaffung des Weltalls durch Gott geschildert. Da heißt es immer: Gott sprach, und es geschah. Gott sprach: Es werde Licht. Und es ward Licht. Gott sprach: Himmelseuchten sollen am Firmament entstehen. Und es geschah so. Gottes Sprechen ist ein Schaffen. Wenn die Schöpfertätigkeit Gottes als Rufen dargestellt wird, dann soll damit seine Lebendigkeit und seine Personalität sowie die Mühelosigkeit seines Schaffens ausgesagt werden. Ohne körperliche Anstrengung bringt er eine unermessliche Welt hervor. Durch sein Rufen lässt Gott Berufungen entstehen. Im Alten Testament wird berichtet, dass Einzelpersonen wie Moses, Gideon, Samuel, Jeremias, Ezechiel und andere von Gott erwählt und für längere oder lebenslange Dauer in Dienst genommen und beauftragt werden. So werden die Berufungserzählungen zu Sendungserzählungen. Berufung ist nicht Sache des eigenen Willens oder der Ausbildung, sondern bedeutet (schmerzliches) Verwandeltwerden zum Boten Jahwes. Das schließt das Hören auf das Wort, Aushalten im Leiden, die Übereinstimmung von Botschaft und Leben ein.

Gottes Rufen und seine Berufungen nehmen eine neue Qualität an, als der Sohn Gottes Mensch wird. Der Nazarener Jesus wurde von Gott gesandt, um seine Botschaft auszurufen. Er sprach: „Die Zeit ist erfüllt, und das Reich Gottes hat sich genaht. Bekehret euch und glaubt an die frohe Botschaft.“ Jesus ruft nicht nur, er beruft auch. Er bildet eine Jüngerschaft. Die Berufung ist Ruf zur Nachfolge in der definitiven Bindung an Jesus und seine Botschaft. Innerhalb seiner Jüngerschaft wählt der Herr noch einen engeren Kreis aus von solchen, die ihm besonders nahestehen und beauftragt werden sollten. Eines Tages entfernte sich Jesus von seinen Jüngern und ging auf einen Berg, um zu beten. Er verbrachte die ganze Nacht im Gebet zu Gott. Danach rief er die Jünger zu sich und wählte aus ihnen zwölf aus, die er Apostel nannte. Unterstützt durch seine berufenen Jünger geht Jesus daran, sein Volk zur Umkehr und zum Glauben an die in ihm herangekommene Gottesherrschaft zu rufen. Im Ruf Jesu verwirklicht Gott seine ursprüngliche Absicht, den Menschen nicht nur zu schaffen, sondern ihn auch dem Bild seines Sohnes gleichzugestalten.

Nach der Himmelfahrt des Herrn nimmt die Berufung der Menschen zum Reiche Gottes eine neue Dimension an. Mit dem Missionsbefehl eröffnete der Auferstandene die allgemeine Berufung der gesamten Menschheit zu seinem Evangelium und zu seiner Heilsgemeinschaft. Getreu dem Auftrag ihres Herrn werben die christlichen Verkündiger zur Annahme der Heilsbotschaft. Es entsteht die christliche Gemeinde, die Kirche Jesu Christi. Die Christen sind Menschen, die Gott berufen hat. Ihre Berufung ist nicht aufgrund menschlicher Leistung erfolgt, sondern nach Gottes Ratschluss und seiner Gnade, die uns gegeben wurde in Christus Jesus (2 Tim 1,9). Die Berufenen erkennen den wahren Gott. Zuvor dienten sie Göttern, die es in Wirklichkeit gar nicht gibt (Gal 4,8). Jetzt beten sie den wahren, unendlich erhabenen, allwissenden und allmächtigen Gott an, der Himmel und Erde erschaffen hat, der seinen Sohn in die Welt gesandt hat, der ein Vater der Menschen ist. Auch heute

gibt es wunderbare Berufungen. Gott ruft Männer, Frauen und Jugendliche von den Götzen Sport, Alkohol und Sexualtreiben zur Umkehr und Anbetung des wahren Gottes.

Die Berufung ins Christentum ist ein unbeschreibliches Glück. Die Berufenen gelangen aus der Finsternis ins Licht. Die Finsternis ist die Herrschaft der Sünde. Sie erleben die Befreiung von der Sündenmacht. Der Christus, dem sie seit der Taufe zugehören, verleiht ihnen den Sieg über Satan und Sünde. Die Berufenen können jetzt, was sie sollen, nämlich die Sünde meiden, das Gute tun, die Gebote halten. Sie erfahren die Freiheit vom alttestamentlichen Gesetz als Heilsfaktor. Das Heil wird nicht gewonnen durch die Beobachtung der Tora, sondern durch den Anschluss an Christus. Die Berufenen, die Christen, wissen den menschengewordenen Gott in ihrer Nähe. In jeder heiligen Messe steigt er auf den Opferaltar der katholischen Kirche, teilt sich den Empfängern der Eucharistie mit und verweilt im Zelt des Tabernakels. Welches andere Volk hat einen Gott, der ihm so nahe ist! Danach sehnen sich manche evangelische Christen. Ich traf in Thüringen einen protestantischen Pfarrer. Er sagte mir leuchtenden Angesichts: „Ich habe das Allerheiligste!“ Wie ist das möglich bei einem Erben Luthers? Der Pfarrer erklärte mir: Er habe sich im Geheimen von einem katholischen Bischof die Priesterweihe geben lassen. Seitdem bewahre er in seiner Kirche den eucharistischen Heiland auf. Die Berufungen gewinnen die Gebote Gottes als Maßstab und Regel des sittlichen Verhaltens. Sie wissen jetzt, was Gott von ihnen erwartet. Sie erfahren, dass Gott zu lieben und den Nächsten zu lieben die entscheidenden Pflichten des Christen sind. „An diesen zwei Geboten hängt das ganze Gesetz und die Propheten“ (Mt 22,40). Sie lernen die Bruderliebe als Ausweis der Zugehörigkeit zu Christus. „Wer seinen Bruder liebt, der bleibt im Licht“ (1 Joh 2,10). „Wir wissen, dass wir vom Tod zum Leben gekommen sind, weil wir die Brüder lieben“ (1 Joh 3,14). Die Christen wissen, welchen Umgang Gott vom Menschen mit der geschlechtlichen Anlage vorsieht. Gegen den mannigfachen Missbrauch stellt er Maß und Ziel, Enthaltensamkeit und Keuschheit. Die Berufenen haben die Hoffnung auf Unsterblichkeit. Sie wissen, wie man das ewige Leben gewinnt. „Willst du zum Leben eingehen, so halte die Gebote.“ Durch den stellvertretenden Sühnetod Christi empfangen sie die Verheißungen des unvergänglichen Erbes (Hebr 9,15), das im Himmel für sie hinterlegt ist. Sie haben die feste Anwartschaft auf das ewige Leben. „Jetzt, befreit von der Sünde und dem Dienst für Gott geweiht, habt ihr als Frucht Heiligung und als Endgewinn das ewige Leben“ (Röm 6,22). In Christus zu sein ist ein unbeschreibliches Glück. Mit ihm zu sein ist ein ganzer Himmel.

Der Ruf Gottes ergeht an alle Menschen. Seine Einladung schließt niemand aus. Aber nicht alle hören den Ruf und folgen ihm. Im Gleichnis vom großen Gastmahl sind es sämtliche Geladenen, die sich weigern, zu kommen. Der Gastgeber, Gott, muss die verheerende Feststellung treffen: „Keiner von den Männern, die geladen waren, wird von meinem Mahl kosten.“ Der Apostel Paulus musste auf seinen Missionsreisen schmerzliche Erfahrungen machen. Er schrieb an die römische Gemeinde: „Nicht alle beugen sich der Heilsbotschaft.“ Als er in Athen von der Auferstehung Christi von den Toten und von seinem Gericht sprach, spotteten die einen und die anderen schnitten ihm das Wort ab. Im Ephesus predigte Paulus drei Monate lang. Aber manche seiner Zuhörer verweigerten den Glauben und lästerten die Lehre des Herrn Jesus. Es ist das Geheimnis Gottes, wer den Ruf zum Glauben und zum Anschluss an die Kirche Jesu Christi überhört. Es sind jene, die verlorengehen, weil ihnen das Wort vom Kreuz als Torheit erscheint (1 Kor 1,18).

Von der allgemeinen Einladung zum Glauben und zum Anschluss an die Heilsgemeinschaft ist die Aufforderung zum besonderen Dienst Gottes zu unterscheiden, wie er an solche ergeht, die zum Eintritt in den Priester- oder Ordensstand gerufen werden. Vom Priester sagt der Brief an die Hebräer: „Niemand nimmt sich selbst die Würde, sondern wer von Gott berufen ist wie Aaron“ (Hebr 5,4). Um von Berufung zum Priestertum zu sprechen, ist weder ein innerer Antrieb des Heiligen Geistes noch eine gefühlsmäßige Hinneigung erforderlich. Es genügen rechte Absicht und Tauglichkeit, anders gesprochen: Neigung und Eignung. Beides wird festgestellt durch die zuständige kirchliche Autorität. Die Tauglichkeit umfasst Gaben der Natur und der Gnade und bedeutet die Fähigkeit, den beruflichen Anforderungen genügen zu können. Die Berufsabsicht besteht in dem wohlüberlegten, festen Entschluss, Priester zu werden, Gott und den Menschen im Priestertum zu dienen. Das Priestertum ist Dienst. Der Entschluss muss sich auf religiöse Motive stützen; andere (z.B. Versorgung, Ehrgeiz) dürfen keine Rolle spielen. Die Entscheidung über die Eignung trifft der Bischof.

Niemand hat ein der freien Wahl des Bischofs vorausgehendes Recht. Auch heute ergehen Berufungen an junge Männer, sich Christus als Mitarbeiter und Werkzeug zur Verfügung zu stellen. Aber der Zustand der Kirche ist derart, dass sich Berufungen nicht entfalten können. Wer will schon in den Dienst der Kirche treten, wo rechtgläubigen Bischöfen solche gegenüberstehen, die das Gegenteil sagen? Wer will sein Leben einer Gemeinschaft weihen, in der es kein letztes Wort mehr gibt, wo die Päpste verkünden: Christus hat das Sakrament der Weihe den Angehörigen des männlichen Geschlechtes vorbehalten und deutsche Bischöfe von der Frauenweihe sprechen?

Die Berufung zum Priestertum muss nicht schon in jungem Alter erfolgen. Sie kann auch Männer erreichen, die sich in einem anderen Beruf bewährt haben. Spätberufene sind Männer, die erst in reiferen Jahren Neigung oder Möglichkeit zum Priestertum bekommen. Die zu überwindende Schwierigkeit liegt vor allem im Nachholen der zur Hochschulreife notwendigen Studien. Um wertvollen Spätberufenen den Weg zu bahnen und sie unter ordnungsgemäße geistige Führung zu stellen, wurden Seminare für Spätberufene eingerichtet. Adolf Kolping stammte aus kinderreicher Familie in Kerpen bei Köln. Er war arm und schwächlich und wurde Schuhmachergeselle. In seiner beruflichen Wanderzeit wurde er mit den leiblichen und seelischen Nöten der jungen Handwerker vertraut. Im 24. Lebensjahr verspürte er die Berufung zum Priesterstand, den er nach entbehrensreichem Studium erlangte. Jetzt nahm er sich entschieden der jungen Gesellen aus Handwerk und Industrie an. Seine Gesellenvereine verbreiteten sich in ganz Europa. Sie beruhen auf den Erziehungszielen Kolphings: tüchtiger Christ, Meister und Bürger. Gott hatte ihn zur rechten Zeit gerufen.

Die Kirche kennt den klösterlichen Stand. Männer und Frauen werden eingeladen, sich durch Ablegung der Gelübde (Armut, Keuschheit und Gehorsam) dem Dienst Gottes in dem Nächsten zu weihen. Auch zum Ordensstand gibt es eine Berufung. Von ihr gilt: Wer die erforderlichen Eigenschaften für den klösterlichen Stand aufweist und mit reiner Absicht an die Klosterpforte klopft, kann nach dem Urteil der Oberen aufgenommen werden. Beim Ordensstand gehört zu der erforderlichen Eignung die Fähigkeit zum dauernden Leben in einer Gemeinschaft. Die Berufsabsicht besteht hier in dem wohlüberlegten, festen Entschluss, Gott lebenslanglich in einem bestimmten Orden zu dienen. Johannes Birndorfer war ein wohlhabender Bauer im Rottal. Er war von einer überdurchschnittlichen Frömmigkeit. Er vereinte die Berufsarbeit mit stundenlangem Gebet, häufigem Besuch der heiligen Messe und mit langem Verweilen bei dem Heiland im Tabernakel. Er sehnte sich danach, Gott allein zu dienen. Mehrere Gesuche um Aufnahme in ein Kloster wurden abschlägig beschieden. Mit dreißig Jahren nahmen ihn die Kapuziner in Altötting auf. 41 Jahre versah er den Pfortendienst des dortigen St.-Anna-Klosters als ein Held des Glaubens, treuer Pflichterfüllung und christlicher Nächstenliebe.

Man kann die Berufung verspielen. Es gibt Fälle, in denen eindeutig eine Einladung Gottes ergeht zum Eintritt in den Priester- oder Ordensstand. Alle Voraussetzungen sind gegeben. Aber der Geladene schreckt zurück. Er fürchtet sich, den großen Entschluss zu fassen, der in einem Leben der Überwindung und Anstrengung ausgeführt werden muss. Angenehm und behaglich ist das Leben des Priesters gewiss nicht. Der Geladene will es leichter haben, angenehmer, bequemer. Oder er ist ängstlich, besorgt, traut es sich nicht zu, im geistlichen Stand auszuharren, fürchtet, er könnte untreu werden.

Priesterstand und Ordensstand sind ihrer Natur nach Lebensstände, werden also erwählt in der Absicht, in ihnen lebenslanglich zu verharren. Die Gläubigen erwarten, dass Priester und Ordensleute in ihrem Stand aushalten, und sie sind regelmäßig betroffen, wenn sie vernehmen, ein Priester oder eine Klosterfrau sei der Berufung untreu geworden. Die Geschichte belehrt uns, dass es immer wieder Austritte bzw. Abfälle vom gottgeweihten Stand gab. Von außen gesehen waren es gewöhnlich die Verheißungen der Welt, die Geistliche und Mönche bewogen, ihren heiligen Stand zu verlassen. Wer tiefer blickte, fand regelmäßig den Verlust des Glaubens oder die Unsicherheit im Glauben, die zu dem verhängnisvollen Schritt verleiteten. Wer nicht mehr an den Ruf Gottes glaubt, wer die Überwertigkeit des Übernatürlichen vor den Schätzen der Welt aus den Augen verliert, wer fürchtet, sein Leben zu verpassen, wenn er sich nicht an den vergänglichen Freuden labt, der kann dazu kommen, den geistlichen Rock oder das Ordensgewand abzulegen und das Glück dieser Erde zu suchen. „Siehe, du kannst nun einmal nicht doppelte Freude haben: Hier die törichte Freuden der Welt töricht genießen und dort mit Christus herrschen, siehe, das kannst du nicht.“ Im 16. Jahrhundert riss die Abfallbewegung Tausende von Priestern und Mönchen vom Altare bzw. aus den Klöstern und auch

eine nicht unbeträchtliche Zahl von Bischöfen. Der Zusammenbruch des Glaubens war in aller Regel die Hauptursache für die Aufgabe des gottgeweihten Standes. Dazu kam der Sog der Erleichterungen. Die Verwerfung von Zölibat und Ordensgelübden durch Luther ebnete zahlreichen geistlichen Personen den Weg, das mit vielen Einschränkungen und Verzichten verbundene priesterliche oder klösterliche Leben zu verlassen. Im 20. Jahrhundert entstand im Zusammenhang mit dem Zweiten Vatikanischen Konzil und seinen Auswirkungen zunächst ein Rinnsal und bald danach ein reißender Strom von Priestern, die aus unserem Abendmahlssaal flohen, und von Ordensleuten, die ihre klösterliche Heimat verließen. Zehntausende von Priestern und Ordensleute gaben ihren Dienst auf und ließen das ihnen von Gott gewiesene Arbeitsfeld im Stich. Die unseligen Veränderungen in der Kirche und die Arbeit der Maulwürfe in den theologischen Bildungsstätten hatten ihnen buchstäblich den Boden unter den Füßen weggezogen. In der Priesterschaft besteht auch heute noch weitgehend Unsicherheit über Ziel und Zweck ihres Berufes. In dieser Pfarrei verließen zwei Pfarrer ihre Herde, um das vermeintliche Glück in den Armen einer Frau zu suchen.

Auf jenen, die Gott in seine Kirche berufen hat und die diesem Ruf gefolgt und treugeblieben sind, wartet die ewige Seligkeit, die Freude der Gemeinschaft mit Gott und dereinst die herrliche Auferstehung. Am Schluss seines Briefes an die Gemeinde in Saloniki gibt ihr Paulus den Trost: „Treu ist er, der euch berufen hat; er wird es auch vollenden“ (1 Thess 5,24). Ähnlich bemerkt er im zweiten Brief an diese Gemeinde: „Gott hat sie berufen zur Erlangung der Herrlichkeit unseres Herrn Jesus Christus“ (2 Thess 2,13). Im Brief an die Kolosser fügt er hinzu, dass sie zum Frieden Christi berufen sind (Kol 3,15). Der Apostel Petrus verheißt dasselbe. Der Gott aller Gnaden hat die Christen in Christus Jesus zu seiner ewigen Herrlichkeit berufen (1 Petr 5,10). Der Apokalyptiker Johannes preist die selig, die zum Hochzeitsmahl des Lammes gerufen sind (Apk 19,9). Er durfte einen Blick in den Himmel tun. Da sah er die vier lebenden Wesen. Sie riefen ohne Unterlass: „Heilig, heilig, heilig ist der Herr, der allmächtige Gott, der war und der ist und der kommt.“ Und er sah eine große Schar, die niemand zählen konnte, aus allen Völkern und Stämmen, Ländern und Sprachen. Sie standen vor dem Thron und vor dem Lamme, bekleidet mit weißen Gewändern und Palmen in ihren Händen tragend. Sie riefen mit lauter Stimme: „Heil unserem Gott, der auf dem Throne sitzt, und dem Lamme.“ Als der Apokalyptiker fragte, wer sie seien, bekam er zur Antwort: „Das sind jene, die aus der großen Trübsal kommen. Sie haben ihre Kleider weiß gewaschen im Blute des Lammes. Darum sind sie vor dem Throne Gottes und dienen ihm Tag und Nacht. Sie werden nicht mehr Hunger und Durst haben, die Sonne und die Hitze werden sie nicht mehr drücken. Denn das Lamm wird sie weiden und an die Quellen lebendigen Wassers führen. Und Gott wird abwischen jede Träne von ihren Augen.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Versöhnung

27.06.2021

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Im Evangelium der heutigen heiligen Messe ist von der Pflicht der Versöhnlichkeit die Rede. Versöhnung besagt die Wiederherstellung einer beschädigten oder gebrochenen Beziehung. Dabei ist zwischen der Versöhnung mit Gott und der Versöhnung unter Menschen zu unterscheiden. Versöhnung bezeichnet dogmatisch den komplexen Vorgang der Wiederherstellung der durch Sünde und Schuld des Menschen zerbrochenen Gemeinschaft mit Gott durch die im Glauben ergriffene Versöhnungswirkung von Leben, Sterben und Auferstehung Jesu Christi, die zur Neuschöpfung der Person vor Gott führt (2 Kor 5,14-21). Die christliche Heilsbotschaft ist in ihrem Kern Botschaft von der Versöhnung. Zwar ist das Heil nicht eingeschränkt auf Versöhnung im Sinne von Schuldauflösung. Es umfasst die Wiedergeburt, die Heiligung, den Sieg Gottes über die Mächte des Verderbens, die Zukunft des Lebens im Reiche Gottes. Aber das Geschehen der Versöhnung ist die Wurzel aller dieser Lebensfrüchte. Versöhnung setzt voraus, dass alles Unheil, um dessen Überwindung es in der christlichen Heilsbotschaft geht, in schuldhafter Zerstörung der Gemeinschaft mit Gott gründet (Sünde). Mit seiner Abkehr aus der Gemeinschaft mit Gott begibt sich der Mensch unter Gottes Zorn, denn Gott geht über die Sünde nicht gleichgültig hinweg, sondern stellt sie unter den Ernst seines Gerichtes. Zornloses Übersehen der Sünde würde nicht Liebe, sondern nur gleichmütige Erhabenheit des unendlich überlegenen Gottes bedeuten. Der Mensch kann nun nicht aus eigenem Entschluss in das Gemeinschaftsverhältnis mit Gott zurückkehren. Denn mit seiner Auflehnung hat er sich unter die Bindung an die Sünde begeben, die ihn festhält. Nur der souveräne Wille Gottes hat Recht und Macht, die Verhaftung unter die Sündenmacht aufzulösen. Gott allein ist der Versöhnende. Gott wirkt Versöhnung aber nicht so, dass er in einer Art von „Umbesinnung“ seinen Widerspruch gegen die Sünde und das Recht seines Gerichtes einfach beiseite setzte. Das wäre für den Menschen nicht Versöhnung, sondern bloße Erleichterung und Erlaubnis zu beruhigtem Vergessen. Versöhnung geht aber durch das Anerkennen der Schuld hindurch. Indem Gott Versöhnung wirkt, lässt er seine Liebe zu den Menschen mächtiger werden als ihren Widerspruch und sein begründetes Gericht. Das Heilwirken Gottes und so besonders das Geschehen der Versöhnung ist in der Sendung Jesu verwirklicht, und zwar in seinem Sterben, in dem seine Sendung auf Erden vollendet und in dem seine Auferweckung der zu ewigem Leben mit Gott Versöhnten begründet ist.

Die erste Sünde war die Abschüttelung der Königsherrschaft Gottes, Verletzung der Freundschaft mit Gott und Verlust des übernatürlichen Lebens, Verrat der Liebe, Täuschung und Enttäuschung. Die Situation, die durch den Bruch des Vertrauens und die Verletzung der Ehre Gottes entstanden ist, kann von dem Frevler selbst nicht geändert werden. Er kann bereuen und sühnen. Aber damit ist es nicht getan. Damit eine zerstörte Freundschaft wieder geknüpft wird, eine verratene Liebe von neuem aufglüht, muss der Verratene selbst kommen und sagen: Es soll wieder gut sein. Auf dass es nach der zerstörten Freundschaft mit Gott von neuem zu ihr kommen kann, muss Gott nicht bloß wie ein menschlicher Freund zu dem in Reue ihn suchenden Herzen sich neigen, sondern in einem schöpferischen Spruch Verzeihung gewähren und die erstorbene Liebe im menschlichen Herzen neu ent-

fachen. Tatsächlich holt Gott die in die Irre gegangene Menschheit wieder heim ins Vaterhaus, und zwar durch die Tat: Er ging ihr nach, setzte sich selbst in der menschlichen Geschichte gegenwärtig, nahm das menschliche Schicksal aus sich, trug das menschliche Elend und überwand es von der Wurzel her. Das geschah in der Menschwerdung des Sohnes Gottes. Diese Weise der Versöhnung ist ein unergründliches Geheimnis der göttlichen Liebe. Gott wollte durch die Menschwerdung seines Sohnes seine Herrlichkeit (die durch die Sünde verdunkelt war) in neuem Glanz aufscheinen lassen. Ebenso wollte er das Grauen der Sünde und die Tragweite der menschlichen Verantwortung zeigen. Gottes Herrlichkeit wird durch die Menschwerdung in einer (für den Gutwilligen) unübersehbaren Weise geoffenbart als Liebe und Barmherzigkeit, Gerechtigkeit und Weisheit. Gottes Liebe wird in der Menschwerdung und im Tode des Gottessohnes anschaulich, greifbar, glaubhaft, geschichtsmächtig. Die im gekreuzigten Gottessohn verwirklichte Liebe Gottes kann nicht mehr übersehen werden. Das Höchste und Größte ist die geopfertete Liebe. Es ist Glaubenssatz: Christus hat durch die freiwillige Hingabe seines Lebens am Kreuz ein wahres und eigentliches Opfer dargebracht und dadurch die gefallene Menschheit mit Gott wieder ausgesöhnt.

Die objektiv geschenkte Versöhnung bedarf der Zueignung an den Menschen. Der Mensch muss in Kontakt treten mit dem Versöhnungsopfer am Kreuze. Zu diesem Zweck hat Christus das eucharistische Opfersakrament eingesetzt. Wie das Kreuzesopfer ist das Messopfer ein Opfer der Versöhnung. Es ist ein wirkliches Sühneopfer und bewirkt, dass wir „Barmherzigkeit erlangen und Gnade finden“ (Hebr 4,16). Versöhnt durch die Darbringung dieses Opfers, gibt der Herr die Gnade und die Gabe der Buße. Das Messopfer ist der katholischen Kirche anvertraut. Diese Kirche ist als ganze und in ihren Grundvollzügen Sakrament und Ort der Versöhnung. Sie besitzt ein eigenes Mittel der Versöhnung. Das Bußsakrament ist das Sakrament der Versöhnung. In ihm wird die in Christus erfolgte (objektive) Versöhnung dem Menschen zugewendet.

Versöhnung hat auch eine ethische Seite. In dieser Hinsicht bezeichnet Versöhnung den Vorgang der Wiederherstellung eines durch Schuld, Feindschaft und Hass zerstörten Verhältnisses zwischen Personen und Gruppen. Das Werk der Versöhnung ist in Jesus Christus ursakramental vollbracht. Es will sich aber in den Wirklichkeiten dieser Welt versöhnend auswirken. Die von Gott gewährte Versöhnung mit ihm fordert und ermöglicht zugleich ein entsprechendes neues Verhältnis der Menschen untereinander. Als Überwindung einer schuldbelasteten Vergangenheit erfordert Versöhnung von den Konfliktparteien die Bereitschaft, Vergebung zu erbitten und zu gewähren. Versöhnung hat somit auf beiden Seiten eine tiefgreifende Veränderung von innen her zur Voraussetzung, seitens der Täter die Abkehr von der Gesinnung, in der die Tat erfolgte (Reue), seitens der Opfer der Verzicht auf Rache (Verzeihung). Versöhnung kann erst dann gelingen, wenn die Täter durch Schuldeinsicht und Reue zum Bekenntnis der Schuld und (soweit möglich) zu Akten der Wiedergutmachung geführt werden, und wenn sich andererseits die Opfer bereit finden, das ihnen zugeführte Unrecht nicht zu vergelten und nachzutragen, sondern zu vergeben. Es geht also nicht bloß um Wiedergutmachung des Schadens, sondern um viel mehr: Die Beziehung soll wieder aufgenommen bzw. geheilt werden. Der ethisch geprägte Gedanke einer zwischenmenschlichen Aussöhnung wird im Neuen Testament mehrfach erwähnt (1 Kor 7,11, Mt 5,24, Apg 7,26). Der Apostel Paulus empfiehlt die eheliche Versöhnung im Zusammenhang mit dem Verbot der Wiederverheiratung. Falls sich zwei Verheiratete getrennt haben, sollen sie sich versöhnen. Auseinandergehen mit der Absicht, eine neue eheliche Verbindung zu begründen, ist unchristlich. Der Herr selbst betont den Vorrang der Versöhnung mit dem Bruder vor der Darbringung des Opfers: „Wenn du deine Gabe zum Altar bringst und du dich dort erinnerst, dass dein Bruder etwas gegen dich hat, so lass deine Gabe dort vor dem Altare und geh hin und versöhne dich zuvor mit deinem Bruder. Dann komm und opfere deine Gabe.“

Versöhnung bedeutet Wiederherstellung des früheren, durch das Liebesgebot geforderten Verhältnisses. Wenn nur einer der Entzweiten Unrecht getan hat, so ist dieser verpflichtet, um Verzeihung nachzusuchen; der andere Teil muss alsdann die Verzeihung gewähren. „Wenn dein Bruder wider dich gesündigt hat, so weise ihn zurecht; und wenn er Buße tut, so verzeihe ihm. Und sollte er siebenmal am Tag gefehlt haben..., verzeihe ihm!“ (Lk 17,3f.) Es gehört zu den Werken der geistlichen Gerechtigkeit, Beleidigungen gern verzeihen. Haben beide Teile gesündigt, so muss der Regel nach derjenige den ersten Schritt tun, der am schwersten gefehlt hat. Wenn dies nicht klar ist, der, welcher



zuerst beleidigt hat. Die wahre Liebe wird freilich in solchen Fragen nicht engherzig sein, sondern gern das Geratene und Großmütige tun, um den Endzweck, die Überwindung des Bösen durch das Gute und die Gewinnung der Seele des Nächsten, wirksam zu erreichen.

Versöhnung spielt in der Gesellschaft, im Volke und zwischen den Völkern eine Rolle. Die Politik meidet im Allgemeinen das Wort Versöhnung; es kling ihr wohl zu religiös. Man spricht von Vergangenheitsbewältigung. Darunter versteht man das Bemühen, begangenes Unrecht aufzuklären, möglicherweise zu sühnen oder wieder gutzumachen. Vergangenheitsbewältigung verzichtet auf metaphysische Rechtfertigungen wie auf den Gedanken göttlicher Gerechtigkeit oder Rache. Sie bezieht sich allein auf innerweltliches Handeln. Vergangenheitsbewältigung rechnet nicht mit Gott. Diese Auslassung ist ihr schwerster Fehler. Christliche Politiker wollen mehr als Vergangenheitsbewältigung, mehr als Entspannung, Friedenssicherung und Verständigung. Sie wollen Aussöhnung der Völker; sie ersehnen Freundschaft. Auf diesem Gebiet ist zwischen Deutschland und seinen Nachbarn viel geschehen. Er sei vor allem an die Bemühungen mit Frankreich und Polen erinnert. Mit der Unterzeichnung des Deutsch-Französischen Vertrages vom 22. Januar 1963 durch Charles de Gaulle und Konrad Adenauer erreichte die Politik der deutsch-französischen Aussöhnung einen Höhepunkt. Er sah eine ständige Konsultation und eine dauerhafte Zusammenarbeit vor. Der deutsch-polnische Vertrag über gute Nachbarschaft und freundschaftliche Zusammenarbeit vom 17. Juni 1991 dient – unter ausdrücklicher Bezugnahme auf den genannten deutsch-französischen Vertrag – ebenfalls der Aussöhnung beider Nationen. Der deutsch-sowjetische Vertrag über gute Nachbarschaft, Partnerschaft und Zusammenarbeit vom 9. November 1990 bezweckt ebenso die Aussöhnung zwischen Deutschland und den Völkern der Sowjetunion. Verträge dieser Art sind nützlich, notwendig, ja unentbehrlich. Wichtiger noch ist es, in den Regierenden und in den Völkern die Gesinnungen zu schaffen, die ihnen entsprechen. Die Herzen müssen von Misstrauen, Groll, Geringschätzung und Ablehnung gereinigt werden. Auch die katholischen Bischöfe haben wiederholt ihre Bitte um Vergebung vergangener Schuld und gleichzeitig ihre eigene Vergebungsbereitschaft ausgesprochen. Versöhnliche Erklärungen von Bischofskonferenzen sind gut gemeint und nützlich. Sie geben den willigen Gläubigen Richtung und Halt. Die entkirchlichten Massen werden sie weniger akzeptieren. Die Versöhnung zwischen den einzelnen Gliedern des jeweiligen Volkes bleibt die Aufgabe der Individuen. Begegnungen und Zusammenarbeit vermögen die Annahme und die Wertschätzung der Fremden zu fördern oder zu belasten. Es kommt hier wie überall auf das eigene, unvoreingenommene Wahrnehmen und die Bereitschaft zur Selbstkritik an. Der Bürgermeister von Velsen (Holland) hatte im letzten Krieg den Schwur abgelegt, nie wieder mit einem Deutschen zu reden. Als junge Deutsche und Engländer 1958 sich an dem Ort zu einer Zusammenkunft trafen und von dem Bürgermeister empfangen wurden, lehnte dieser es ab, die Deutschen zu begrüßen. Er wurde getadelt von der katholischen Volkspartei, auch der Gemeinderat entschuldigte sich. Der Bürgermeister berichtete aber, er habe viele zustimmende Briefe aus dem Lande erhalten.

Versöhnliche Gespräche und Erklärungen zwischen den christlichen Konfessionen und den nicht-christlichen Religionen nehmen seit vielen Jahrzehnten einen breiten Raum im internationalen Diskurs ein. Auf katholischer Seite erreichten sie eine neue Dimension und einen Höhepunkt mit dem Zweiten Vatikanischen Konzil. Dort wurden das Dekret über den Ökumenismus und die Erklärung über das Verhältnis der Kirche zu den nichtchristlichen Religionen verabschiedet. Dabei ist der Umgang miteinander von der dogmatischen Grundlage zu unterscheiden. Den getrennten Christen ist mit christlicher Nächstenliebe sowie mit uneingeschränkter Achtung und Wertschätzung zu begegnen. Sofern sie gläubig sind, leben sie aus dem christlichen Erbe, das ihre religiösen Lehrer aus der Trennung von der katholischen Kirche mitgebracht haben. Es gibt viele evangelische Christen, die mit ihrem Glauben und ihrer Tugend Anerkennung und Respekt verdienen. Unser Bestreben muss darauf gerichtet sein, den getrennten Christen durch Wort und Lebenswandel zur Rückkehr in das Vaterhaus zu verhelfen. Konvertiten gehören häufig zu den vorbildlichsten katholischen Christen. Anders steht es, wenn es um die Lehre geht. Die Kluft zwischen dem Bekenntnis der katholischen Kirche und den religiösen Anschauungen der getrennten Christen ist unüberbrückbar. Die sogenannten Reformatoren haben den Bruch zwischen ihnen und der katholischen Kirche bewusst gewollt und vorgenommen. Luther, Kalvin und Zwingli haben unaufgebbare, konstitutive Lehren der katholischen Kirche,

Dogmen, die mit göttlichem Glauben anzunehmen sind, verworfen. Von da führt keine Brücke zum Glauben der Kirche. Eine Vereinigung im Glaubensinhalt und in der Organisation ist ausgeschlossen, wenn die Denkgesetze (Prinzip vom Widerspruch, Prinzip vom ausgeschlossenen Dritten) in Geltung bleiben sollen. Menschen kann man versöhnen. Kontradiktorische Gegensätze lassen sich nicht versöhnen. Entweder gibt es ein Weihepriestertum oder es gibt keines. Eine dritte Möglichkeit scheidet aus. Wo immer Versöhnung angestrebt und gesucht wird, so wird es doch jederzeit entscheidend sein, dass die Menschen im Frieden mit Gott sind. Wer diese grundlegende Versöhnung erreicht hat, wird in seiner Umgebung ernstlich um Aussöhnung bemüht sein. Das Buch von der Nachfolge Christi lässt Jesus sprechen: Alle wollen Frieden haben, aber das, was allein wahren Frieden schaffen kann, das wollen nicht alle. Mein Frieden kehrt bei denen ein, die sanftmütig und demütig und es von ganzem Herzen sind. Dein Frieden wird in vieler Geduld bestehen. Bewahre du zuerst Frieden in dir selbst, dann kannst du auch anderen Frieden bringen.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Das kostbare Blut unseres Herren

04.07.2021

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Am 1. Juli begeht die Kirche das Fest des kostbaren Blutes Christi. Es ist dies ein echt biblisches Fest. Denn im Neuen Testament ist 37-mal vom Blute Jesu die Rede; damit ist immer sein Tod am Kreuze gemeint. Das Blut Christi ist der Preis unserer Erlösung, seine Vergießung die Sühne für die Sünden der Welt (Apk 1,5; 5,9). Der Apokalyptiker Johannes hört die Heiligen des Himmels rufen: „Würdig bist du, o Herr, das Buch zu nehmen und seine Siegel zu erschließen. Denn du bist getötet worden und hast uns in deinem Blute erkaufte aus allen Stämmen und Sprachen, Völkern und Nationen.“ Der Hebräerbrief unterstreicht die einzigartige Sühnkraft des Blutes Christi durch den überbietenden Gegensatz zum Blut der Opfertiere (Ex 24,3-8; Lev 16; Hebr 9f.): „Unmöglich nimmt Blut von Böcken und Stieren Sünden hinweg. Christus aber hat ein einziges Opfer dargebracht und dadurch auf immer die vollendet, die sich heiligen lassen.“ Jesus selbst verstand sich als den Gottesknecht, der sein Leben anstelle und zugunsten der Vielen (Is 53,11f.), d.i. der Ungezählten aus allen Völkern hingibt (Mk 10,45). Er stellt sein Sterben als Sühnetod für unsere Sünden dar (Mt 20,28): „Der Menschensohn ist gekommen, sein Leben als Lösegeld anstatt vieler hinzugeben.“ Das Neue Testament spricht dem Blut Christi folgende Wirkungen zu: Das Blut Christi „sühnt“ und „rechtfertigt“ (Röm 3,25; 5,9); „reinigt“ (1 Joh 1,7; Hebr 9,14; Apk 7,14); „heiligt“ (Hebr 13,12); „stiftet Frieden“ (Kol 1,20; Eph 1,7); „gibt Kraft zum Sieg“ (Apk 12,11). Für den Apokalyptiker ist Blut zentrales Zeichen der Hoffnung (1,5; 5,9; 7,14). Er sieht die triumphierende Kirche des Himmels: „Das sind die, die aus der großen Trübsal kommen. Sie haben ihre Kleider weißgewaschen im Blute des Lammes. Darum dienen sie Gott bei Tag und Nacht.“ Begrifflich gesprochen: Der Kreuzestod Christi ist die Wirkursache unserer Erlösung. Petrus begrüßt in seinem ersten Brief seine Adressaten als Auserwählte zur Besprengung mit dem Blute Jesu Christi. „Ihr seid nicht mit vergänglichen Gütern, mit Silber oder Gold von eurem törichtem Wandel losgekauft worden, sondern durch das kostbare Blut Christi, dieses makellosen und unbefleckten Lammes“ (1 Petr 1,18f.).

Die alttestamentliche Ordnung zwischen Gott und dem auserwählten Volke, der Bundesschluss, wurde aufgerichtet mit Blutvergießen. Die Gesetzgebung am Berge Sinai geschah mit der Opferung junger Rinder. Moses nahm die Hälfte des Blutes und goss es gegen den Altar aus. Mit der anderen Hälfte besprengte er das Volk. Durch das Opferblut wurde die Bundesschließung bekräftigt. Moses sprach: „Dies ist das Blut des Bundes, den der Herr mit euch geschlossen hat aufgrund all dieser Gebote“ (Ex 24,8). Wie der Alte Bund durch Opferblut begründet wurde, so schloss Christus in seinem eigenen, am Kreuz vergossenen Blut den Neuen Bund (Mk 14,24; 1 Kor 11,25; Hebr 9,20). Beim Letzten Abendmahl sprach er zu seinen Jüngern: „Dies ist mein Blut des (Neuen) Bundes, das für viele vergossen wird.“ Das Blutvergießen des Gottessohnes schafft ein neues, innerlich entsündigtes Bundesvolk (1 Kor 11,25 = Lk 22,20). Durch dieses „Blut des Neuen Bundes“ stiftete er Frieden (Kol 1,20), erwarb er sich die Kirche (Apg 20,28), sind wir gerechtfertigt (Röm 5,9) und für Gott erkaufte (Apk 5,9), haben wir die Erlösung (Eph 1,7).

Christus hat uns in der Eucharistiefeier ein Denkmal seines heilbringenden Leidens hinterlassen. Das Messopfer ist die sakramentale Vergegenwärtigung des Kreuzesopfers. In der Eucharistie ist der ganze Christus mit Fleisch und Blut, Leib und Seele, Gottheit und Menschheit gegenwärtig. Christus verlangt nun, dass man sein Fleisch esse und sein Blut trinke (Joh 6, 54-57). Darunter ist (wie 1 Kor 11,26f.) dessen eucharistischer Empfang verstanden. „Fleisch und Blut“ Christi genießen heißt so viel wie den ganzen Christus genießen. Nach den Einsetzungsworten wird durch die Worte „Dies ist mein Leib“ zwar formell (oder *vi verborum*) nur der Leib Christi gegenwärtig gesetzt; aber materiell doch gewiss jener Leib, wie er jetzt sich tatsächlich verhält, nämlich der bluterfüllte, beseelte und mit der Person des Logos hypostatisch verbundene Leib, also der ganze Christus. Folglich sind außer dem Leibe auch das Blut, die Seele und die Gottheit Christi *per concomitantiam* (durch Begleitung) in der heiligen Eucharistie gegenwärtig. Das gleiche gilt vom Blute Christi im Kelche. Der verklärte Leib Christi kann nicht ohne sein zugehöriges Blut und der bluterfüllte Körper kann nicht ohne seine Seele als Wesensform und die ganze so konstituierte Menschheit kann nicht ohne den hypostatisch mit ihr vereinigten Logos bestehen. Folglich ist schon in der Hostie ohne den Kelch, und ebenso im Kelche ohne die Hostie, der ganze Christus in der Totalität seines Wesens zugegen. Der verklärte Christus kann auf dem Altare, sei es in der Hostie oder im Kelche, nur in voller Unversehrtheit ohne Teilung und Zerstückelung erscheinen, weshalb sowohl der konsekrierten Hostie als dem konsekrierten Kelche der Kult der Anbetung darzubringen ist. Unter jeder einzelnen der beiden Gestalten ist der ganze Christus ganz gegenwärtig. Christi Worte sind für den bloß in einem innerweltlichen Raume lebenden und denkenden Menschen unfasslich und ungläublich. Das gläubige Ja zu ihnen setzt das Ja zu Christus selbst voraus. Er, der Macht hat über die Natur, ist fähig, sein Fleisch und Blut in eine solche Existenzform zu bringen, dass es uns als Speise und Trank dienen kann. Die Worte des Herrn zwingen die Hörer zur Entscheidung, ob sie bereit sind, dem sich offenbarenden Gott vorbehaltlos sich zu überantworten, oder ob sie aus ihrer menschlichen Weisheit heraus bestimmen wollen, was Gott tun kann und was nicht. Es ist eine Entscheidung auf Leben und Tod.

Die Verehrung des kostbaren Blutes ist eine berechnete und gesegnete Weise, mit unserem Herrn umzugehen. Das Blut des verklärten Christus ist, auch im Altarsakrament, im Hinblick auf die göttliche Person und mit dieser anzubeten. Die Verehrung des kostbaren Blutes ist eigentlicher *cultus latria*, Anbetung, weil das Blut Christi ein integrierender Bestandteil seiner heiligen Menschheit und als solcher mit dem ewigen Wort hypostatisch vereinigt ist. Seine anbetende Verehrung ist so alt wie die Kirche. Schon der Apostel Petrus spricht in seinem ersten Brief vom „kostbaren Blut Christi“. Wir haben das Recht und die Pflicht, das kostbare Blut Christi zu verehren. Auf welche Weise verehren wir es? Erstens. Indem wir den gekreuzigten Heiland verehren. Er ist der Schmerzensmann, der blutig geißelte, an das Kreuz genagelte Knecht Gottes. Der Soldat, der nachprüfen wollte, ob Jesus schon gestorben sei, stieß seine Lanze in die Seite des Herrn, und sogleich floss Blut und Wasser heraus. Durch sein kostbares Blut sind wir für Gott erkaufte. In meiner Heimat singt das gläubige Volk: „Herr, ich küsse deine Füße, deiner heiligen Hände Mal. Hast die Wunden ja empfangen, auch für meiner Sünden Zahl. Voller Treue und mit Reue über meine Missetat küsst' ich heute jene Seite, die man dir geöffnet hat. Und in Demut und mit Wehmut sei dein heiliges Haupt geküsst, das verhöhnet, dorngekrönt, voller Blut und Wunden ist.“ Papst Pius VII. fragt in einem von ihm verfassten Gebet: „Wer ließ dieses göttliche Blut aus den Adern meines Herrn fließen bis zum letzten Tropfen?“ Und er gibt die Antwort. „Gewiss, die Liebe, die grenzenlose Liebe dieses Heilands.“ Zweitens. Wie verehren wir das kostbare Blut? Indem wir am Messopfer mit der Gesinnung und der Haltung teilnehmen, wie sie diesem heiligen Geschehen entsprechen. In der Mahnung zum rechten Verhalten bei der eucharistischen Feier hält Paulus den Korinthern vor Augen, dass es sich hier nicht um eine gewöhnliche Mahlzeit handelt. Was hier gegessen wird, ist der Leib Christi, was getrunken wird, ist das Blut Christi. Im Genusse des dahingegebenen Leibes und des vergossenen Blutes liegt eine Vergegenwärtigung des Kreuzestodes. Der die Eucharistie Feiernde verkündet durch die Tat: Christus ist gestorben; hier ist sein Leib, hier ist sein Blut. Drittens. Wie verehren wir das kostbare Blut? Indem wir gläubig und vertrauensvoll die Segenskraft des Blutes Christi erleben. Dazu bietet das Geschehen der heiligen Messe eine einzigartige Gelegenheit. Wenn der Priester nach der heiligen Wandlung den Kelch erhebt, sind die Gläubigen aufgefordert, das kostbare Blut des Herrn anzubeten und seine Sühnekraft zu

erbitten. Wir können beten: „O wahres und lebendiges Blut des Herrn, einst am Kreuze für uns geflossen, jetzt auf diesem Altare gegenwärtig, ich bete dich in Demut an. Wasche meine Sünden ab. Stärke meine Seele im täglichen Kampf gegen das Böse. Lass uns um dieses Opfers willen Erbarmen finden. Erfülle uns mit reichem Segen.“ Wir können auch mit Papst Pius VII. flehen: „Ewiger Vater, ich opfere dir auf das kostbare Blut Jesu Christi zur Sühne für meine Sünden, zum Trost der Armen Seelen im Fegfeuer und für die Anliegen der heiligen Kirche.“ Viertens. Wie verehren wir das kostbare Blut? Indem wir seiner in unseren täglichen Gebeten gedenken. In dem Hymnus „Te Deum“ – Großer Gott wir loben dich steht die Bitte der Gläubigen: „Stehe deinen Dienern bei, die du mit deinem kostbaren Blute losgekauft hast.“ In dem Gebet „Seele Christi, heilige mich“ beten wir: „Blut Christi, berausche mich.“ Damit wird die Sehnsucht ausgesprochen, mit der Wärme des Herzens Jesu erfüllt zu werden, aus dem dieses Blut erflossen ist. In jedem Abendgebet beten wir um Vergebung der Sünden, die wir an diesem Tage begangen haben. Daran schließen wir die trostvolle Verheißung: „Deine Gnad' und Jesu Blut macht ja allen Schaden gut.“ Oft sollten wir zu unserem Herrn rufen um Rettung vor dem ewigen Tode: „Ach, lass dein Blut und deine Pein an mir doch nicht verloren sein.“ Die Litanei vom kostbaren Blut enthält ergreifende Anrufungen. In dieser Litanei heißt es: Blut Christi, Starkmut der Martyrer, Kraft der Bekenner, Lebensquell der Jungfrauen, Stütze der Gefährdeten, Linderung der Leidenden, Trost der Weinenden, Hoffnung der Büßenden, Zuflucht der Sterbenden, erbarme dich unser.

O meine Freunde, es ist ein wahres Glück, das Blut Christi verehren zu dürfen. Dieses Blut ist nicht fern von uns. Es ist im Kelch der heiligen Messe. Es ist im bluterfüllten Leibe des Herrn, der uns in der heiligen Hostie geschenkt wird. Erinnern wir uns heute der Worte Jesu und seiner Apostel. „Dieser Kelch ist der neue Bund in meinem Blute“ (Lk 22,20; 1 Kor 11,25). „Der Kelch der Segnung, den wir segnen (= konsekrieren), ist er nicht Teilnahme am Blute Christi?“ (1 Kor 10,16). „Wer mein Fleisch isst und mein Blut trinkt, der hat das ewige Leben“ (Joh 6,55). Beten wir mit dem heiligen Thomas von Aquin: Du, dem Pelikane gleicher Jesus mein, wasche mit deinem Blut mich rein. Ein Tropfen dieses Blutes ist genug, gnädig tilgt er aller Frevel Trug.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Vinzenz von Paul

11.07.2021

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

In wenigen Tagen werden wir das Gedächtnis des heiligen Vinzenz von Paul begehen. Dieser Mann verdient es, der Vergessenheit entrissen zu werden. Vinzenz von Paul wurde am 24. April 1581 in einem kleinen Dorf bei Pouy im Departement Landes, also in der Gascogne in Südwestfrankreich geboren. Er stammte aus kindereicher Familie. In der Jugend weidete er die Herde seines Vaters. Seine Eltern waren bescheidene Bauern. Sie bestimmten ihren Sohn für den geistlichen Stand. Mit etwa fünfzehn Jahren nahm er seine klerikale Ausbildung auf, und zwar in Dax, später in Toulouse. Mit 19 Jahren wurde er zum Priester geweiht. Seine ungenügenden Studien vor der Weihe nahm er nach der Weihe wieder auf. 1604 wurde er Bakkalaureus der Theologie, 1623 Lizentiat des kanonischen Rechts. In den ersten Priesterjahren war Vinzenz hauptsächlich darum bemüht, eine einträgliche geistliche Stelle zu bekommen. Er betreute ein Pensionat in Toulouse. Seine finanzielle Lage war schlecht, er hatte viele Schulden. 1607 zwang ihn eine Erbschaftsangelegenheit, eine Reise nach Marseille zu unternehmen. Auf der Rückfahrt über das Meer wurde er von türkischen Seeräubern gefangengenommen. Sie verkauften ihn als Sklaven nach Tunis. Hier war er nacheinander bei einem Fischer, einem Alchimisten und einem ehemaligen Franziskaner, der mohammedanisch geworden war, beschäftigt. Es gelang ihm, diesen letzten zu bekehren und mit ihm zu entfliehen. Sie kamen nach Avignon. Ende 1608 ging Vinzenz nach Paris. Er hoffte, ein kirchliches bepfründetes Amt zu erhalten. 1610 wurde er Hausgeistlicher bei Margareta von Valois, der ersten Frau König Heinrichs IV. Später erhielt er eine Zisterzienserabtei in der Diözese Saintes. Er war damals nicht der von Gottes- und Nächstenliebe erfüllte Menschenfischer, als den wir ihn verehren.

Um diese Zeit lernte er Bérulle kennen. Pierre de Bérulle (1575-1629) war ein heiligmäßiger Priester und vielgesuchter Seelenführer. Er ist der Begründer der französischen Schule der Aszese. Seine Bedeutung zeigt sich in seinen Schülern. Zu ihnen zählen außer Vinzenz von Paul Jean Eudes, Louis Grignon de Montfort, Charles de Condren und (mittelbar) Jean-Jacques Olier. Seine Schriften zeichnen sich besonders durch tiefe Erfassung des Geheimnisses der Menschwerdung des Gottessohnes aus. Unter dem Einfluss Bérulles erlebte Vinzenz seine innere Umwandlung. Nach Jahren schwerer Seelenqualen und Glaubenszweifel wandte er sich heldenmütigem Tugendstreben zu und gelobte lebenslangen Dienst an den Armen und Elenden.

Im Mai 1612 wurde ihm die Pfarrei Clichy in der Nähe von Paris übertragen, damals bäuerlich geprägt, heute ein industrieller Vorort von Paris. Vinzenz gab sich nun ganz der seelsorglichen Tätigkeit hin. Er widmete sich mit wahrhaft apostolischer Hingebung seiner Arbeit und wurde ein ausgezeichnete Pfarrer. 1613-25 war er Hausgeistlicher und Erzieher beim Grafen Emanuel de Gondi, dem General der Galeeren, in Paris und auf dessen Landsitz bei Amiens. Seit 1619 war er Oberpfarrer der Galeeren. Er nahm sich der Sträflinge an, erleichterte ihr furchtbares Los und errichtete für sie ein eigenes Krankenhaus in Marseille. Von August bis September 1617 versah er eine Pfarrei in der Diözese Lyon. Hier gründete er die erste „Bruderschaft der Liebe“, eine Vereinigung, die sich der armen Kranken annahm. Die ausführliche Satzung für die „Dames de la Charité“ ist ein Meisterstück

der Caritasliteratur. In diesen „Dienerinnen der Armen“ hat Vinzenz sein erstes Werk für weibliche Laienkräfte zur Armen- und Krankenpflege geschaffen. Diese Gründung wurde zum Vorläufer der deutschen Elisabeth- und Frauen-Vinzenzvereine. Allmählich breitete Vinzenz seine intensive Liebestätigkeit auf viele französische Städte aus. Unter seiner Anleitung entstanden neue Bruderschaften. Aber er erkannte, dass er Gefährten brauchte, die ihm in seinem Apostolat helfen konnten.

Als Vinzenz im Dienste des Generals de Gondi stand, wurde er eines Tages zu einem alten, schwerkranken Bauern gerufen, der nicht gewagt hatte, alle Sünden zu beichten und nun eine Generalbeichte ablegen wollte. Voll Freude über den wiedergefundenen Seelenfrieden verkündete er laut, wie glücklich er nun sei. Das veranlasste die Gräfin de Gondi, Vinzenz zu bitten, am Sonntag über die Beichte zu predigen. Er tat es mit solchem Erfolg, dass weitere Beichtväter herangeholt werden mussten. Dieses Erlebnis bewog ihn, in der ganzen Gegend Missionen unter dem armen Landvolk zu halten; eifrige Priester halfen ihm dabei. Die erste Missionspredigt vom 25. Januar 1617 gab den Anstoß zur späteren Gründung der Missionspriester (1625) als drittes Hauptwerk seiner Tätigkeit. So entstand die „Kongregation der Weltpriester für Missionen“. Sie erhielten in Paris das alte Aussätzigenheim Saint-Lazare geschenkt, nach dem diese Priester Lazaristen genannt wurden. Ihre Aufgaben waren die Abhaltung von Missionen und die Heranbildung von Priestern. Vinzenz forderte von ihren Mitgliedern schlichte Herzlichkeit, Verzicht auf kirchliche Würden, einfache Predigtweise, apostolischen Eifer, restlose Hingabe an die Aufgabe der Bekehrung. Man schätzt die Zahl der bis zu seinem Tod vom Pariser Mutterhaus in Frankreich gehaltenen Volksmissionen auf 800. Die junge Kongregation entwickelte sich gut. Sie wirkte zunächst in verschiedenen Städten Frankreichs, später (1643) auch im Ausland. Vinzenz konnte sogar in Algier und in Tunis sowie auf Madagaskar regelrechte Missionsstationen gründen. 1620 stiftete Vinzenz eine Bruderschaft für männliche Laienkräfte (*Serviteurs des pauvres*), die zweite Großtat seiner barmherzigen Liebe. Sie wurde zum Vorbild für die Vinzenzvereine (Ozanam).

Vinzenz lag die Seelsorge an den Priestern besonders am Herzen. Er tat viel dafür, die Ausbildung des Klerus zu verbessern. Vinzenz gründete Priesterseminare und suchte die Bischöfe zur Förderung dieser Gründungen zu bewegen. Die Weiheexerziten, die er in Saint-Lazare veranstaltete, formten unzählige Priesterkandidaten. Er machte das Haus zu einem Exerzitenhaus. Durch die Exerziten wirkte er auf den Klerus und die Laien. 1633 führte er die „Dienstagskonferenzen“ ein. Jahrzehnte hindurch hielt er jeden Dienstag für die Geistlichen von Paris Konferenzen, Vorträge, die sehr stark besucht waren. Aus seinen Dienstagskonferenzen gingen 22 (von ihm vorgeschlagene) Bischöfe hervor. Bei seinen Unternehmungen fand Vinzenz oft die wirksame Unterstützung des Hofes, besonders der Königin, Anna von Österreich, und der Herzogin von Aiguillon, einer Nichte des Kardinals Richelieu. Im Jahre 1643 berief ihn die Königin in den „Conseil de Conscience“, der die Ernennungen für die hohen Kirchenämter vornahm. Hier konnte Vinzenz manche gute Bischöfe vorschlagen.

Als „Großmeister helfender Liebe“ erwies sich Vinzenz durch die Stiftung der „Filles de la Charité“, der Barmherzigen Schwestern, in Deutschland Vinzentinerinnen genannt (1633). Sie trugen seinen Namen in alle Welt und in die Zukunft. Mit ihnen hat Vinzenz den Typ der modernen Fürsorgerin geschaffen. Sie waren nicht durch klösterliche Klausur wie die Frauenorden gebunden, konnten in die Armenquartiere hinausgehen, sie vermochten Hausarmenpflege und Familienfürsorge, Krankendienst und andere frauliche Fürsorgewerke zu übernehmen. Die Barmherzigen Schwestern breiteten sich schnell in allen christlichen Ländern aus. Sie waren (1960) bis zum nachkonziliaren Zusammenbruch die größte Kongregation der Kirche (45.540). Sie haben sich in den Verfolgungen der Kirchenfeinde bewährt. Die Vinzentinerinnen hatten in der Französischen Revolution mehrere Martyrinnen. Im Spanischen Bürgerkrieg wurden etwa 30 Schwestern ermordet. Die Vinzentinerinnen sind die ersten, die als Barmherzige Schwestern auf den Schlachtfeldern erschienen und sich der Verwundeten annahmen.

1640 gründete Vinzenz ein Werk für die Waisenkinder. Es entsprach einer dringenden sozialen Notwendigkeit. Denn zu dieser Zeit wurden in Paris jährlich vierhundert Kinder ausgesetzt. In Mâcon ordnete er zur Beseitigung der starken Bettelplage die Wanderfürsorge neu. 30 Jahre lang war Vinzenz Oberer der Salesianerinnen und Seelenberater der heiligen Franziska von Chantal. Frankreich hatte im 17. Jahrhundert eine Anzahl hervorragender, heiligmäßiger Priester. Sie kannten sich und arbeiteten

nach Möglichkeit zusammen. Vinzenz stand in Kontakt mit Adrien Bourdoise und Jean-Jacques Olier, war befreundet mit Franz von Sales, hatte Einfluss auf Jacques Bénigne Bossuet, war Mitglied in der Gesellschaft vom heiligsten Altarsakrament, nahm lebhaften Anteil an den äußeren Missionen.

Vinzenz von Paul ist eine säkulare Gestalt. Er ist der Begründer einer allgemeinen, planmäßigen und organisierten Fürsorge für die Elenden dieser Erde. Durch seine Gründungen erreichte die Liebestätigkeit zahllose Menschen. Der Dreißigjährige Krieg bot ihm viel Gelegenheit, den Armen und Elenden zu helfen. Damals bewahrte er ganze Landstriche vor dem Hungertod, leistete die Kriegsfürsorge in Lothringen, in der Picardie und in der Champagne, organisierte die Flüchtlingsfürsorge in Paris. Er errichtete Volksküchen mit Eintopfgericht. Vinzenz war Helfer der Armen, Tröster der Kranken, Vater der Waisen und Findelkinder, Befreier von Christensklaven, Betreuer der Galeerensträflinge, Verpfleger ganzer Provinzen in Kriegs- und Hungersnot. Er wirkte über den unermesslichen Kreis der Elenden und Geplagten dieser Erde hinaus. Er schärfte das soziale Gewissen weiter Kreise. Es bliebe sonst unerklärlich, wie die ungeheure Summe von über 50 Millionen Goldfranken durch seine Hände gehen konnte, um durch ihn verteilt zu werden. Neben und über aller Leibessorge standen Vinzenz die Werke der geistlichen Barmherzigkeit. Scharf bekämpfte er die Irrlehre des Jansenismus.

Woher nahm Vinzenz die Kraft für seine zahlreichen Unternehmungen? Er war trotz aller rastlosen Tätigkeit für die Bedrängten dieser Erde ein tief innerlicher, gottverbundener Mensch. Er lebte in der Gnade. Im stetigen Gebet weihte er sein Wirken dem König Christus. Die tägliche Feier des Messopfers kräftigte ihn für seine übermenschlichen Anstrengungen. Vinzenz verstand es, aus den geistigen Grundlagen (totale geschöpfliche Abhängigkeit, gestützt auf Christi Menschwerdung) die für das Leben praktischen Folgerungen zu ziehen: „Sich leer machen von sich selbst“, „Jesus Christus anziehen“, „Instrument Jesu Christi sein“ – das waren seine Grundsätze. Im Umgang war er meist von gütigem Ernst, leutselig, hatte Sinn für Humor. Seine Demut war wohl nicht zuletzt Selbstschutz gegen die Gefahr ständig wachsender Erfolge. Seine unbedingte Gottergebenheit und schlichte Frömmigkeit wirkten sich in freudigem Tatenchristentum aus. So wurde dieser Held der Nächstenliebe „der Unerreichte in allen Landen“ (Wichern). Vinzenz von Paul besaß praktischen Sinn und organisatorische Begabung. Er griff Anregungen anderer auf, führte, bäuerlich bedächtig und vorsichtig, ohne Ehrgeiz und Wirkungsfieber, alles allein tun zu wollen, seine Pläne mit ausdauernder Arbeitskraft aus. Vinzenz packte überall selbst an: „Lieben wir Gott“, so sagte er, „aber auf Kosten unserer Arme und im Schweiß unseres Angesichts!“ Die eifrigen katholischen Christen verehrten ihn wie einen Heiligen. Seine Gottes- und Nächstenliebe sowie sein strenges Leben besaßen eine außerordentliche Strahlkraft; sie wurde durch seine ausgedehnte Korrespondenz noch verstärkt. Zahlreiche Aufzeichnungen von Zuhörern haben uns seine Ansprachen an die Barmherzigen Schwestern und an die Lazaristen bewahrt. Seine Lehre war einfach, aber solide und tief.

Die übermenschlichen Anstrengungen untergruben die Gesundheit des Vinzenz. Lange Zeit litt er an Sumpffieber, der Malaria. Seit 1655 nahmen seine Kräfte zusehends ab, das Gehen fiel ihm schwer. Anfang 1660 war er fast gelähmt. Aber sein Verstand blieb bis zum Ende klar. Nach einem kurzen Todeskampf starb er am Morgen des 27. September 1660. Sein Begräbnis glich einem Triumphzug. Vinzenz von Paul wurde im August 1729 selig-, im Juni 1737 heiliggesprochen. Leo XIII. erhob Vinzenz 1885 zum Patron aller Vereinigungen der Barmherzigkeit. Er ist auch Patron der Hospitäler. Die Heiligen sind Freunde Gottes, dessen Gnade in ihnen nicht unwirksam geblieben ist; auserwählte Werkzeuge in der Hand des Weltregierers; Starke, die das verwirklicht haben, was als Ideal die Sehnsucht jeden Menschens guten Willens ist; innerliche Menschen, denen die Seligpreisungen Christi gelten, und zugleich Menschen von weltweiter Wirkung. Möchten wir ihnen nicht ganz unähnlich sein!

Amen.



Prälat Prof. Dr. Georg May

## Maria Magdalena

18.07.2021

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Wenn Sie die liturgischen Texte am Festtag der heiligen Maria Magdalena durchgehen, erkennen Sie, dass sie Maria Magdalena mit Maria von Bethanien, der Schwester des Lazarus, und der anonymen „großen Sünderin“ (Lk 7) gleichsetzen. Doch diese drei Frauen sind zu unterscheiden. Sie haben nichts miteinander zu tun, außer dass sie in je verschiedener Weise in Kontakt zu Jesus Christus getreten sind. Völlig verfehlt sind bildliche Darstellungen der Maria Magdalena, die sie als femme fatale, Kurtisane oder bekehrte Prostituierte ausgeben, wie es in Emil Noldes „Christus und die Ehebrecherin“ oder in Picassos „Die weinende Frau“ zum Ausdruck kommt. Albern und verletzend sind literarische Phantasien, die Magdalena zur Freundin Jesu oder seiner Ehefrau machen. Maria Magdalena ist eine historisch gesicherte, klar umrissene Persönlichkeit. Sie war unverheiratet. Ihr Alter ist unbekannt. Sie gehörte zur gleichen Generation wie Maria, die Mutter Jesu. Die Frau, die wie so viele Frauen ihrer Zeit und ihres Landes den Namen Maria (=Herrin) trug, kam aus Magdala, wie wir aus ihrem Beinamen „Magdalena“ erfahren. Magdala war eine Fischerstadt am Westufer des Sees Genesareth und zählte zur Zeit Jesu zu den bedeutenden Städten Galiläas. Der jüdische Historiker Flavius Josephus nennt dieses Zentrum der Fischverarbeitung nach seinem Wahrzeichen *tarichos*, dem gesalzenen Fisch, stets *Taricheai*. Wir wissen nicht, ob Jesus, der sich meist am Nordufer des Sees im geliebten Kapharnaum aufhielt, je in die Heimatstadt Marias gekommen ist. Vielleicht hat Maria Magdalena hier nur die Kunde von dem neuen Propheten, dem einzigartigen Lehrer, Dämonenaustreiber und Wundertäter Jesus von Nazareth erreicht, der sie selbst von ihrem schweren Gebrechen heilen sollte. Doch keine Dämonenaustreibungsgeschichte, kein Wunderbericht im Evangelium berichtet etwas von der Begegnung Jesu mit der furchtbar geplagten Frau aus Magdala. Aus einer kurzen Notiz im Lukasevangelium (8,2f.) und einem Nachtrag zum Markusevangelium (16,9) erfahren wir, dass Jesus „sieben Dämonen“ aus ihr ausgetrieben hat. Der biblische Stil kennzeichnet mit der Sieben (Lk 11,26; Mt 12,45) eine unbestimmte, aber große Zahl, meist die Totalität, die Fülle. Maria Magdalena, so will der kurze Hinweis sagen, war also ganz „besessen“, ganz im Bann der Dämonen, des Bösen und Dunklen. Für das Böse und Dunkle im Menschen darf nach der Lehre Jesu nicht kurzum und kurzschlüssig Satan verantwortlich gemacht werden; nach Jesu Lehre stammt das Böse „aus dem Herzen“ (Mt 15,19), der personalen Mitte des Menschen: „Denn aus dem Herzen kommen böse Gedanken, Mord, Ehebruch, Unzucht, Diebstahl, falsches Zeugnis, Lästerung.“ Der Mensch trägt die Verantwortung für seine Bosheit, seine Sünde; er kann nicht Satan zum Sündenbock machen. Die Sünde des Menschen, seine Verfallenheit an Satan und die Dämonen, denen er „das Haus gesäubert und geschmückt hat“ (Lk 11,25; Mt 12,44), hat er sich selbst, seinem Fall zuzuschreiben.

Maria Magdalena hat nun in besonderer und für uns vorbildlicher Weise erfahren dürfen, dass Gott durch seinen Sohn Jesus Christus die Macht des Bösen in unseren Herzen bricht. Jesus hat Maria Magdalena aus dem Bann des Bösen befreit. Er hat sie mit seinem Machtwort aus den Ketten der Dämonen, den Banden der selbstischen Leidenschaften und Begierden in seinen Dienst, in seine Nachfolge gerufen. „Und es begab sich in der Folgezeit, da wanderte er von Stadt zu Stadt und von

Dorf zu Dorf, predigte und verkündigte die Heilsbotschaft vom Reich Gottes. Und die Zwölf wanderten mit ihm und einige Frauen, die von bösen Geistern und Krankheiten geheilt worden waren, Maria, genannt die aus Magdala, aus der sieben Dämonen ausgefahren waren, und Johanna, die Frau des Chuza, eines Verwalters des Herodes, und Susanna, und viele andere, die sie aus ihrem Vermögen versorgten“ (Lk 8,1-3). Maria Magdalena gehörte zu den „dienenden Frauen“ um den Herrn. Es waren die Frauen, die den Wanderprediger Jesus und seine Jünger begleiten durften. Sie sicherten der kleinen ruhe- und heimatlosen Schar den Lebensunterhalt. Der Herr sagte ja von sich selbst: „Der Menschensohn hat nichts, wohin er sein Haupt legen kann“ (Mt 8,20; Lk 9,58). Wir erfahren aus diesem Abschnitt, dass Jesus auch Frauen als Jüngerinnen annahm und dass sie an seiner öffentlichen Wirksamkeit insofern beteiligt waren, als sie ihm und seinen Jüngern die Mittel (oder wenigstens einen Teil derselben) zur Verfügung stellten, und dass sie ihn begleiten durften. Damit geht Jesus, unbekümmert um das Urteil der öffentlichen Meinung, über den Standpunkt des Judentums hinweg, nach dem die Frauen, als geistig und moralisch minderwertig, nicht der gleichen religiösen Unterweisung gewürdigt werden durften wie die Männer (vgl. Joh 4,27). Jesus hebt durch sein Verhalten die Frau über die bisherige orientalische Schätzung, die sie nur als Geschlechtswesen wertete, empor. Sie ist ebenso wie der Mann für das Reich Gottes berufen. Jesus hat sich ihrer unerachtet der zeitgenössischen Vorurteile gegen die Frau angenommen und ihre Würde geachtet. Maria Magdalena wird im Kreise dieser Frauen stets an erster Stelle genannt, sooft die Evangelien einige Namen überliefern (Lk 8,2f; Mk 15,40f; 15,47; 16,1; Mt 27,56; 27,61; 28,1; Lk 24,10).

Maria Magdalena gehört zu den Frauen, die der intensiven Unterweisung des Meisters gewürdigt wurden. Sie zählt zu denen, die dem Herrn schließlich unter das Kreuz folgten, während die Jünger geflohen waren. Diese Frauen hielten ihrem Meister die Treue. Ihre Standhaftigkeit und ihr Mut sind bemerkenswert. Sie konnten keineswegs sicher sein, dass die Feinde Jesu sich nicht an seinen Anhängern vergreifen würden. Die Angst vor solcher Ausweitung der Verfolgung war es ja, welche die Jünger vom Schauplatz der Hinrichtung fernhielt. Aber die Frauen nahmen das Risiko auf sich. Sie waren überzeugt, dass auf dem Hügel von Golgotha ein schrecklicher Justizmord vor sich ging. Sie kannten den Gekreuzigten aus der Zeit des Zusammenseins mit ihm. Sie wussten, dass nichts von dem, was man ihm vorwarf, zutraf. Daher wichen sie nicht von dem Ort, an dem er seine irdische Laufbahn beendete, und bekannten sich zu ihm. Im Markusevangelium wird vom Sterben Jesu und vom Bekenntnis des Hauptmanns: „Wahrlich, dieser Mensch war Gottes Sohn“ berichtet. Danach heißt es: „Es sahen aber Frauen von ferne zu, darunter Maria Magdalena, Maria die Mutter des Jakobus des Jüngeren, und des Joses und Salome. Diese hatten ihn, als er in Galiläa war, begleitet und ihm gedient, und viele andere, die mit ihm nach Jerusalem hinaufgezogen waren“ (Mk 15,40f.). Wenn es heißt, dass die treuen Frauen „von ferne“ zuschauten, dann ist damit gesagt, dass sie nicht unmittelbar unter dem Kreuze standen. Diese Nähe hätten sich die Soldaten verboten. Aber sie waren auch nicht so weit vom Kreuze entfernt, dass sie Jesu Worte nicht gehört hätten. Mit starker Stimme ruft er sein letztes Wort, so dass selbst Magdalena aus der Tiefe ihrer Leidversunkenheit aufgescheucht wird. Die Evangelisten lassen uns nicht in das Herz Magdalenas schauen. Aber wir dürfen gewiss sein, dass sie mit ihrem göttlichen Meister litt, als er angenagelt wurde, als das Kreuz aufgerichtet wurde, als das Blut aus seinen Adern brach und aus seiner Seite floss. Magdalena wird keinen Blick von dem gekreuzigten Meister gelassen haben. Sie wird jeden Seufzer, aber auch jedes Wort aus seinem Munde gehört haben. Sie gehört zu den Augen- und Ohrenzeugen des Sterbens Jesu. Je größer die Liebe zum Heiland war, desto größer war auch der Schmerz, den die Zeugen seines Leidens empfanden. Die beiden Marien hielten bis zuletzt aus, bis zum späten Abend, als Joseph von Arimathäa den Leichnam Jesu vom Kreuze nahm und in ein Felsengrab legte. „Maria aus Magdala aber und Maria, die Mutter des Joses, sahen zu, wo er beigesetzt wurde“ (Mk 15,47). Sie wollten wissen, wo sein Grab war, und das in bestimmter Absicht. An der Herabnahme des Leichnams vom Kreuze und an der Beisetzung waren die Frauen, also auch Maria Magdalena, nicht beteiligt. Das war Männersache. Aber die zwei Frauen beobachteten den Vorgang. Und sie merkten sich den Platz, an dem Jesus beigesetzt war. Denn sie wollten die Salbung des Leichnams nachholen, die am Karfreitag wegen der Kürze der Zeit unterblieben war. Die liebevolle Anhänglichkeit der Frauen, vorab der Maria Magdalena, überdauerte den Tod ihres Meisters. Als der Sabbat vorüber war, kauften Maria

Magdalena und Maria, die Mutter des Jakobus, und Salome Balsam in der Absicht, den lieben Toten zu salben, und das „in aller Frühe des ersten Wochentages“ (Mk 16,2), also am Ostersonntag. Aber dazu kam es nicht.

Die Frauen fanden das Grab leer. Sie gingen in das Grab hinein. Da sahen sie einen weißgekleideten Jüngling zur Rechten des Grabes sitzen; sie erschrecken sehr. Dieser aber sprach zu ihnen: „Erschreckt nicht! Ihr sucht Jesus von Nazareth, den Gekreuzigten. Er ist auferstanden, er ist nicht hier. Sehet den Ort, wo sie ihn hingelegt hatten. Aber geht hin und sagt seinen Jüngern, besonders dem Petrus, dass er aus vorangehe nach Galiläa. Dort werdet ihr ihn sehen.“ Die Frauen gingen hinaus und flohen vom Grabe weg; denn Schrecken und Entsetzen hatte sie ergriffen. Was sie aus Engelmund gehört hatten, übertraf alles, was sie wussten und glaubten. Sie waren von der Auferstehung der Toten am Ende dieser Weltzeit überzeugt. Aber dass dieser Tote dem Grab entstiegen sei, übertraf ihre Fassungskraft. Der Evangelist Johannes hat eine eigene Schilderung der Vorkommnisse am Ostermorgen. In der Frühe des ersten Wochentages begibt sich Maria Magdalena zum Grabe Jesu. Wie sie dort ankommt, findet sie den Stein vom Eingang des Grabes entfernt. Sie überzeugt sich durch einen Blick in die Grabkammer, dass der Leichnam Jesu sich nicht mehr darin befindet. Sie zieht aber daraus nicht den Schluss, dass Jesus auferstanden, sondern dass die Leiche von unbekanntem Händen fortgeschafft worden ist. Sie kehrt sogleich in die Stadt zurück, um Petrus und Johannes davon Mitteilung zu machen. Diese begeben sich umgehend eilenden Laufs zum Grabe und finden die Angabe der Frauen bestätigt. Maria Magdalena ist aus der Stadt zurückgekehrt. Sie ist immer noch der Meinung, dass der Leichnam Jesu fortgeschafft worden ist. Maria Magdalena steht außen bei der Gruft und weint. Sie beugt sich in die Gruft hinein. Da sieht sie zwei Engel in weißen Kleidern dasitzen, den einen beim Haupt, den anderen bei den Füßen, da, wo der Leib Jesu gelegen hatte. Sie sagen zu ihr: „Frau, warum weinst du?“ Sie entgegnet: „Sie haben meinen Herrn hinweggenommen, und ich weiß nicht, wohin sie ihn gelegt haben.“ Als sie dies gesagt hat, wendet sie sich um. Und sie sieht Jesus dastehen und weiß nicht, dass es Jesus ist. Ihre Augen sind gehalten, d.h. der Auferstandene gibt sich zu erkennen, wem und wann er will. Auch die Emmausjünger hatten den sie begleitenden Jesus nicht erkannt. Jesus sagt zu ihr: „Frau, was weinst du?“ „Wen suchst du?“ Jene, in der Meinung, es sei der Gärtner, sagt zu ihm: „Herr, hast du ihn weggetragen, so sage mir, wohin du ihn gelegt hast, und ich will ihn holen.“ Sie hält den Fremden für den Gärtner, weil man in einem Garten zuerst den Gärtner anzutreffen erwartet. Als der vermeintliche Gärtner sie fragt, wen sie suche, bittet sie ihn, wenn er den Leichnam weggetragen habe, er möge ihr den Ort benennen, wohin er ihn geschafft habe, damit sie ihn holen und anderswo beisetzen könne. Nun redet sie Jesus an und sagt zu ihr: „Maria!“ Die Anrede mit ihrem Namen, die sie in dem ihr vertrauten Ton aus Jesu Mund empfängt, offenbart ihr blitzschnell, wer der Sprecher ist. Da wendet sie sich um und sagt zu ihm auf Hebräisch: „Rabbuni!“ (Das heißt: Meister.) Das ist die gewohnte Anrede. Die Form ist frühes palästinensisches Aramäisch. Aber sie begnügt sich nicht mit der einfachen Begrüßung, sondern wirft sich in ihrer Freude vor Jesus nieder, um seine Füße oder Knie zu umfassen und zu küssen. Aber Jesus wehrt es ihr. Er sagt zu ihr: „Rühre mich nicht an!“ oder: Halte mich nicht fest oder: Halte mich nicht auf. Die Übersetzer sind sich nicht einig, wie das Wort des Herrn zu verstehen ist. Doch die folgende Rede ist klar. „Denn ich bin noch nicht zum Vater aufgefahren.“ Jesus ist aus dem Grabe erstiegen, aber noch nicht zum Vater im Himmel aufgestiegen. Zu seiner Verherrlichung gehört aber nicht nur die Auferstehung, sondern auch die Rückkehr zum Vater. Er hat ja zu seinen Lebzeiten immer erklärt, dass er zum Vater gehen werde. Dorthin will er nun gehen, und deshalb soll Magdalena ihn nicht festhalten. Jesus hat einen Auftrag für sie. „Geh aber zu meinen Brüdern und sage ihnen: Ich fahre auf zu meinem Vater und eurem Vater, zu meinem Gott und eurem Gott.“ Dieser Auftrag ist nur sinnvoll, wenn er eben jetzt zum Vater hinaufsteigt, bevor er den Jüngern erscheint. In dem Auftrag, den Jesus der Magdalena gibt, nennt er die Jünger seine Brüder und den Vater seinen und ihren Vater, seinen und ihren Gott. Nur der Auferstandene nennt seine Jünger so. Das Verhältnis zwischen dem Auferstandenen und seinen Jüngern ist also ein innigeres geworden. Aber es besteht doch keine Gleichheit zwischen ihm und ihnen, darum sagt er nicht „unser Vater“. Gott ist in anderer und höherer Weise der Vater Jesu als der Vater der Gläubigen, und er ist nur durch Jesus ihr Gott und Vater geworden. Maria Magdalena geht hin und verkündigt den Jüngern: „Ich habe den Herrn gese-

hen, und dies hat er gesagt.“ Maria ist die Botin des Auferstandenen, vermutlich die erste Botin. Maria Magdalena, die vom Herrn aus der Knechtschaft des Bösen befreit worden war; die ihm nachfolgte und ihm diente; die ihm über den Tod hinaus die Treue gehalten hat: Sie wird vom auferstandenen Herrn berufen, den Jüngern die Auferstehungsbotschaft zu künden. Ihr Bekenntnis wird in alle Ewigkeit nicht untergehen: „Ich habe den Herrn gesehen.“ In Hildesheim ist ein Bild aus dem 12. Jahrhundert zu sehen, auf dem Maria Magdalena den Aposteln predigt, d.h. die Osterbotschaft verkündet.

Ihr Glaube an den auferstandenen Herrn ist fest begründet. In ihm wird sie fortan leben und sterben. Sie hält sich zu den Jesusjüngern. Sie wird Mitglied der Jerusalemer Urgemeinde, zusammen mit der Mutter Jesu und anderen Jüngerinnen Jesu. Die Apostelgeschichte vergisst nicht zu erwähnen, dass die Apostel einmütig im Gebet verharrten „mit den Frauen“. Unter ihnen stand zweifellos nach Maria, der Mutter des Herrn, Maria Magdalena. Sie eröffnet jene endlose Reihe tapferer Frauen, die ihren Glauben gegenüber einer feindseligen Welt ungescheut und standhaft bekannt haben. Sie ist die Ahnherrin jener unabsehbaren Schar edler Frauen, die der Kirche, den Priestern in 2000 Jahren Kirchengeschichte selbstlos und selbstvergessen beigestanden haben. Maria, die Mutter des Herrn, konnte im Rückblick auf ihre Erwählung und im Ausblick auf ihre kirchliche Verehrung jubeln: „Von nun an werden mich selig preisen alle Geschlechter.“ Wir dürfen es wagen, hinzuzufügen: Auch von Maria Magdalena wird der dankbare Lobpreis nicht aufhören, solange das Evangelium von Jesus dem Nazarener auf diese Erde verkündigt werden wird. Maria Magdalena gehört zu den Frauen, die den Ruhm des weiblichen Geschlechtes begründet haben. In Speyer steht das Kloster Sankt Magdalena. Gott hat es seit 1228 800 Jahre ununterbrochen erhalten. In ihm haben Generationen gottgeweihter Frauen dem Herrn und den Menschen gedient. Sie stehen in der Nachfolge jener großen Frau, die den Aposteln verkünden durfte: Ich habe den Herrn gesehen.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Die heilige Mutter Anna

25.07.2021

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Der Name Anna war in Israel häufig. Die Schriften des Alten Bundes stellen uns manche bedeutende Trägerinnen dieses Namens vor. Anna war die Frau des Ephraimiten Elkana (1 Sm 1,2). Sie war lange kinderlos, aber sie erbat von Gott einen Sohn und wurde die Mutter Samuels (1 Sm 1,5ff.), des großen Priesters, Propheten und Richters. Ihr herrliches Gebetslied (2,1ff.) ist von prophetischem Geist getragen, wie Anna überhaupt ein Vorbild Marias ist. Anna, die Tochter Phanuels, war eine Prophetin. Sie wurde gewürdigt, den Heiland bei seiner Darstellung im Tempel zu schauen. Sie gehört zu den ersten bewussten Zeugen der angebrochenen messianischen Zeit (Lk 2,36ff.). Der Name der heiligen Mutter Anna, deren Fest die Kirche am 26. Juli begeht, wird im Neuen Testament nicht genannt. Er taucht erst in dem legendenhaften Jakobusevangelium auf. Das Protevangelium Jacobi aus der zweiten Hälfte des 2. Jahrhunderts ist der Ausgangspunkt der Legenden über die Eltern Marias. Nach langer Unfruchtbarkeit empfing Anna von Joachim eine Tochter, Maria, die als gottgeweihte Jungfrau im Tempel zu Jerusalem aufgezogen wurde. Die Legende setzte sich trotz Widerspruchs durch Augustinus und Hieronymus durch. Eine Legende ist auch ihr Trinubium, wonach Anna eine zweite Ehe mit Kleophas und eine dritte Ehe mit Salomas einging, jede mit Nachkommen (Hl. Sippe). Nach Visionen der Maria von Agreda (+1665) soll Anna zu den beim Tod Christi Erstandenen gehört haben. Eine Reihe phantastischer Annaschriften musste die Kirche verbieten. Wir brauchen uns nicht an unbeglaubigte Erzählungen zu halten, um St. Anna verehren zu können. Die Tatsachen sagen uns genug aus.

Anna heißt „die Begnadete“. Sie hat diesen Namen wahrlich verdient, weil sie von Gott gewürdigt wurde, die Mutter seines Sohnes zu gebären, als in der Fülle der Zeit Gottes Sohn eine menschliche Natur annahm. Es ist viel zu sagen: von ihrem geduldigen Warten, ihrer Ergebung in den Willen Gottes, ihrer tiefen Verbundenheit mit Gott im Gebet, ihrer Wertschätzung des Kindes, ihrem vorbildlichen Familienleben. Maria ist das Meisterwerk Gottes. Aber wir dürfen vermuten, dass Anna als Mutter Maria Anteil hatte am Wachstum und der geistigen Entwicklung Mariens. Wie wird sie mit ihrer Tochter gebetet haben, wie wird sie sorgsam alles ferngehalten haben, was ihr hätte schaden können! St. Anna wusste: Das Kind ist eine Gabe Gottes, ist aber auch eine Aufgabe Gottes. Es besteht kein Zweifel, dass sie ihre Tochter Maria im Glauben an den alttestamentlichen Gott erzogen und sie das Beten gelehrt hat. Das Beten muss das Kind auf dem Schoß der Mutter lernen. Wir können nicht abwarten, ob später das Leben die Kinder zur Religion erzieht. Nein, die Religion muss zum Leben erziehen. St. Anna kann uns eine Lehrmeisterin des Gebetes sein. Was benötigen wir heute mehr als gute katholische Mütter? Wir katholischen Christen brauchen keinen eigenen Muttertag. Wir haben ihn seit Jahrhunderten. Es ist das Fest der heiligen Mutter Anna, der Mutter der Mütter aller Christen. Möge sie durch ihre Fürbitte helfen, dass auch in unserer Gemeinde begnadete Mütter heranwachsen, Mütter voll Annageist und Annagesinnung! Nicht nur Augustinus, auch viele andere müssen sprechen: „Alles, was ich bin, verdanke ich meiner Mutter.“ In der Tat verdanken viele gläubige katholische Christen ihren Glauben ihrer Mutter und ihrer Großmutter. Im Koffer eines

Missionars fand man nach dessen Begräbnis ein Myrtenkränzlein mit folgenden Zeilen aus der Hand des verstorbenen Priesters: „Das ist der Hochzeitskranz meiner Mutter. Ich habe ihn immer in den verschiedenen Ländern auf Reisen über Land und Meer mitgenommen, zum Andenken an jenen heiligen Augenblick, wo meine Mutter am Altare nicht nur die Treue, sondern auch Ehrbarkeit gelobt hat. Sie hat den heiligen Schwur gehalten. Sie hatte den Mut, nach dem neunten Kinde auch noch mich zu haben. Ihr verdanke ich nach Gott mein Leben und meinen Priesterberuf. Hätte sie mich nicht haben wollen, wäre ich nicht Priester und Missionar geworden und hätte nicht in neun Sprachen so viel für die unsterblichen Seelen arbeiten können. Legt mir den Hochzeitskranz meiner Mutter ins Grab, darum bitte ich den Finder!“

Anna ist nicht nur die Mutter Mariens; sie ist auch die Großmutter unseres Heilandes. In St. Anna ist die Großmutter auf die Altäre erhoben worden. Der Heiligenschein über dem Haupt der heiligen Anna strahlt auf alle echt christlichen Großmütter aus. Großmutter unseres Herrn und Mutter Mariens zu sein ist eine sehr hohe Auszeichnung, sodass die Liturgie und die Andacht nicht von ihr schweigen dürfen. Was ist es doch Großes um eine gute Großmutter! Sie ist die sicherste Zuflucht in der Familie in allen Ängsten des Daseins. Was hat sie nicht alles erlebt und erduldet! Von ihrer Lebensweisheit teilt sie aus wie von einem unerschöpflichen Schatz. Wie viele Schritte und wie viele Arbeiten macht sie noch, um zu helfen, zu heilen und zu trösten! Wie oft sind es die Großmütter, die den Enkelkindern die christlichen Gebete und die Glaubenswahrheiten lehren! Wo die eigene Tochter oder die Schwiegertochter versagt, da steht oft die Großmutter auf der Wacht, um am Enkelkind gutzumachen, was sie vielleicht selbst an ihren Kindern vernachlässigte. Als ich vor 77 Jahren in einem schlesischen Kinderlandverschickungslager 70 Jungen aus dem Berliner Wedding zu betreuen hatte, lud ich die wenigen katholischen Jungen ein, mit mir den Gottesdienst zu besuchen. Einer von ihnen offenbarte mir: „Meine Oma hat immer darauf gedrungen, dass ich in die Kirche gehe.“ Die Großmutter wollte ihrem Enkel die Religion erhalten, nicht die Mutter. Darum gilt: Ehrt die guten Großmütter; sie sind wie geheimnisvolle Priesterinnen unseres Volkes; sie knien in den Kirchenbänken, in den Händen den Rosenkranz und das Gebetbuch.

Anna ist von Anfang an in der Kirche verehrt worden. Kaiser Justinian ließ noch vor 550 in Konstantinopel eine Annakirche errichten. Die Anna-Verehrung erreichte ihren Höhepunkt im Spätmittelalter. Luther war in seiner katholischen Zeit ein Verehrer der hl. Anna. Während eines schweren Gewitters am 2. Juli 1505 machte der Student der Rechtswissenschaften in Erfurt der hl. Anna das Gelübde, ein Mönch zu werden. Er trat in das Kloster der Augustinereremiten ein. Nach seinem Abfall vom Glauben eiferte er gegen die Verehrung Annas. Der öffentliche, vom Heiligen Stuhle genehmigte Kult der hl. Anna datiert erst vom Jahre 1378, wo Papst Urban VI. ihn den Engländern gestattete. Gregor XIII. bestätigte am 1. Mai 1584 das Fest für den 26. Juli. Gregor XV. erhob den Annentag zum gebotenen Feiertag (1623). Das römische Martyrologium enthält nur den lapidaren Satz am 26. Juli: Heimgang der heiligen Anna, der Mutter der Gottesgebälerin Maria. Das gläubige Volk betet zu Sankt Anna und preist sie mit Liedern. Sankt Anna, voll der Gnaden, du Bild der Heiligkeit, gepriesen sei dein Name jetzt und in Ewigkeit. Wir loben dich, Sankt Anna, heil'ge Mutter Anna, Sankt Anna, bitt' für uns! Ihr Engelein vom Himmel, kommt, helfet uns preisen: Jesus, Maria Joseph, Sankt Joachim und Anna! Die Verehrung der heiligen Mutter Anna ist im gläubigen Volk nicht erloschen. Auch heute noch gibt es Verehrerinnen der hl. Mutter Anna. Auf dem abgelegenen Teil eines Friedhofs traf ein Priester eine Frau an einem Grabe, das wenig gepflegt war. Er sprach sie an, und im Laufe des Gespräches erfuhr er von ihr: „Meine Mutter hatte den schönen Taufnamen Anna. Ihr Grab kann ich wegen der Vertreibung aus der Heimat nicht besuchen. So gehe ich alle Jahre am Annatag auf den Friedhof und suche mir ein Grab, in dem eine Tote ruht, die Anna heißt. Ich bete für sie und meine verstorbene Mutter.“ Der Priester entgegnete der Frau: „Das ist katholisch gedacht. Gott wird Sie auf die Fürbitte der heiligen Mutter Anna dafür segnen.“ Der Annatag ist der Festtag der Frauen und Mütter. Stets werden zu ihr beten die kinderlosen, die hoffenden Frauen und die glücklichen Mütter. Die Ehegatten, die Väter, die Söhne und Töchter können den Annatag ebenfalls mitfeiern, indem sie für ihre Gattin und Mutter beten, ihr an diesem Tag die Arbeit abnehmen und ihr eine Freude machen. Vergessen wir auch nicht die Großmütter! Jeder weiß, was sie für die Familie bedeuten.

Seit Jahrhunderten wird Sankt Anna in unseren Landen hoch verehrt. Annaberger, Annakirchen und -kapellen, Annaaltäre, Bilder, Plastiken und Statuen der Mutter Anna zeugen ebenso von ihrer großen Verehrung wie St. Anna-Bruderschaften und -Prozessionen, Lieder und Gebete. Überall in erzeihen, vor allem silberreichen Gebirgen findet man Annakirchen und -kapellen. Annaberg im westlichen Erzgebirge wurde nach Aufdeckung der stark silberhaltigen Erzgänge 1492 als Bergbauort planmäßig angelegt. 1501 wurde er nach der hl. Anna, der Patronin der Bergleute, St. Annaberg benannt. Die Stadtkirche hatte ebenfalls den Namen St. Annen. Mehrere Wallfahrtsorte tragen den Namen der hl. Anna. Der Annaberg bei Lilienfeld in Niederösterreich ist eine Vorstation vor Mariazell. Der Annaberg bei Sulzbach in der Oberpfalz birgt eine wundertätige Statue Anna Selbdritt. Der Annaberg bei Leschnitz war Hauptheiligtum und religiöses Zentrum Oberschlesiens. Dort stehen die Gnadenkirche der hl. Anna und der Kalvarienberg. Das Gläubige Volk sang das Wallfahrtslied zum Annaberg:

Sankt Anna, hohe Frau,  
 beschütze und segne uns gnadenreich,  
 die Kranken und Schwachen  
 mach kräftig und gesund.  
 Bewahre uns vor Kummer  
 und Unglück jede Stund.  
 O höre der Wallfahrer frommes Gebet,  
 heilige Mutter vom Annaberg.

Reliquien der heiligen Anna wurden jahrhundertlang vom gläubigen Volk verehrt. Das Haupt der hl. Anna wurde in der Stephanskirche zu Mainz aufbewahrt. Ein Steinmetz entwendete es und brachte es nach Düren (1501). In dem Streit zwischen Mainz und Düren blieb die Reliquie mit päpstlicher Zustimmung in Düren. Sie wurde in der Annakirche aufbewahrt. In Frankreich stand die Verehrung der hl. Anna jahrhundertlang in Blüte. Die Bewohner der Stadt Bern erhielten im Jahre 1518 aus Frankreich eine Reliquie der hl. Anna. Ihre Überbringung gestaltete sich zu einem wahren Triumphzug. Mit großer Ehrfurcht und Andacht zogen Geistlichkeit und Rat dem Überbringer der Reliquie bis zum oberen Tor entgegen. Der Tag war ein Freudenfest für die ganze Stadt. In Beaupré steht das größte Anna-Heiligtum der Erde. In Auray befindet sich das größte Anna-Heiligtum der Bretagne. Die Wallfahrtskirche in München-Harlaching ist der heiligen Mutter Anna geweiht. Dort wird der St.-Anna-Dreißiger gehalten. Es ist dies eine Andachtsübung zu Ehren Annas. Vom 8. September an betet man 30 Tage zur heiligen Anna. An der Stadtpfarrkirche St. Anna in München-Lehel besteht noch heute die St.-Anna-Bruderschaft. Die Anna-Kirche in Rom ist die Pfarrkirche des Vatikans, gleichzeitig die Kapelle der Schweizer Gardisten, die den Papst schützen. Apt im Departement Vaucluse besitzt eine dreischiffige Kathedrale St. Anna aus dem 11./12. Jahrhundert. Angeblich fand man in deren Krypta Ende des 9. Jahrhunderts die Gebeine der hl. Mutter Anna. Seither genoss Anna dort die größte Verehrung. Die Königin Anna von Österreich, Gemahlin Ludwigs XIII., ließ für sie eine prunkhafte Kapelle bauen. Ste-Anne-d`Auray ist ein berühmter Wallfahrtsort in der Bretagne seit Anfang des 17. Jahrhunderts. Königin Anna von Österreich schenkte zum Dank für die Geburt ihres Sohnes Ludwig XIV. dem Ort eine Reliquie der hl. Anna, die sie von Apt erhalten hatte.

Das gläubige Volk hat sich vielfältig unter den Schutz der hl. Mutter Anna gestellt. Anna ist Patronin der Bergleute, der Schiffer und anderer werktätiger Stände, der Mütter und der Ehe, der Witwen und der Armen. Sie wird angerufen im Besonderen von Gebärenden und um Kindersegen und gegen Gewitter. Der Dienstag ist Anna geweiht. Der Annatag am 26. Juli ist Merktag für Wachstum und Wetter, mancherorts mit Bräuchen und Volksfesten verbunden. Alte Wetterregeln zeigen die Verbundenheit des Bauern mit ihrem Festtag: „Ist St. Anna erst vorbei, kommt der Morgen kühl herbei.“ – „Wenn an St. Annen die Ameisen aufwerfen, gibt es einen strengen Winter.“ – „Ist St. Anna klar und rein, wird bald das Korn geborgen sein. Ist sie regenreich, wird es sicher nicht sogleich.“ Viele religiöse Genossenschaften und Vereine haben Anna zu ihrer Patronin erkoren. Anna ist Patronin von Neapel, Florenz und Innsbruck. Pius X. erklärte Anna zur Patronin der Bretagne. Anna wird auf

Bildern und Statuen häufig dargestellt, meistens als Anna Selbdritt. Anna Selbdrittbilder sind Darstellungen der Mutter Anna als bejahrter Frau, meist sitzend, auf ihren Armen rechts und links oder auf ihrem Schoße bzw. ihren Knien die jugendliche Maria und das Jesuskind haltend. Die heilige Birgitta, deren Ehe Gott mit acht Kindern gesegnet hatte, war eine große Verehrerin der hl. Anna. Ich halte es für undenkbar, dass das Vertrauen, das seit 2000 Jahren der Mutter Mariens und Großmutter Jesu zugewendet wird, grundlos sein könnte. Wenn sich die heilige Anna nicht als wohltätige und milde Helferin ihrer Verehrer erwiesen hätte, wäre ihre Verehrung längst zusammengebrochen. Viele bedeutende Frauen haben den Namen Anna getragen. Vor allem beim Hochadel war er beliebt und gebräuchlich. Anna, Tochter des Königs von Dänemark, heiratete 1589 König Jakob VI. von Schottland, der seit 1603 zugleich König von England war. Schon in der Jugend war sie mit der katholischen Lehre bekannt geworden. In Schottland konvertierte sie zum katholischen Glauben, den sie freilich öffentlich nicht bekunden durfte. Die Landgräfin Anna von Hessen (1836-1918), Tochter des Prinzen Karl von Preußen, war vermählt mit Landgraf Friedrich von Hessen. Seit einer Begegnung mit Bischof Ketteler von Mainz (1866) hegte sie eine starke Neigung zur katholischen Religion. Am 9. Oktober 1901 trat sie zu ihr in Fulda über. König und Kaiser Wilhelm II. schrieb ihr in einem Absagebrief: „Das Haus Hohenzollern stößt Eure Königliche Hoheit aus und hat Ihre Existenz vergessen.“ Sie lebte fortan der Frömmigkeit und dem Wohltun, der Nachfolge des hl. Franziskus beflissen, dessen III. Orden sie angehörte. Der Fuldaer Dom birgt ihr Grab. Schließen wir uns den unabsehbaren Scharen der Verehrer und Verehrerinnen der hl. Anna an und rufen wir: Heilige Anna, Mutter Mariens und Großmutter Jesu, bitte für uns, dass wir dir in einem heiligen Leben folgen und mit dir in der Ewigkeit vereint sein mögen!

Amen.



Prälat Prof. Dr. Georg May

Maria (1)

Die Magd des Herrn

01.08.2021

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Wir katholischen Christen sind Marienverehrer. Wir sind es nicht aus Lust oder Laune, wir sind es auch nicht aus Tradition und Gewohnheit. Wir sind es, weil Gott selbst ein Marienverehrer ist. Er hat ihr die Titel gegeben, unter denen wir sie anrufen; er hat ihr die Gaben geschenkt, deretwegen wir sie preisen; er hat ihr Leben gelenkt, das sie uns zum Heile geführt hat. Der erste aller Titel, die Maria führt, heißt: die Magd Gottes. Gott hat ihr diesen Titel gegeben. Was heißt das, eine Magd Gottes zu sein, wie denkt Gott über den Dienst einer Magd? Gott hat eine Tafel der Werte. An der ersten Stelle dieser Tafel steht der Knecht, die Magd Gottes. Gott hat in die vernunftlosen Geschöpfe seinen eigenen Gedanken und seinen eigenen Willen hineingelegt. Der Gedanke Gottes wirkt und leuchtet in ihnen. In den Gesteinen und in den Sternen, in den Blumen und Tieren waltet der Gedanke Gottes, wirkt in ihnen, treibt sie zu ihrer Tätigkeit. Gott schafft in ihnen. So ist es mit den vernunftlosen Geschöpfen, die kein eigenes Denken und kein eigenes Wollen haben. Anders steht es mit den vernunftbegabten Geschöpfen. Sie sind fähig zu eigenen Gedanken und zu eigenem Wollen. Sie können eine eigene freie Tat setzen und einen eigenen freien Echtschluss hervorbringen. Sie sind in gewisser Hinsicht gottähnlich, weil sie eine schöpferische Macht in sich tragen. Wenn nun ein solches freies Geschöpf hingeht und Gottes Gedanken in sich aufnimmt, so dass Gott aus ihm wirkt, dann hat ein solches Geschöpf die Höchstleistung der Schöpfung vollbracht. Solche Geschöpfe, deren Gedanken göttliche Gedanken sind, deren Ratschlüsse Gottes Ratschlüsse sind, deren Wollen Gottes Willen ist, die sind Knechte und Mägde Gottes.

Wenn Gott auf die Erde kommt und eine geschöpfliche Natur annimmt, dann kann er nur ein Knecht Gottes werden. Er kann nichts anderes tun als Gottes Gedanken in sich aufnehmen und sie verwirklichen. So ist es in der Tat geschehen: Als Gott ein Mensch geworden ist, hieß der Name, den er trug: Knecht Gottes. Weil er sich erfüllt hatte mit dem Gedanken Gottes, weil er sich bewegte nach dem Willen Gottes, war er der „Knecht“ einfachhin. Jesus ist der Gottesknecht zunächst im Sinn des gehorsamen Gerechten, der den Willen Gottes restlos erfüllt. Sodann ist er der Gottesknecht im Sinne der Gottesknechtverkündigung des Propheten Isaias. Er ist der Leidensmessias, der sein Leben als Lösegeld für die sündige Menschheit hingibt. Hinter dem Muss seines Leidens sah Jesus den in der Schrift geoffenbarten Willen Gottes. Die Urgemeinde hat Jesus zuerst unter dem Namen Knecht Gottes (Mt 12,18; Apg 3,13.26) verehrt. Die Bezeichnung Jesu als der Gottesknecht gehört der ältesten Überlieferung an. Sie starb jedoch bald aus. Denn sie war einem subordinatianischen Missverständnis ausgesetzt Man hätte denken können, dass er ein zweiter, ein nachgeordneter, ein geringerer Gott als der himmlische Vater sei. Diesen Irrtum wollte man vermieden sehen. Wenn nun Jesus, der Sohn Gottes, als besonderen Ehrentitel den Namen trug „Knecht des Herrn“, sollte da nicht seine Mutter, die ihm am nächsten stand, in einem ganz besonderen Sinne die Magd Gottes heißen? Gott hat bei dem Propheten Isaias ein Lied von seinem Knecht singen lassen, ein stolzes Lied, mit dem

Gott selber seinen Knecht gepriesen hat: „Siehe da, mein, Knecht, der da kommen und meinen ganzen Willen tun wird.“ Sollte nicht ein ähnliches Lied in dem Gedanken Gottes gesungen worden sein auch der Magd Gottes, die kommen wird: „Siehe da, die Magd des Herrn, die meinen ganzen Willen tun wird, die nur leben wird nach meinem Worte“? Sollte das nicht der allererste Gedanke Gottes gewesen sein von Ewigkeit her, wenn er an dieses Geschöpf dachte, das er da schaffen wollte. Wird ihm nicht die göttliche Freude aufgeleuchtet sein und wird er nicht gesprochen haben: Siehe da, eine Magd will ich mir schaffen, wie es sonst keine mehr gibt.

Wusste Maria etwas davon, was sie sein sollte? Entsprach ihre Gesinnung der Bestimmung, die Gott für sie vorgesehen hatte? Maria erfuhr von dem Engel, wozu sie von Gott ausersehen ward, zu der erhabensten Würde, die einem Menschen zukommen kann, dass sie Gottes Sohn gebären sollte. Sie ist erschrocken vor der süß erschreckenden Ahnung: Er hat mich angeschaut, seine arme Magd. Ja, er hat sie angeschaut, der Allheilige. Wie eine erdrückende Last senkt sich die Gunst des Himmels auf Maria herab. Niemand hat einen Auftrag bekommen so groß wie Maria. Von ihrer Antwort wird der Lauf des Himmels und der Erde bestimmt werden. Dieser Augenblick ist groß wie keiner mehr. Darum überlegt sie und merkt auf, was der Engel sagt. In ihr ist ruhige Überlegung. Aber schon steigt das Jawort auf in ihrem Herzen. Sie kann nicht anders. Sie wird Mutter werden. Es wird geschehen nach seinem Wort. Eine solche Botschaft ist noch nicht gehört worden, und Maria versteht auch jetzt noch nicht alles. Aber sie darf überlegen und erwägen. Was die Propheten gesagt, was in leuchtender Ferne gestanden, das ist nun auf einmal erschreckend nahe, und es sieht aus wie die Erfüllung und die Fülle der Zeiten. Was gibt sie zur Antwort? Ein ganz kurzes, ein ganz einfaches Wort: „Siehe, ich bin ja die Magd des Herrn, also geschehe mir nach deinem Worte.“ Die Magd des Herrn, so nennt sie sich selbst. Woher hat sie erfahren, dass der erste Gedanke Gottes über sie geheißen hat: die Magd des Herrn? Aus einer geheimen Geistesverwandtschaft mit Gott errät sie den Gedanken Gottes. Sie fühlt, was Gott sie nennen will, und sagt: Ich bin die Magd Gottes. Nach diesem Wort hat sie gelebt. Sie hat sich als Magd Gottes bewährt. Ich bin die Magd des Herrn, also geschehe mir nach deinem Wort. Sie stellt Gott gleichsam eine Vollmacht aus für alle Fälle, für alle seine Ratschlüsse, für alle Heimsuchungen. Sie gibt ihm eine Blankovollmacht in die Hand: Ich bin ja deine Magd, also brauche ich gar nicht näher zu wissen, was du mit mir vorhast. Es geschehe mir nach deinem Worte. Wenn sie nur weiß, dass Gott etwas will, dann ist sie schon bereit. Sie vermisst sich wirklich, sich Gott anzuvertrauen, sich den Ratschlüssen Gottes von vornherein, gleichsam blindlings, zu überlassen. Sie gibt Gott gleichsam mit einem einzigen Federstrich Vollmacht über ihr Leben: Ich bin deine Magd, also geschehe mir nach deinem Worte. Und so hat sie auch gelebt. Sie hat in ihrem Innern ein reiches Leben geführt. Sie ist keine träge, stumpfe Kreatur. Sie ist eine tätige, eine tatkräftige, eine entschlossene Jungfrau. Sie steigt nicht bloß auf das Gebirge von Judäa. Sie geht auch über den Kalvarienberg, wenn es sein muss. So dient sie Gott wirklich wie eine Magd, die kein eigenes Wort kennt, die keinen eigenen Willen hat. Alles in ihr ist voll starkem Willen, aber dieser starke Wille gehört nur ihrem Herrn. Es ist ihr gewiss nicht immer leicht geworden, den Ansprüchen und Fügungen ihres Sohnes sich zu unterwerfen. Sie hatte ihre Ölbergstunden, sie fühlte die bittere Frage: Warum? Sie brauchte jedoch nur zu hören: „Ich muss in dem sein, was meines Vaters ist“, dann schwieg sie sofort, dann gab es für sie keine Frage mehr. Dann hat sie nur ein Wort gewusst: Mir geschehe nach deinem Worte. So vollkommen hatte sie die Gesinnung der Magd Gottes. So ist eine Magd Gottes. So ist die Mutter, die den Knecht Gottes geboren hat. Der hl. Augustinus sagt: „Die Mutterschaft hätte der Jungfrau nichts genützt, wenn sie nicht Christus mehr noch im Geiste als im Fleische getragen hätte.“

Ihr ganzes Leben war ein Magddienst. Sie hat Gott in ihrem Schoß getragen, und Mutter Gottes nennen wir sie. Maria darf den, welchen der himmlische Vater als seinen geliebten Sohn bezeichnet, ebenfalls ihren Sohn nennen; denn der eine Jesus Christus ist beider Sohn, ganz der Sohn der Jungfrau, wie er ganz der Sohn des himmlischen Vaters ist. Da ist in ihr der Beruf der Magd ganz leibhaftig erfüllt worden. Diese Magd ist so vollkommen, dass sie das ewige Wort Gottes persönlich in sich trägt, dass sie ganz erfüllt ist mit dem Heiligen Geist, der über sie gekommen ist, um sie zur Mutter zu machen. Sie hat Gott auf die Erde gezogen durch ihren Magddienst. Ist das noch ein Magddienst? Ist das nicht vielmehr ein Herrschen? Ist sie nicht eine Herrscherin geworden über Gott selber, da sie den menschengewordenen Gott in ihren Armen trug, da sie ihn pflegte, da er auf sie ange-

wiesen war? In Bethlehem, in Ägypten? Und was hat sie alles für uns getan durch ihren Magddienst! Sie hat uns den Erlöser geschenkt. Ihr verdanken wir Jesus, unseren Heiland, ihr verdanken wir auch seinen Leib, sein Blut, sein Herz. Ist das noch Magddienst? Freilich, mit irdischen Augen gesehen, hat Maria nichts geleistet als einen Gekreuzigten zur Welt gebracht zu haben. Mit irdischen Augen gesehen, ist sie nichts gewesen als eine Schmerzensmutter, eine heimgesuchte Frau. Aber sie hat geglaubt an ihren Sohn, an ihren Beruf als Magd des Herrn und darum hat sie gesungen: „Es preist meine Seele den Herrn. Selig preisen mich alle Geschlechter“, weil sie geglaubt hat.

Maria war die Magd des Herrn, weil sie seine Dienerin war. Ihre Aufgabe war der Dienst; er war auch ihre Größe. Damit hat sie uns gezeigt, was wir sein und wie wir handeln sollen: Diener und Dienerinnen Gottes und um Gottes willen Diener und Dienerinnen der Menschen. Die Apostel des Herrn werden nicht müde, uns zum Dienst aufzurufen. „Ja, ihr seid zur Freiheit gerufen, Brüder, nur sei die Freiheit nicht Anlass für das Fleisch, sondern dienet einander in Liebe“ (Gal 5,13). So schreibt Paulus an die Gemeinde in Galatien. „Dienet einander als gute Verwalter der mannigfaltigen Gnade Gottes“ (1 Petr 4,10) schreibt Petrus an die „auserwählten Fremdlinge“ in den Provinzen Kleinasien. Sie haben damit nur die Weisung des Herrn aufgenommen. „Ihr wisst, dass die Herrscher der Völker den Herrn spielen über sie und die Großen sie ihre Macht spüren lassen. Nicht so soll es unter euch sein. Sondern wer unter euch groß sein will, der sei euer Diener. Und wer unter euch der Erste sein will, der sei euer Knecht“ (Mt 20,26). Unser aller Leben steht vor der Wahl: entweder ein Knecht und eine Magd Gottes sein oder ein Selbstversorger, ein Genussmensch werden. Die Weltmenschen verspotten uns als die Dummen, weil wir um Gottes Willen auf die Annehmlichkeiten und Genüsse dieses Lebens verzichten. Aber wir sind nicht dumm, sondern weise. Wir wissen, was Gott von uns erwartet: den Dienst, das Opfer. Wir rechnen nicht mit den paar Jahren auf dieser Erde. Wir schauen aus nach Ewigkeiten. Auf ewig bleibt gültig die Antwort, die der katholische Katechismus auf die Frage: Wozu sind wir auf Erden? gibt: Wir sind auf Erden, um Gott zu dienen. Wir dienen Gott, indem wir ihn lieben und seine Gebote halten. Gott ist nicht kleinlich, nicht sparsam weder in seinen Gnaden noch in seinen Forderungen. Von seinen Lieblingen, den besonders begnadeten Menschen fordert er am meisten. Seine Lieblinge sind es, die auch seine Knechte und Mägde in besonderem Maße sein müssen. So müssen auch wir an den Sinn des Dienstes Gottes glauben, dass es einen Sinn hat und dass es den besten und höchsten Sinn hat: ein Knecht, eine Magd Gottes zu sein. Dann können wir auch von unserem Leben sagen, es sei selig zu preisen: Selig bist du, o Knecht Gottes! Selig seid ihr, Mägde Gottes, wenn ihr daran glaubt, dass es nichts Größeres gibt als zu sagen: Siehe, ich bin die Magd des Herrn, und: Es geschehe mir nach deinem Worte.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Maria (2)

Jungfrau und Mutter

08.08.2021

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Maria war eine Frau. Darin liegt der ganze Reichtum an natürlicher Begabung, die sie hatte. Dass sie eine echte, eine reine, eine starke, eine gütige Frau war, das war ihre natürliche Begabung. Diese Begabung lässt sich in zwei Worte fassen: Jungfrau und Mutter. Was ist eine Jungfrau? Was ist Jungfräulichkeit? Jungfräulichkeit im gewöhnlichen Sinn bedeutet zunächst nur die körperliche Unversehrtheit, und das ist etwas ganz Naturhaftes, eine Naturgabe. Aber die körperliche Unversehrtheit ist ein Sinnbild für die geistige, die seelische Unversehrtheit, für seelische Frische, für morgenfrische Schönheit. Jungfräulichkeit als Tugend besagt bei beiden Geschlechtern lebenslänglichen Verzicht aus sittlichen Beweggründen auf jegliche geschlechtliche Befriedigung. Die formelle, grundlegende Seite der Jungfräulichkeit liegt im inneren, wirksamen Entschluss zu völliger Enthaltbarkeit. Erst der sittliche Beweggrund „um des Himmelsreiches willen“ erhebt die geschlechtliche Enthaltbarkeit zur Tugend, also besonders das Motiv der ungeteilten Hingabe an die Gottes- und Nächstenliebe. Diese seelische Unberührtheit und Schönheit bedeutet, dass eine Seele noch so ist, wie sie aus Gottes Hand hervorgegangen ist, dass sich also noch kein Staub auf sie gelegt, dass nichts Niedriges, nichts Gemeines, nichts Gottwidriges sie berührt hat, dass noch keine Trübung ihres Glanzes an sie herangekommen ist. Wo solche Unberührtheit und Schönheit ist, da will sie sich auch erhalten. Sie wehrt sich gegen die Störung, sie kämpft gegen die Trübung, sie hat eine heilige Scheu, die erschrickt, wenn ihr etwas entgegentritt, was nicht Gott ist, und wäre es auch ein Engel. Maria erschrak, da der Engel zu ihr trat und sie grüßte, sie fragte voll zitternder Scheu, was dieser Gruß wohl bedeutete. So ist die jungfräuliche Seele: voll heiliger Zartheit, voll keuscher Scham, voll unberührbarer Scheu gegen jede Berührung der Erde. Maria ist und bleibt Jungfrau, vor, in und nach der Geburt. Der Bund Marias und Josephs war der allereingste von allen Vermählungen, die wir kennen. Aber sie haben sich nie anders berührt als mit zitternden Händen, mit Händen, die in Ehrfurcht zittern. Denn immer lag ein Meer zwischen ihnen. Immer lag Gott zwischen ihnen. Er verband sie und er trennte sie. Die jungfräuliche Seele will Gott allein gehören. So wie sie aus Gottes Hand hervorgegangen ist, so will sie auch in Gottes Hand zurückkehren, unberührt, unverbraucht, ungetrübt, unbeleidigt. Darum liegt in der Jungfräulichkeit immer ein gewisser himmlischer Zug zu Gott, ein gewisser himmlischer Drang, sich Gott zu weihen, Gott allein zu gehören. Dieser Drang liegt in jeder jungfräulich reinen Seele. Das ist Jungfräulichkeit. Was hat die Frau damit zu tun? In der Frau ist die Jungfräulichkeit am allerschönsten; da leuchtet sie am glänzendsten. In der Frau ist eine ganz besondere geheimnisvolle Anlage zu dieser jungfräulichen Unberührbarkeit. Die Frau wird dadurch am kostbarsten, am strahlendsten. Maria war eine Jungfrau in diesem geistigen, gnadenvollen, übernatürlichen Sinn, wie es sonst keine menschliche Frau gegeben hat. Gott selbst hatte diese Jungfrau sich erwählt, sie als sein Eigentum geweiht von Ewigkeit her; als seine Seele, die ihm allein gehört und dient.

Dazu tritt ihre Mütterlichkeit. In keiner anderen Frau sind die beiden Vorzüge vereinigt: Jungfräulichkeit und Mütterlichkeit. Sie allein war auch körperlich Jungfrau und Mutter zugleich, weil sie auch geistig Jungfrau und Mutter zugleich war, in vollkommenem Grade eine vollkommene Mutter. Woher wissen wir, dass sie eine so vollkommene Mütterlichkeit hatte? Weil sie die Mutter Gottes sein sollte. Wenn Gott eine Mutter braucht, dann muss es eine Mutter sein, die diesen Namen verdient, eine ganz gute und eine ganz vollkommene Mutter. Die Mutter, die er erwählte und ausrüstete, hat den Begriff der Mütterlichkeit erschöpft. Was ist im Begriff der Mütterlichkeit enthalten? Es sind vier Eigenschaften: eine Mutter ist reich, eine Mutter ist stark, eine Mutter ist milde, eine Mutter ist treu.

Eine Mutter ist reich. O, wer weiß das nicht. Und wenn sie betteln ginge durch die Straßen, solange sie eine wahre Mutter ist, dann ist sie unendlich reich, denn sie ist geradezu unerschöpflich. Wann hat man je gesehen, dass einer wahren Mutter die Liebe ausgegangen wäre? Wann hat man je gehört, dass sie nicht mehr erfinderisch gewesen wäre in zahllosen kleinen und großen Liebeswerken? O, eine Mutterseele ist nicht zu erschöpfen, so reich ist sie. Maria war reich, so reich am Willen zu helfen, dass er selbst nach außen ausströmte. Selbst auf fremde Menschen, wie diese Brautleute von Kana, ging noch etwas über, der Wille zu sorgen; der erfinderische Blick, das hellseherische Auge war in ihr. Sollte sie nicht unerschöpflich reich gewesen sein für ihr Kind? Sie weiß immer, was das Kind will. Aus ihrem Gesicht strahlt ihm Antwort auf alle seine Wünsche entgegen. Sie ist ihm stets überlegen mit ihrer Sicherheit, sie ist ihm überall voraus mit ihrer fraulichen Klugheit, denn nichts geht über die Klugheit einer liebenden Frau.

Eine Mutterseele ist stark. Stark bis in den Tod. Es gibt keinen Menschen, es gibt keinen Mann, es gibt keinen Helden, es gibt keinen Krieger, der so viel aushalten kann wie eine Mutter. Sie folgt ihrem Sohne, wohin er auch geht, in alle Bezirke seines Daseins; wohin selbst alle anderen Jungfrauen ihm nicht folgen können, dorthin folgt ihm die Jungfrau-Mutter. Er wird einmal fordern, dass man Vater und Mutter nicht mehr liebe als ihn. Er wird erst recht über alle Menschengemächte hinwegschreiten, über alle toten Gesetze, über alle starren Buchstaben, über alle schal gewordenen Gewohnheiten, über alle ausgeleerten Hülsen; er wird all das mit einem Druck seiner Hand zerknittern. Es wird sogar geschehen, dass er seiner Mutter wehtut mit seinem Herrentum. Er wird mit schweigender Ruhe ihr Mutterglück als Opfer fordern. Er wird Maria an manchen Punkt führen, wo auch sie ihn nicht mehr begreift. Aber Maria zweifelt keinen Augenblick daran, dass man ihn gewähren lassen muss, den unbegreiflichen Gott. Selbst die Gottesmutterchaft wird zu einem Magddienst. Maria sieht es und will sie doch tragen. Sie fügt sich in die Gesetze des Himmels. Sie ist klug und stark, sie, die schwache Frau. Die Männer der Erde werden über sie staunen, denn sie wagt es, Gottes Magd zu werden, so wie eine Mutter Magd ihres Kindes ist. Maria war eine solche Mutter. O, meine Freunde, es steht ein Wort im Evangelium, das uns allein schon beweist, dass sie stark war: „Es stand neben dem Kreuz seine Mutter.“ Sie stand aufrecht, sie war nicht vor übermäßigem Leid zusammengebrochen. Sie war stark, den furchtbaren Tausch anzunehmen, den ihr sterbender Sohn verfügte: für Jesus erhielt sie Johannes, für den Sohn Gottes den Sohn des Zebedäus, für den wahren Gott einen bloßen Menschen. Wenn sie einmal den geopfertem Leib ihres Sohnes wird halten dürfen, dann wird man sehen, dass sie seine Mutter ist. „Groß wie das Meer ist dein Schmerz.“ Auch in einigen wenigen Tropfen kann schon ein Meer enthalten sein, in den tropfenden Tränen, die aus Mutteraugen fließen. Und in diesen überfluteten Augen kann ein Leid stehen, das tief ist wie ein Meer. Und auch so schweigend und dunkel wie ein Meer ist dieses Leid. Es ist doch wahr, dass alles Glück und alle Schönheit, die je über der Erde stehen, aus einem blutgefüllten Kelch aufsteigen, und alle Geborgenheit, die wir finden, haben wir bei knienden Menschen, und alle Wärme, die uns wohltut, kommt von brennenden Kerzen.

Eine Mutter ist milde. Weil sie selbstlos ist, weil sie mitleidig ist, weil sie ihr Kind im Herzen trägt. Die Milde zeigt sich in Rücksichtnahme und Schonung, in Nachsicht und Sanftmut. Maria hat diese Tugenden und Haltungen besessen und bewährt. Wir kennen von ihr kein verletzendes oder scharfes Wort. Ihr Sohn, unser Herr, musste Verstocktheit und Heuchelei mit harten Worten geißeln. Seine Mutter mochte darunter leiden, aber aus ihrem Munde kam kein Wort der Verurteilung. Als ihr Sohn in Jerusalem zurückbleibt, fragt sie nur: Warum hast du uns das getan? Sie bittet nur um Aufklärung. Als sie diese empfängt, ist sie still und beruhigt. Die Jünger Jesu waren nahe daran, bei seiner Gefangennahme mit dem Schwert dreinzuschlagen. Die Mutter ihres Meisters war gewiss damit

einverstanden, dass er befahl, das Schwert in die Scheide zu stecken. Sie ist die Mutter eines Sohnes, der für seine Henker zum himmlischen Vater flehte: „Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun.“ Herrscher dieser Erde wissen um ihre Macht und lassen sie ihre Untergebenen spüren. Maria ist auch eine Herrscherin, die Königin des Himmels. Aber sie begegnet ihren Anvertrauten nur mit Wohlwollen und Warmherzigkeit. Denn sie ist die milde Königin. Mit Recht singt das gläubige Volk in Schlesien: Milde Königin, gedenke, wie's auf Erden unerhört, dass zu dir ein Pilger lenke, der verlassen wiederkehrt.

Die Mutter ist treu. Denn sie muss der längste Freund des Menschen bleiben. Sie muss bis in den Tod treu bleiben. Denn wenn ein Mensch von seiner Mutter verlassen ist, wer soll dann noch zu ihm halten? Darum hat Gott Treue in die Seele der Frau gelegt, wie in sonst keine Seele; sie ist treu, wie sonst niemand. Gott selbst hat die Treue der Mutter gerühmt als etwas Unerschöpfliches; er sagte: „Wenn selbst das Unerhörte, das Unglaubliche, das Unmögliche geschehen sollte, dass eine Mutter ihres Kindes vergäbe, dann würde doch ich, dein Gott, deiner nicht vergessen.“ Eine Mutter ist treu. Maria sinnt Tag und Nacht, was sie ihrem Kind noch tun könnte, und meint, es sei allzu wenig, was sie dem Kind tut. Aber sie ist seine treueste und beste Pflegerin. Sie ist seine Mutter, ein wenig traurig und bange, aber doch voll Kraft und unerschöpflicher Güte. Das Krippenkind hat sehr ernste Eltern. Der Vater im Himmel ist der große Schweiger, der Unerforschliche, der Unsichtbare, der in unnahbarem Lichte wohnt. Seine Mutter ist zwar eine Menschentochter, aber sie kennt den Vater dieses Kindes sehr gut, sie ist eine wohlgeratene Schülerin des ernstesten Gottes, der sie zu einem wahrhaft göttlichen Werk herangebildet hat. Sie ist eine vielwissende und bedenkende Mutter. Sie wird wohl nie viel mit ihm reden; und wenn es sein muss, in einem Sätzchen, in einer Frage zu ihm sprechen. Und wenn ihr Herz einmal ganz voll sein wird, dann wird ihr Mund gar nichts mehr sagen; er wird nur noch zucken unter dem Andrang ungeweinter Tränen. Maria war treu bis in den Tod. Als heldenmütige Mutter stand sie am Opferaltare ihres Sohnes, als das Schwert des Schmerzes ihre Seele durchbohrte. Und dabei milde und gütig. Dafür geben Zeugnis die tausend Schmerzenskapellen, die auf dem ganzen Erdenrund gebaut sind; in all diesen Schmerzenskapellen ist das Bild der Schmerzensmutter, die den toten Sohn auf dem Schoße hält; und alle Frauen der Erde, alle Mütter der Erde sehen zu ihr auf wie zu einem Vorbild, sehen zu ihr auf und werden stark und treu, wenn sie diese Mutter sehen. Wahrhaftig, wenn so große Treue schon von ihrem Bild ausgeht, wie treu muss diese Mutterseele gewesen sein, die den toten Sohn geborgen hat und ihn weitergetragen hätte. Eine Mutter trägt ihren Sohn bis zum Himmel hinauf. Peter Paul Rubens hat ein Bild der Kreuzabnahme Jesu gemalt. Man sieht darauf, wie die Mutter den einen oder anderen Dorn aus dem entseelten Haupt ihres Sohnes zieht, mit zarter und sicherer Hand, wie eben nur Liebende, wie nur Mütter einen Dorn herausziehen können.

Die jungfräuliche Mutter ist ohne Vorgängerin und Nachfolgerin. Im Glauben hat die Jungfrau empfangen, im Glauben hat sie geboren. „Selig, die du geglaubt hast. Denn erfüllt wird werden, was dir vom Herrn gesagt worden ist“ (Lk 1,45). Sie wird Mutter, sie bleibt Jungfrau. In gläubigem Vertrauen, dass Gott ihrem Bräutigam zur rechten Zeit Aufklärung über das Geheimnis geben werde, hat sie sich in der schweren Prüfung bewährt. „Ich bin eine Magd des Herrn. Mir geschehe nach deinem Worte.“ Ihre Seele ist entschlossen und fest. Sie wird ihr Jawort halten bis zum Ende.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Maria (3)

Die Aufnahme Marias in den Himmel

15.08.2021

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Unser Glaube bekennt: Maria ist mit Leib und Seele in den Himmel aufgenommen worden. Der Herr wollte sie auszeichnen vor allen Menschen und ihr im Himmel einen einzigartigen Dienst übertragen. Ihre Aufgabe ist wahrlich groß; sie ist die Mutter des Erbarmes. Eine solche Schar von Hilfe- und Schutz-Suchenden. Die ganze Christenheit will bei ihr geborgen sein, und so verschiedenartig sind ihre Anliegen, Bedürfnisse, ihre Nöte. Aber Maria sieht sie alle. Jeden einzelnen. Der Reihe nach schaut sie alle an. Ob ein jeder, der ihr befohlen ist, auch wirklich da ist, und wie sein Gebet lautet und wie es um seinen Leib und seine Seele steht. Alles sieht sie, denn Gott zeigt es ihr. Er hat sie bestellt zur Mutter der Menschheit. Das gläubige Volk begrüßt Maria als „Unsere liebe Frau von der Zuflucht“ und beweist dadurch, von welchem Vertrauen zu der himmlischen Mutter es erfüllt ist. Marias eigene Seele ist hilflos hingestellt vor den großen Gott und schwerbeladen mit dem Leid aller und der Sorge für alle. Maria gehört sich nicht selbst an, auch jetzt nicht, in ihrem Himmelreich. Soweit es möglich ist, schlagen alle Wogen des irdischen Leidensmeeres bis an ihre Seele heran, und die Wogen des Mitleids gehen über sie hin. Alle sind geborgen und befriedet unter ihrem weiten Mantel, auf ihr aber liegt die Verantwortung für sie. Es geht ihnen wirklich gut, allen, die bei ihr sind, besser als es ihrer Seele einstmals erging, die schon im Voraus alles Mutterleid und alle Kindersorge tragen musste. Denn sie hat alles gefühlt wie wir, sie hat alles erlebt wie wir. Gottes Ratschlüsse sind voll besorgniserregender Kühnheit. Das verheißene Kindlein ist zur Welt gekommen. Es ist der Sohn des Allerhöchsten, aber ein Kindlein ist es doch, schwach und hilflos wie ein Licht, das immerfort die schützenden Hände der Mutter braucht, damit es nicht erlischt. Jetzt schon in seinem Anfang ist es bedroht von der eigenen Kleinheit und Schwäche. Und was noch alles über dieses Kind kommen wird! Es ist ein maßlos schweres Leben, das mit dieser Geburtsstunde begonnen hat. Diese magdliche Mutter weiß: Im Dienste Gottes darf man sich nicht gehen lassen, darf man keinen Augenblick vergessen: Siehe, deine Magd! Diese hat nicht zu urteilen über sein Tun und Lassen. Er ist der Herr. Maria kennt alle, die vor ihr knien. Ihre Augen sind zuversichtlich und der Erhörung gewiss. Ob sie lächeln oder weinen, still oder laut, gelassen oder stürmisch, ihrer aller Herzensgebet ist doch immer: „Gedenke, o gütigste Jungfrau Maria, wie es noch nie erhört worden ist, dass einer, der zu dir seine Zuflucht nahm, deine Hilfe anrief, um deine Fürsprache flehte, jemals sei verlassen worden. So verschmähe auch nicht meine Worte, du Mutter des ewigen Wortes, sondern höre sie und erhöre mich.“

Die Aufgabe, die auf der begnadeten Jungfrau Maria lag, hat noch kein Ende erreicht. Ihre Tätigkeit hat sich nicht damit begnügen können, dass sie das Kindlein gebar und pflegte und dass sie es opferte unter dem Kreuze. Damit war ihre Tätigkeit noch nicht am Ende. Sie reicht vielmehr in die Ewigkeit hinein. Die begnadete Jungfrau-Mutter, die Magd Gottes, übt eine Wirksamkeit aus heute und morgen und in alle Zeit. Sie ist ihr von Jesus selbst übertragen. „Sieh, deinen Sohn“, spricht der sterbende Erlöser zu Maria. Wende ihm die Liebe und Sorge zu, die du mir zuwenden möchtest. Und

sieh in deinem Johannes die unermessliche Schar der Hilfsbedürftigen und Leidenden aller folgenden Jahrtausende. Maria hat dieses letzte Wort, das ihr Sohn an sie richtete, verstanden. Sie dient uns, die Magd Gottes. Aber wenn sie eine Magd Gottes ist, wie kommt sie dazu, unsere Dienerin und Helferin zu werden? Ach, Gott selbst braucht für sich keine Knechte und keine Mägde, er braucht sie nur für seine Geschöpfe. Weil diese Geschöpfe aufeinander angewiesen sind, weil sie einander dienen sollen, weil sie sich gegenseitig pflegen und betreuen sollen, darum hat Gott Knechte und Mägde berufen. Auf der höchsten Stufe des irdischen Lebens ist alles gegründet auf Dienst, auf Liebe, dass einer des anderen Last trage. Da braucht es einen Knecht und eine Magd Gottes, dass sie die Mühsal der anderen tragen. Wenn Maria berufen gewesen ist, als Magd des Herrn zu dienen, ist es ihre Aufgabe, von nun an bis zum Ende der Welt den Menschen zu dienen, wie nur eine Magd, eine Magd Gottes dienen kann.

Maria ist in die Schule ihres Sohnes gegangen; sie ist nach seinem Herzen gebildet worden. So hat sie dieses Eine, dieses Wesentliche am Geiste Christi gelernt, das er aussprach in dem ergreifenden Wort: „Mich erbarmt des Volkes.“ Sie muss dieses Erbarmen spüren, wie nur ein Frauenherz Erbarmen spüren kann. Erbarmen, Barmherzigkeit ist die Liebe zu dem bedürftigen, gefallenen, notleidenden Geschöpf. Sie sieht das Übel des anderen als eigenes Übel an und schreitet daher zu dessen Hebung oder Linderung. Barmherzigkeit will Wunden verbinden, Arme beschenken, Gefallene aufrichten, Trostlose trösten. Ach, dass eine Mutter und diese Mutter uns dienen will, das brauchen wir nicht zu beweisen, das wissen wir schon von vornherein. Ihre Jungfrauschaft war eine Weihe an Gott, dass sie Gott gehört, dass sie Gott allein gehören kann. Also muss ihr Reichtum so groß sein, dass sie keinem Geschöpf allein und ausschließlich gehören kann, sondern allen zusammen, wie der unendliche Gott auch allen zusammen gehört. Ihre Jungfrauschaft hat bedeutet, dass sie Gott empfangen und in sich tragen kann. Also muss ein so großer Raum in ihrer Seele sein, dass Gott darin Platz hat. Wie viel mehr werden wir alle Platz haben in diesem großen mütterlichen Raum. Eine Begnadete ist Maria gewesen, der besondere Gnadenliebhaber Gottes. Die Gnade ist ein Licht, das immer nur leuchten und strahlen kann. Wo die Gnade in einem Menschen sich einsenkt, da muss sie auch wieder aus ihm herausleuchten, wenn man das Licht nicht auslöscht und unterdrückt. In Maria ist nichts ausgelöscht oder unterdrückt worden. Also muss die ganze Fülle der Gnade, die in sie eingesenkt wurde, aus ihr herausstrahlen als Dienst. So ist es ja schon bei uns Armseligen: Jedes bisschen Gnade, das Gott uns gibt und das wir wirklich benutzen, das wird schon wieder zu einer Guttat für andere, selbst wenn wir es gar nicht wissen. Wie viel mehr in der strahlenden Seele der Jungfrau-Mutter! So hat es also seine Gründe, wenn die Christenheit mit solcher Zuversicht, mit solcher Dankbarkeit, mit solcher Freude in tausend Litaneien zu ihr ruft: „Du Heil der Kranken! Du Trösterin der Betrübten! Du Zuflucht der Sünder! Du Helferin der Christen!“

Wir wissen, dass ein Mensch nicht bloß durch das eine oder andere gute Werk, das er tut, wirkt, sondern vor allem durch sein Wesen, durch seine Art, die hell oder dunkel ist, durch sein Inneres, das unaufhörlich nach außen strahlt. So wirkt auch Maria durch ihr Wesen. Sie war ein vollkommener Mensch. Eine Frau, die ein Kindlein gebar und die das Kind verlor. Eine weinende, eine trauernde Frau. Maria musste in den Tempel hinaufsteigen, um ihr Kind dem Herrn aufzuopfern. Denn es gehörte ihm. Sie hat es nur empfangen, um es ihm wieder zu weihen. Und wenn sie es um den Preis von zwei Turteltauben wieder mitnehmen durfte, weiß sie doch, dass ihr das Opfer nicht erlassen ist, sondern nur aufgeschoben. Gott lässt ihr das Kind nur, um es später als vergrößertes Opfer von ihr verlangen zu können. Nichts Auffälliges, nichts Gekünsteltes, nichts Unerreichbares war an ihr. Und doch war sie ein vollkommener Mensch. Die Vollkommenheit besteht ihrem Wesen nach in der Liebe. Nichts vereint und verähnlicht uns so mit Gott wie die Liebe. „Wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm“ (1 Joh 4,16). Kein Geschöpf ist mit solch erhabenem und zartem Bande mit dem himmlischen Vater verbunden wie Maria; denn ihr Sohn selbst ist das Band. So zeigt sie uns, dass auch wir alltäglichen Menschen vollkommen werden können. Die Vollkommenheit hängt nicht an den Lebensverhältnissen, nicht an der Arbeit, nicht an der Bildung; sie hängt nur an einem Einzigen: an der Kraft der Liebe. Maria zeigt uns das Bild des wahren Gottes. Gott kennen, dazu genügt es nicht, dass man den Namen Gottes nennt. Man muss ihn kennen als den Erhabenen, Ewigen, Heiligen und zugleich als den uns ganz Verstehenden. Maria zeigt uns das in ihrem Wesen.



Sie ist Gott von allen Menschen am nächsten gekommen. Der Mensch, der von ihr den rechten Begriff hat, der sie zugleich verehren und lieben kann, wird auch von Gott den rechten Begriff erhalten, wird Gott zugleich anbeten, zitternd, und liebend, vertrauend, zuversichtlich. Jede rechte Verehrung Mariens mündet in die Anbetung Gottes. Immer galt in der Kirche: Christus nicht ohne Maria. Aber auch: Maria nicht ohne Christus.

Die Tätigkeit der Gottesmutter erschöpft sich nicht darin, dass sie uns tröstet, dass sie uns führt, dass sie uns mahnt, dass sie uns Mutter ist und unsere Gebete hört. Das ist nicht alles. Darüber liegt ihr inneres Leben, das sie führt in der Tiefe Gottes, im Versunkensein in Gott. Solange sie auf der Erde wandelte, musste sie sich notgedrungen von Gott losreißen, musste der Erde lehen, musste das Hauswesen pflegen, musste das Kindlein betreuen, musste mit ihm nach Ägypten fliehen. Aber jetzt ist sie versunken in Gott. Nun kann die Gnade, die sie mit Gott verbindet, aufblühen zu einem einzigen ewigen Gebet. Nun kann sie das wundersame Zwiegespräch führen mit Gott, das kein Ende hat und das sie in Anspruch nimmt mit allen ihren Kräften. Das ist ihre eigentliche Tätigkeit, und wir haben davon nur eine ferne Ahnung. Dass es einen Menschen für alle Ewigkeit ausfüllen kann, ein einziges Wort, das er zu seinem Gotte spricht und das Gott zu ihm sagt, unaufhörlich, endlos, unerschöpflich. In dieser Welt Gottes ist Maria zuhause. Was sie einst als Anfängerin geübt hat, das Wort in ihrem Herzen zu bewahren, das tut sie jetzt mit der ganzen Kraft ihrer Liebe. Das Wort Gottes im Herzen bewahren, das ist eine Beschäftigung für einen unsterblichen Geist für eine Ewigkeit, eine Beschäftigung von unermesslicher Tiefe.

Wir wandern fern vom Herrn noch auf Pilgerwegen, fern auch von unserer Herrin und Mutter. Sie ist uns weit voraus, sie ist nach Hause gekommen. Darum rinnt ein stiller Strom der Sehnsucht hinüber in das ferne Land, aus dem das Bild der Gnadenmutter zu uns herüberscheint. Und wir strecken die Hände aus nach diesem Gnadenbild und rufen: Barmherzige Mutter, zu dir geht unser Rufen. Wir Kinder der großen Ferne, zu dir flehen wir, zu dir geht unser unstillbares Weinen in diesem Land der Tränen. Wir strecken die Hände nach dir aus, die du drüben weilst in den Tiefen Gottes und sprechen: Zu dir rufen wir verbannte Kinder Evas. Zu dir seufzen wir trauernd und weinend in diesem Tal der Tränen. Wende deine barmherzigen Augen zu uns, und nach diesem Elend zeige uns Jesus, die gebenedeite Frucht deines Leibes. O gütige, o milde, o liebe Jungfrau Maria.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Der heilige König Ludwig

22.08.2021

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Am 25. August feiert die Kirche das Gedächtnis des heiligen Königs Ludwig IX. von Frankreich. Wir wollen heute seiner gedenken. Mit noch nicht zwölf Jahren verlor er seinen Vater Ludwig VIII. (1187-1226). Die Regentschaft übernahm seine Mutter Blanka (von Kastilien). Der junge König wurde am 12. November 1226 gekrönt. Er erhielt eine sorgfältige Erziehung. Seine Mutter prägte ihm ein tiefes Bewusstsein seiner Christenpflichten und einen lebhaften Abscheu vor der Sünde ein. Sie gewann eine absolute Herrschaft über ihren Sohn. Er wagte niemals, etwas gegen ihren Willen zu unternehmen. Mit fünfzehn Jahren ließ sie ihn die dreizehnjährige Margarete von der Provence heiraten. Sechs Jahre lang hielt sie die beiden Ehegatten voneinander getrennt. Auch in der Folgezeit mischte sie sich beständig in deren Eheleben ein. Mit großer Mühe verteidigten sie sich gegen ihre Zudringlichkeit.

Mit 21 Jahren wurde Ludwig IX. volljährig. Er musste eine Revolte seiner mächtigen Vasallen niederschlagen, die von König Heinrich III. von England gelenkt wurde. Im Jahre 1244 legte Ludwig IX. während einer Krankheit das Gelübde ab, einen Kreuzzug zu unternehmen, um Jerusalem zu befreien, das wieder in die Hände der Muslime gefallen war. Der Feldzug kam zustande. Der König beteiligte sich daran mit seiner Ehefrau. Die Regierungsgeschäfte überließ er der Königin Blanka. Er mied Sizilien, das unter der Herrschaft des gerade exkommunizierten Kaisers Friedrich II. stand. Er fuhr über Zypern und Ägypten. Dort erstürmte er im Juni 1249 Damiette. Doch einige Monate später erlitt er vor Mansourah eine schwere Niederlage und wurde mit seinen Rittern gefangengenommen. Schwer an Ruhr erkrankt, musste er Damiette wieder zurückgeben und eine hohes Lösegeld zahlen. Eine große Zahl seiner Gefährten kehrte daraufhin nach Frankreich zurück. Ludwig selbst blieb noch über drei Jahre in Palästina, um die Orte, die noch in der Hand der Christen waren, zu stärken und zu festigen. Königin Blanka musste sich in der Zeit der Abwesenheit Ludwigs erneut einer Revolte der sogenannten Pastorellen entgegenstemmen. Blanka starb Ende November 1252. Auf diese Nachricht hin sah sich Ludwig endgültig gezwungen nach Frankreich zurückzukehren. Am 7. September 1254 traf er in Paris ein. Von nun an befasste sich Ludwig aktiv mit den Angelegenheiten seines Reiches. Die Sicherung des äußeren Friedens durch Verträge mit dem Ziel einer geeinten Christenheit und des inneren Friedens durch Wahrung des Rechts war fortan sein oberstes Ziel.

Seine Lebensweise war immer sehr einfach gewesen, aber nach der Rückkehr vom Kreuzzug lebte er strenger. Er verzichtete auf die Jagd, an der er früher viel Freude gehabt hatte. Er schaffte jeden Luxus in der Kleidung ab. Er legte sich körperliche Bußen auf: Fasten, Geißelung, Bußgürtel. Das Privatleben Ludwigs glich eher dem eines Ordensmannes als dem eines Königs. Jeden Tag wohnte er einer heiligen Messe oder mehrerer derselben bei. Er betete das kirchliche Stundengebet. Augenzeugen berichten von geradezu wunderbaren Beispielen seiner Geduld und Demut, und das in einer Zeit, in der die Sitten sehr rauh waren. Ohne irgendeine Klage ertrug er die Ungeschicklichkeiten seiner Bediensteten und sogar die Beschimpfungen einer armen Frau. Ludwig war ein liebevoller Gatte und

ein vortrefflicher Familienvater. Margarete von der Provence gebar elf Kinder, von denen neun am Leben blieben. Er liebte sie zärtlich. Seine Nächstenliebe den Armen und Kranken gegenüber war unermüdlich. Er bediente sie mit eigener Hand, legte selbst Aussätzigen Verbände an und umarmte sie.

Aus christlicher Gesinnung bemühte sich Ludwig, die Organisation seines Reiches zu verbessern. Damals wurde die römische Gesetzessammlung, bekannt unter dem Namen Pandekten Justinians, aufgefunden. Ludwig benutzte sie, Reformen in der Gesetzgebung einzuführen und die Selbständigkeit der regionalen Herren einzuschränken; er nahm ihnen das Recht, in willkürlicher Weise zu richten und zu urteilen. Er verbot Duelle als Mittel der Rechtsfindung. Um die privaten Fehden unter seinen Vasallen zu verringern, ordnete er eine vierzigtägige Waffenruhe an, die man „die vierzig Tage des Königs“ nannte. Der König sprach mit Vorliebe selbst Recht. In Vincennes, wo er häufig residierte, hatten Personen, die Klage oder Beschwerde führten, freien Zutritt.

In mancher anderen Hinsicht war Ludwig ein Mensch seiner Zeit, wie es die strengen, ja manchmal grausamen Maßnahmen zeigen, die er gegen Gotteslästerer, Häretiker und Juden traf. Ludwig war ein kultivierter und in Maßen aufgeklärter Herrscher. Unter seiner Regierung sind beachtliche Fortschritte im Denken, in der Literatur und in den Künsten zu verzeichnen. Er selbst nahm großen Anteil an der Wissenschaft des Thomas von Aquin und Vinzenz von Beauvais. Er unterstützte die Einrichtung der Pariser Universität Sorbonne durch Robert von Sorbon. Um eine Stätte für die Reliquien der Passion Christi zu schaffen, die er vom Kreuzzug mitgebracht hatte, ließ er die herrliche Sainte-Chapelle bauen. Außerdem errichtete Ludwig eine große Zahl frommer und karitativer Stiftungen. Ein Hospital mit dem Namen Quinze-Vingts war für die Aufnahme von dreihundert Blinden bestimmt.

Die Integrität Ludwigs ist vielleicht am offenkundigsten in seinem außenpolitischen Verhalten. Er betrachtete die Eroberungen seines Großvaters Philipp II. August (1180-1223) zum Schaden der Krone Englands als ungerechtfertigt. Er gab daher im Jahre 1269 durch den Vertrag von Abbeville König Heinrich III. das Gebiet von Perigord, das Limousin, das Land um Agen, Quercy und die Saintonge zurück. Der König von England verzichtete seinerseits auf alle anderen Rechte in Frankreich. Selbst zu jener Zeit wurde dieser Vertrag heftig kritisiert. Der Ruf der Gerechtigkeit, den er Ludwig verschaffte, hatte zur Folge, dass Ludwig in mehreren Konflikten zwischen ausländischen Herrschern als Schiedsrichter angerufen wurde. Die Absetzung Kaiser Friedrichs II. durch Papst Innozenz IV. ignorierte Ludwig. Er versuchte zwischen Kaiser und Papst zu vermitteln, doch vergebens. Er verbot in seinem Land Geldsammlungen zum Krieg gegen den Kaiser. Auf der anderen Seite tolerierte er die Unternehmungen seines Bruders Karl von Anjou, die Eroberung Neapels, das ihm von Papst Urban IV. übergeben worden war.

Unter der Regierung Ludwigs IX. erlebte Frankreich eine Zeit der Ruhe und des Friedens. Doch die Angelegenheiten des Vorderen Orients beschäftigten den König weiter. 1261 setzte Sultan Baibars von Ägypten sich in den Besitz eines großen Teils von Palästina. Darauf beschloss der König, einen neuen Kreuzzug zu unternehmen. Er brachte eine Streitmacht von 60 000 Mann zusammen. Sie stach von Aigues-Mortes in See. Ihr erstes Ziel war Tunis. Dort wollte man Karl von Anjou erwarten. Ludwigs Heer lag in Sichtweite der Stadt. Doch bald wurde die zur Untätigkeit verurteilte Armee durch die Cholera dezimiert. Dabei starb auch der Graf von Nevers, ein Sohn des Königs. Ludwig selbst erkrankte und fühlte sein Ende nahe. Deshalb gab er einem anderen Sohn, dem späteren Philipp dem Kühnen, seine letzten Ratschläge und seinen Segen. Er ließ sich auf ein Lager von Asche betten und starb am 25. August 1270, die Arme zum Kreuz ausgebreitet. Ludwig war weder ein großer Heerführer noch ein großer Staatsmann. Aber durch seine außerordentlichen menschlichen und christlichen Qualitäten, die er vor den Augen des ganzen Abendlandes verkörpert hatte, wurde er zum Ideal des christlichen Herrschers. Papst Bonifaz VIII. sprach ihn am 11. August 1297 heilig. Er ist der Patron der Barbieri und sonstiger Handwerker.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Fleisch und Geist

29.08.2021

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

In der Heiligen Schrift ist häufig von dem Begriffspaar Fleisch und Geist die Rede. Im Ölgarten sagt Jesus seinen vertrauten Jüngern: „Der Geist ist zwar willig, aber das Fleisch ist schwach.“ Mit Fleisch und Geist sind grundlegende Aussagen über den erlösten und den unerlösten Menschen verbunden. Der Christ muss sie kennen.

Das Begriffspaar Fleisch und Geist gehört zu den fundamentalen Elementen der Theologie des heiligen Apostels Paulus. Er verwendet den Ausdruck „Fleisch“ in dreifachem Sinne. „Fleisch“ bedeutet beim Apostel Paulus erstens so viel wie „Mensch“. Fleisch und Blut ist der bloß natürliche Mensch. Fleisch bedeutet zweitens so viel wie „Leib“. Der Mensch besitzt einen Fleischesleib mit seiner Gebrechlichkeit, Befleckbarkeit und Leidensfähigkeit. Fleisch ist drittens irdischer Sinn. Der Mensch ohne Christus, ohne den Geist, der unerlöste Mensch ist fleischlich, verkauft unter die Sünde. Unter der Herrschaft der Sündenmacht setzt das Fleisch dem Gesetz (das an sich geistlich ist) einen unüberwindbaren Widerstand entgegen. Mit dem Fleisch dient der Mensch dem Gesetz der Sünde. „Als wir im Fleische waren, wirkten die sündigen Leidenschaften, die durch das Gesetz (in uns erst auflebten), in unseren Gliedern, so dass sie dem Tode Frucht brachten“ (Röm 7,5). Das „andere Gesetz“ in den Gliedern des unerlösten Menschen liegt mit dem Gesetz der Vernunft im Kampfe. „Das Fleisch begehrt wider den Geist, der Geist aber wider das Fleisch; das sind einander entgegengesetzte Mächte“ (Gal 5,17). Mit dem Begriff „Fleisch“ bezeichnet der Apostel also den Menschen in seiner Ohnmacht vor Gott, nachdem Sünde und Tod ihre Herrschaft über die Welt angetreten haben. Es gibt neben dem erlösten, geistbegabten Menschen nicht etwa einen ungespaltenen, im Frieden mit sich selber lebenden „natürlichen“ Menschen; es gibt nur noch den gefallenen, den Mächten des Bösen unterworfenen Menschen. „Die nach dem Fleische leben, sinnen auf das, was des Fleisches ist“ (Röm 8,5). „Das Sinnen des Fleisches ist Feindschaft gegen Gott“ (Röm 8,7); die im Fleische „können Gott nicht gefallen“ (Röm 8,8). Wer nach dem Fleische lebt, muss sterben (Röm 8,13; Gal 6,8).

Die Werke des Fleisches sind „Unzucht, Unreinheit, Zügellosigkeit, Götzendienst, Zauberei, Feindschaften, Hader, Eifersucht, Zornausbrüche, Streitereien, Zwistigkeiten, Spaltungen, Neid, Trunkenheit, Gelage und solche ähnliche Dinge, von denen ich euch voraussage, wie ich es schon früher vorausgesagt habe, dass alle, die dergleichen tun, das Reich Gottes nicht erben werden“ (Gal 5,19-21). In diesem sogenannten Lasterkatalog fasst der Apostel Paulus die schweren Sünden zusammen, die den Verlust des ewigen Lebens bei Gott zur Folge haben, wenn sie nicht zuvor den reuigen Sündern vergeben werden. Der „fleischliche“ Mensch ist danach nicht zuerst der in geschlechtlichen Dingen haltlos sündigende Mensch. Mit dem Begriff „Fleisch“ umfasst der Apostel alles Gottferne, Gottfeindliche im Menschen. Der Mensch ist Fleisch, insofern er gefallen ist und jeglicher Unordnung schuldhaft unterworfen. In der Taufe legt der Mensch den „fleischlichen Leib“ grundsätzlich ab (Kol 2,11). Das geschieht aufgrund des Heilswirkens Gottes; er hat in Christus die Sünde gerade dort angegriffen und vernichtet, wo sie ihr festestes Bollwerk besaß (Röm 8,3). Der

Christ steht nicht mehr wehrlos unter der Tyrannei der Unheilmächte; er ist nicht mehr „im Fleische“, sondern „im Geist“, denn der Geist Gottes wohnt in ihm.

Dem Fleisch gegenüber steht der Geist. Hier unterscheidet Paulus zwei Bedeutungen des Wortes. Geist bedeutet zunächst im natürlichen Sinn das Selbst des Menschen, das Natürlich-Geistige an ihm, was wir gemeinhin Seele nennen. Die Seele ist das geistige Prinzip im Menschen, das dem Leib gegenübersteht; die Seele ist die Lebensform des Körpers. Das ist die anthropologische Bedeutung des Wortes Geist. In theologisch bedeutsamem Sinne ist Geist das Wesen Gottes, vor allem insofern es sich der geschaffenen Welt mitteilt. Das eigentliche Merkmal des Christen ist der Besitz des Geistes; wer den Geist besitzt, nimmt an Gottes innerstem Wesen teil. Die ganze Breite des Lebens zwischen Gott und Mensch ist durchwaltet vom Heiligen Geist (1 Kor 2,10). Geist ist das Göttliche für den Menschen. Insofern stehen Geist und Fleisch in ausschließendem Gegensatz. „Das Fleisch begehrt wider den Geist, der Geist aber wider das Fleisch; das sind einander entgegengesetzte Mächte“ (Gal 5,17), die jeweils das Ganze des Menschen bestimmen. „Das Sinnen des Fleisches ist Tod, das Sinnen des Geistes aber Leben und Friede“ (Röm 8,6).

Den göttlichen Geist erhalten die Menschen durch Glauben (Gal 3,2.5.14) und Taufe (1 Kor 6,11; 12,13). Und von nun an verwandelt sich ihr Leben. Sie lassen sich vom Geiste Gottes, der jetzt in ihnen wohnt (Röm 8,9.11; 1 Kor 6,19) leiten, werden von ihm getrieben (Röm 8,14; Gal 5,18) und belehrt (1 Kor 2,6-16). Der Geist ist die Norm des Wandels der Christen (Röm 8,4.5; Gal 5,16.25). Die Christen beten im Geiste, sie erwarten im Geist die Vollendung, das Wirken der Apostel geschieht in der Kraft des Geistes (Röm 15,19), in Kraft und im Heiligen Geist (1 Thess 1,5). Nur im Heiligen Geist kann der Geistbegabte sagen: Herr (ist) Jesus (1 Kor 12,3). Der Zungenredner redet Geheimnisse im Geiste (1 Kor 14,2).

Dabei ist nicht zu übersehen, dass der Wandel im Geist von dem Menschen den Einsatz aller seiner Kräfte verlangt. Wer den Geist empfangen hat, muss nach ihm leben wollen. Er muss das ihm aus freier Gnade Geschenkte Tag um Tag verwirklichen. Die Erklärung dafür, dass der Mensch auch im erlösten Zustand ständiger Anstrengung bedarf, um die Erlösung festzuhalten, ergibt sich aus dem Wesen der Erbsünde. Die Erbsünde enthält ein doppeltes Moment, ein materielles und ein formelles. Das materielle Moment ist die Konkupiszenz, das formelle ist der Mangel der heiligmachenden Gnade. Konkupiszenz ist die schlechte Begierde, die Folge und Wurzel der Sünde ist, die Neigung zum Verbotenen. Der Mangel der heiligmachenden Gnade wird durch die Erlösung behoben. Die Konkupiszenz bleibt auch im Gerechtfertigten. Sie ist ihm zum Kampf zurückgelassen, sie ist Gegenstand zur Ausübung der Tugend. Der Besitz des Geistes erspart also dem Menschen nicht die Willensanstrengung und den Kampf gegen die Sünde; er fordert vielmehr beides vom Menschen heraus. Aber das Bemühen des Menschen um Gehorsam gegen Gottes Willen, sein Ringen um Reinheit und Tugend ist dank des Geistes nicht mehr erfolglos. Wer dem Antrieb des Geistes folgt, in dem erblühen die sittlichen Tugenden, die Fertigkeiten im Guten, die Paulus beispielsweise (nicht erschöpfend) aufzählt. In diesem Sinne ist dann die Frucht des Geistes „Liebe, Freude, Friede, Langmut, Freundlichkeit, Güte, Treue, Sanftmut, Enthaltbarkeit“ (Gal 5,22.23).

Der dem Menschen mitgeteilte göttliche Geist schenkt und ermöglicht neue Erkenntnisse über Gottes Wesen und Pläne. Dass Gott Geist ist, war für Paulus selbstverständlich. Der Geist ist wesentlich und zuerst Gottes Geist. Er stammt, wo er dem Menschen mitgeteilt wird, aus Gott, und ist dem Wesen Gottes entsprechend Heiliger Geist. Gott sendet den Geist seines Sohnes in die Herzen der Menschen (Gal 4,6). Die Korinther sind ein Brief Christi, der mit dem Geiste des lebendigen Gottes in lebendige Herzen eingeschrieben ist. Die ganze Fülle des Geistes wohnt in Christus. Der Geist ist Geist Christi (Röm 8,9; Phil 1,19), Geist des Herrn (2 Kor 3,17). Die volle Offenbarung des „Geistes der Heiligkeit“ in Christus brachte die Auferstehung (Röm 1,4). In der Auferstehung wurde Christus zum lebensspendenden Geist (1 Kor 15,45). Zwischen dem Geist und Christus besteht die innigste Gemeinschaft. Es ist keine Trennung zwischen ihnen denkbar, so wenig sie miteinander vermischt werden dürfen. Seinem Wesen nach ist dort, wo der Herr ist, auch der Geist, und wo der Geist wirkt, da wirkt auch der Herr. Das ist der Sinn der eindrucksvollen Formel: Der Herr ist der Geist (2 Kor 3,17).

Zum Schluss sei noch einmal der Kern der Lehre des Paulus über Fleisch und Geist in einem Satz zusammengefasst. Der Christ wandelt „im Fleische“ (2 Kor 10,3; Gal 2,20; Phil 1,22.24), aber nicht „nach dem Fleische“. Das Wort Fleisch ist in dieser Aussage in zweifachem Sinne verstanden. In der ersten Hälfte des Satzes meint es die natürliche Ausstattung des Menschen, den Menschen als vernünftiges, mit einem Leib ausgestattetes Geschöpf; in diesem Verständnis ist er der natürliche Mensch. In der zweiten Hälfte des Satzes meint das Wort Fleisch den unerlösten Menschen, dem der Geist fehlt. Als solcher darf ein Christ nicht wandeln, denn er ist mit dem göttlichen Geist begabt. So soll der Entschluss in uns aufstehen: Da wir im Geiste leben, wollen wir auch im Geiste wandeln. Wollen wir uns vom Geiste führen und leiten lassen.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Beten für solche, die nie beten

05.09.2021

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Von dem französischen Schriftsteller Victor Hugo stammt das Wort: Es muss wohl Menschen geben, die auch für solche beten, die niemals beten. Das Gebet ist die höchste naturgemäße Pflicht des Menschen. Sie ist Gott wegen seiner Oberherrlichkeit, sich und den Mitmenschen wegen der vollen Abhängigkeit von Gott geschuldet. In diesem Sinne ist das Gebet als unerlässliches Mittel zur schuldigen Verehrung Gottes und zur Erlangung der erforderlichen Hilfe Gottes unbedingt notwendig. Der tiefere, immanente Sinn des Gebetes liegt in der bewussten, freiwilligen und ausdrücklichen Anerkennung Gottes, seiner Oberherrlichkeit, Allmacht, Gerechtigkeit und Güte gegenüber der eigenen Abhängigkeit, Unzulänglichkeit und Hilfsbedürftigkeit. Das Gebet symbolisiert und bekennt so das Grundverhältnis zwischen dem vernunftbegabten Geschöpf und Gott.

Die Menschen sind objektiv abhängig voneinander und angewiesen aufeinander. Keine Person steht so für sich, dass ihre Existenz und ihr Verhalten nicht von Bedeutung für andere und die ganze Gemeinschaft wäre. Auch die verschiedenen Stände der menschlichen Gesellschaft sind miteinander verbunden. Wir sprechen von Solidarität. Das Wort besagt Gemeinschaftsverbundenheit und Gemeinhaftung. Infolge der bestehenden Solidarität ist jeder Mensch dazu aufgerufen, die bestehende Zusammengehörigkeit zu bejahen und zu seinem Teil zu verwirklichen. Sich solidarisch erklären ist Pflicht, die dem Menschen, wenn auch nach Bereich und Situation differenziert, obliegt. Die persönliche Verwirklichung kann Anerkennung und Betätigung natürlich vorgegebener Bindungen (Familie, Volk, Schicksalsgemeinschaft) sein oder sich in spontanen Gesellschaftsbildungen konkretisieren, z. B. in der Freundschaft. Die erhabenste Art der Verwirklichung der Solidarität im Bereich menschlicher Entscheidungen ist die Nächstenliebe.

Das Solidaritätsprinzip durchdringt auch die Heilsordnung. In vollkommener Verwirklichung zeigt sich die Solidarität in Gestalt und Werk Christi. Er verwirklicht sein Heilswerk als zusammenfassendes Haupt des Menschengeschlechtes und dadurch als Mittler der Heilsbegegnung zwischen Gott und den Menschen. Die Solidarität Christi mit der Menschheit setzt sich fort in der Solidarität seines Leibes, der Kirche. Der Leib Christi, die katholische Kirche, ist eine Solidargemeinschaft. Das Leiden und die Unzulänglichkeit des einen Gliedes ist Leiden und Unzulänglichkeit des Ganzen (1 Kor 12,26). Ihre Solidarität als Gemeinde derer, die das Wort Gottes hören und tun (Lk 8,21; 11,28), wird von der glaubensgehorsamen Maria vorbildlich dargestellt und repräsentativ verwirklicht. Die Solidarität empfängt ihre Ausprägung in der Gemeinschaft der Heiligen. Gemeinschaft der Heiligen ist die übernatürliche Lebensgemeinschaft aller Glieder des mystischen Leibes Jesu, im Pilgerstande, im Stande der jenseitigen Läuterung und im Vollendungszustand. Die Gemeinschaft der Heiligen verbindet die Erlösten mit Christus und alle unter sich zu einem wechselseitigen Geben und Empfangen übernatürlicher Güter und zur Teilnahme an den Verdiensten der Gerechtfertigten (Röm 12,4f.; Eph 1,20ff.; Joh 10,1ff.; 17,11ff.). Die Lehre von der Gemeinschaft der Heiligen ist Quellgrund der Lehre von der Anrufung und Fürbitte der Heiligen, der Fürbitte für die Verstorbenen, der Teilnahme aller Gläubigen an allen Gnadengütern der Kirche, des kirchlichen Verdienstschatzes und des Ablasses. Sie

wird in der Fürbitte der Heiligen des Himmels und der Menschen auf Erden füreinander (Röm 15,30; 2 Kor 1,11; Eph 6,18f.; Kol 4,3; 2 Thess 3,1) sowie in Suffragien für die im Läuterungszustand Befindlichen (D 940 950 983) wirksam.

Das Gebet ist die wichtigste Lebensäußerung des Menschen. Mit ihm wendet er sich seinem Schöpfer und Herrn zu, bekennt er seine Abhängigkeit und Hilfsbedürftigkeit. Man darf, man soll, man muss für sich selbst beten. Gott will, dass jeder einzelne seine Abhängigkeit von ihm erkennt und ausspricht. Dies geschieht im Bittgebet. Gott will, dass wir erbitten, was er uns geben will. Beten kann, soll und muss der Christ aber auch für andere. Das Gebet für andere ist Ausdruck der Solidarität, besser der Nächstenliebe und der missionarischen Verantwortung, die ein jeder Christ hat. Es ist gottgegebene Pflicht, füreinander zu beten. Das Unterlassen des Gebetes für andere kann schlimme Folgen haben. „Lieber Hans, morgen muss ich eine lange Autofahrt machen, da hätte ich eine Bitte an dich“, sprach Hilde zu ihrem Verlobten. „Und was ist das für eine Bitte?“ „O, sie ist leicht zu erfüllen. Es ist nur eine Ave Maria, das du für mich beten sollst um eine glückliche Fahrt.“ Er entgegnete: „Es wird schon gutgehen, hab' keine Angst.“ Der junge Mann drückte sich mit diesen beschwichtigenden Worten um die Zusage zu jener Bitte seiner Braut. Hans wich aus. Er hielt die Bitte für unnötig und übertrieben. Das erbetene Ave Maria blieb ungebetet. Am Abend des folgenden Tage schrillte das Telefon. Der Hans wurde in das Haus seiner Braut gerufen; es sei ein Unglück geschehen. Eilig begab er sich dahin und fand seine Braut als Leiche. Der Bräutigam brach an der Totenbahre bewusstlos zusammen. Im Krankenhaus stieß er in seinen Fieberphantasien immer wieder die Worte hervor: „Nur ein Ave! Nur ein Ave. – Nein! Nein! Unnötig. – Aber es muss sein. – Nur ein Ave. Nur ein Ave Maria.“ Der Herr fordert seine Zuhörer dazu auf, für die zu beten, die sie verfolgen (Mt 6,44). Der Herr betete um Verzeihung für seine Kreuziger (Lk 23,34). Stephanus wurde zu Tode gebracht, indem ihn seine Feinde steinigten. Auf die Knie sinkend, rief Stephanus mit lauter Stimme: „Herr, rechne ihnen diese Sünde nicht an!“ Die christliche Gemeinde hat von Anfang an das Bittgebet für andere geübt. Der Erste Brief an Timotheus mahnt, Bitten, Gebete, Fürbitten und Danksagungen für alle Menschen, im Besonderen für die Obrigkeiten zu verrichten (1 Tim 2,1-4). Die Großen Fürbitten des Karfreitags zeigen die Spannweite des kirchlichen Bittgebetes. Petrus Canisius schuf das Allgemeine Gebet, in dem die Fürbitten der zum Gottesdienst versammelten Gemeinde gebündelt wurden. Etwa im 6. Jahrhundert entstanden in der Kirche Gebetsverbrüderungen. Das sind Verbindungen geistlicher oder weltlicher Personen, die sich gegenseitig durch Vertrag im Leben und auch nach dem Tode Anteil an den Früchten ihrer Gebete, heiligen Messen und guten Werke gewähren. Im 19. Jahrhundert entstanden Gebetsvereine, die das Gebet für das eigene Heil, für andere und für die Kirche pflegen. So bildete sich beispielsweise in Tilburg ein Gebetsverein zur Bekehrung der Protestanten in den Niederlanden. Im 19. Jahrhundert entstand das Gebetsapostolat, im Besonderen der Herz-Jesu-Gebetsverein. Dieses Apostolat will in Vereinigung mit dem ständigen Gebet des göttlichen Herzens durch tägliche Aufopferung der Gebete, Arbeiten und Leiden apostolisch wirken, zumal durch die monatliche Sühnekommunion. Die Beter, die betend für andere eintreten, beten für sie, zu ihren Gunsten. Sie beten aber auch anstatt ihrer, anstelle ihrer. Die Wirksamkeit der Fürbitte ist größer oder geringer je nach dem Gut natürlicher oder übernatürlicher Ordnung, um das man bittet, nach dem Grad der Gottwohlgefälligkeit des Fürbittenden und nach der Empfänglichkeit (Würdigkeit, Bedürftigkeit) aufseiten dessen, für den man betet.

Nun gibt es Menschen, die nicht beten. Die Versäumnis des Gebetes hat schlimme Folgen. Wer nicht betet, versagt Gott den schuldigen Dienst der Anerkennung und der Unterwerfung. Wer dem Gebet aus dem Wege geht, geht geradewegs in die Versuchung. Es trennt sich von Gott, wer sich nicht durch das Gebet mit Gott verbunden hält. Die Menschen, die nicht beten, sind zutiefst zu bedauern. Sie aktivieren nicht ihre Gottgehörigkeit, versagen Gott den Dienst der Anerkennung, geben Gott in Dank und Bitte nicht die Antwort, die ihrer jeweiligen Lebenssituation entspricht. Die Menschen, die nicht beten, entbehren das Glück, zu dem allmächtigen Vater sprechen zu dürfen, und den Trost, dem Allherrscher ihr Leben und Ergehen weihen zu können. Der Philosoph Friedrich Nietzsche verkündete den Tod Gottes. Er vergaß nicht hinzuzufügen, was das Aufgeben des Gottesglaubens für das Seelenleben des einzelnen bedeutet. „Du wirst niemals mehr beten, niemals mehr anbeten, niemals mehr im endlosen Vertrauen ausruhen – du versagst es dir, vor einer letzten



Weisheit, letzten Güte, letzten Macht stehen zu bleiben und deine Gedanken abzuschirren – du hast keinen fortwährenden Wächter und Freund für deine sieben Einsamkeiten – es gibt für dich keinen Vergelter, keinen Verbesserer letzter Hand mehr – deinem Herzen steht keine Ruhestatt mehr offen, wo es nur zu finden und nicht mehr zu suchen hat – Mensch der Entsagung, in alledem willst du entsagen? Wer wird dir die Kraft dazu geben? Noch hatte niemand diese Kraft.“

Die Menschen, die nicht beten, zerfallen in die beiden Gruppen derer, die nicht beten können, und jener, die nicht beten wollen. Unter denen, die nicht beten können, sind zwei Abteilungen zu unterscheiden, die einen, die es nie gekonnt haben, und die anderen, die es verlernt haben. Es gibt Menschen, zahlreiche Menschen, die nicht gelernt haben zu beten. Ihre Eltern und Erzieher haben sie nicht gelehrt, zu Gott zu rufen. Sie haben den gewichtigsten Teil ihrer Erziehung versäumt, nämlich das Kind zu Gott zu führen. In vielen Familien wird nicht gebetet. Mir erzählte einmal ein Mainzer Medizinprofessor, sein Vater sei evangelischer Pfarrer gewesen, aber zu Hause sei nie gebetet worden. Wer es in seiner Kindheit nicht lernt, zum Vater der Lichter aufzuschauen, die Hände zu falten, Gott anzurufen, hat es schwer, das Versäumnis im Laufe seines Lebens gutzumachen. Es fragt sich, ob er den Kameraden, den Genossen, den Freund findet, der selbst betet und ihn beten lehrt. Es gibt Menschen, zahlreiche Menschen, die es verlernt haben zu beten. Anfangs haben sie noch gelegentlich einen Gottesdienst besucht und ein Gebet gesprochen. Aber beides ist immer seltener geworden und schließlich haben sie es ganz aufgegeben. Die Arbeiten und Pflichten sowie die Vergnügungen und Genüsse des Lebens zogen sie vom Beten ab. Andere machen Schicksalsschläge oder nicht erfüllte Wünsche für den Widerwillen und das Fallenlassen des Betens verantwortlich. Sie hatten eine Umgebung, in der nicht gebetet wurde; sie haben sich ihr angepasst. Sie waren in Gemeinschaften, die kein gemeinsames Gebet kannten, in Vereinen, Gesellschaften, beim Arbeitsdienst, beim Militär. Es fehlte ihnen an Freunden und Kameraden, die ihnen das Beten vorgelebt hätten. Mögen sie anfangs noch das eine oder andere Mal ein Gebet gesprochen haben, so erkaltete doch ihr religiöser Sinn. Das Gebet wurde immer seltener und schließlich ganz aufgegeben. Ein Fleischermeister in einer sächsischen Stadt erklärte, er könne das Vaterunser nicht mehr sprechen. Er hatte es durch Unterlassung vergessen und verlernt.

Dann die zweite Gruppe, die Gruppe jener, die nicht beten wollen. Paulus erblickt die große Schuld der Heiden darin, dass sie, obwohl sie Gott erkennt, „ihn nicht als Gott verherrlicht oder ihm gedankt haben“ (Röm 1,21). Das Gebet setzt einen wenigstens anfanghaften Glauben an einen personalen Gott voraus. Wer den Glauben aufgibt, der hört auch auf zu beten. Der Glaubensverlust zieht den Gebetsverlust nach sich. Die Gottlosigkeit mündet in die Gebetslosigkeit. Beten ist Arbeit, anstrengende Arbeit. Wer träge ist, flieht die Arbeit, flieht auch die Arbeit des Gebetes. Die dürftigste Ausrede für das Aufgeben des Gebetes ist der Mangel an Zeit. Der Mensch hat für alles Zeit, wofür er Zeit haben will. Die Gleichgültigkeit gegen Gott ist es, die Menschen veranlasst, das Gebet aufzugeben. Sie haben so viele andere Beschäftigungen und Vorlieben, dass sie für das Beten keinen Platz mehr haben. Sie meinen, Gott nicht zu brauchen. Viele halten es mit dem Königsberger Philosophen Immanuel Kant, der erklärte: „Alles, was außer dem guten Lebenswandel der Mensch noch tun zu können meint, um Gott wohlgefällig zu werden, ist bloßer Religionswahn und Afterdienst Gottes.“ Er versteigt sich zu der Behauptung: „Das Beten... ist ein abergläubischer Wahn.“ Kant hatte sich in seiner Philosophie völlig verrannt.

Gleichgültige, Träge, Abständige, Abgefallene ansprechen und auffordern, zu beten, ist häufig nicht möglich oder bringt nichts. Aber etwas können wir tun, was uns niemand verwehren kann: für andere beten. Auch und gerade jene Menschen brauchen das Gebet, die selbst nicht beten. Victor Hugo hat recht, wenn er sagt: „Es muss wohl Menschen geben, die auch für solche beten, die niemals beten.“ Die Sorge für das Heil unserer Mitmenschen muss uns veranlassen, für sie die Hände zum Himmel zu erheben. Wir wissen um die Gefahr, in der die Nichtbeter schweben. Es geht um Heil oder Unheil. Ein jeder, der betet, wird gewiss selig sein; ein jeder, der nicht betet, geht sicher verloren. Alle Seligen sind nur durch das Gebet in den Himmel gekommen; alle Verworfenen sind nur darum in der Hölle, weil sie nicht gebetet haben, lehrt der hl. Alfons von Liguori. Die Menschen, die nicht beten, sind auf das Gebet der Beter angewiesen. Was sie selbst nicht tun, soll gewissermaßen durch andere ersetzt werden. Gott hört die Stimme derer, die für ihre Brüder und Schwestern eintreten. Der Grundsatz der

Stellvertretung gilt mit gewissen Einschränkungen auch für das Gebet. Das Gebet für andere ist gleichsam ein geistliches Almosen, das wir spenden. Wir werden unsichtbare Wohltäter für die gebetslosen Menschen. Unser Gebet soll sie zur Bekehrung bringen. Fromme Christen beten für die Menschen, die ihnen anvertraut sind, die ihnen begegnen, von denen sie hören. Aber nicht genug. Sie beten auch für jene, die ihnen unbekannt sind, die aber auf ihr Gebet angewiesen sind. So wird unser Beten zur christlichen Tat, zum Apostolat. Wir beten für die Rettung der Verlorenen. Unser Gebet holt Gnade auf sie herab. Wir retten sie für Gott. Am Seelenelend anderer achtlos vorübergehen, ist lieblos. Auf verlorene Brüder herabsehen, ist pharisäisch. Christlich ist, zu handeln, zu retten. In Abhängigkeit vom Werk Christi steht der Begnadete für den Sünder und den Ungläubigen ein. Immer wieder lassen gläubige katholische Christen Messen lesen für Verstorbene, deren niemand gedenkt, für die niemand betet. In frommen Klostersgemeinschaften wird unermüdlich für die Unversöhnlichen, die Verbitterten, die Abständigen und die Abgefallenen gebetet. Dass sie wieder zu Gott finden. Dass sie von neuem lernen, ihre Hände zum Himmel auszustrecken. Dass sie endlich heimkehren ins Vaterhaus. Darum gilt: Betet, Brüder und Schwestern, dass mein und euer Gebet wohlgefällig werde bei Gott, dem allmächtigen Vater.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Die Einladung zum großen Gastmahl

03.10.2021

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Im Evangelium der heutigen heiligen Messe schildert unser Herr das Himmelreich unter dem Bilde eines Gastmahls. Damit sollen die Freude und die Sättigung, die Unbeschwertheit und die Sorglosigkeit der Menschen, die Gottes Seligkeit erlangt haben, ausgedrückt werden. Das vom Herrn erzählte Gleichnis ist in zwei Fassungen überliefert, im Evangelium nach Matthäus und im Evangelium nach Lukas. Gott ist der Gastgeber, die Menschen sind die Geladenen. Es ist eine hohe Ehre, von Gott in sein himmlisches Reich eingeladen zu werden. Man sollte annehmen, dass die Menschen wissen, wozu sie berufen sind, und dass sie dankbar sind für die Einladung. Doch weit gefehlt. Die Geladenen folgen der Einladung nicht. Jeder hat eine andere Entschuldigung für sein Fernbleiben. Der einladende Herr stellt fest: Die Geladenen waren der Teilnahme an dem Hochzeitsmahl nicht wert. Das Gleichnis schließt mit der bitteren Feststellung: Viele sind berufen, wenige aber auserwählt. Doch dabei hat es nicht sein Bewenden. Es ist der Grundgedanke des Gleichnisses vom großen Gastmahl, dass Gottes Ruf nicht ungehört verhallt. Auch wenn diejenigen, die zuerst dazu bestimmt sind, die Einladung verschmähen, leisten doch andere ihr Folge.

Wie erklärt es sich, dass es zwei Gruppen von Menschen gibt: Die eine Gruppe wird gerettet, die andere geht verloren? Im 16. Jahrhundert vertrat Johannes Calvin die düstere Vorstellung, dass die Menschen von Gott in zwei Gruppen eingeteilt sind, in die Gruppe der Erwählten und in die Gruppe der Verdammten. Wer zu den Erwählten und wer zu den Verdammten gehöre, könne man jetzt schon sehen. Das durch ernsten Fleiß bewirkte irdische Wohlergehen sei ein Hinweis auf das ewige Heil. Diese Lehre wurde vom Konzil von Trient verworfen: „Wer behauptet, die Rechtfertigungsgnade werde nur den zum Leben Vorherbestimmten zuteil, alle übrigen Gerufenen würden zwar gerufen, empfangen aber nicht die Gnade, da sie durch göttliche Macht zum Bösen vorherbestimmt seien, der sei ausgeschlossen.“ Der lebendige Gott ist der Heiland aller Menschen (1Tim 4,10). Er ist der Gott für alle. Deswegen gilt: „Gott will, dass alle Menschen gerettet werden und zur Erkenntnis der Wahrheit kommen“ (1 Tim 2,4). Es gibt keine göttliche Vorherbestimmung zur Verdammnis. Vielmehr steht fest: Die Kirche lehrt im Einklang mit dem Evangelium den allgemeinen Heilswillen Gottes. Die Lehre vom allgemeinen Heilswillen Gottes bedeutet, dass Gottes Liebe jedem Menschen sich zuwendet, ohne ihn jedoch zu überwältigen. Gott liebt den Menschen in seiner Freiheit. Er unterjocht seinen Willen nicht. Gott überlässt es dem Menschen, welche von den beiden letztlich möglichen Lebensformen er wählen will, das Leben in Liebe oder das Leben in Hass, das Leben in der Hingabe oder in der Empörung, in der Gemeinschaft oder in der Einsamkeit, d.h. das Leben des Himmels oder der Hölle. Gott will das Heil eines jeden, aber zwingt niemanden zu seinem Heile. Das tatsächliche Erreichen des Heils lässt er abhängig sein von der Bereitwilligkeit des Menschen. Der allgemeine Heilswille Gottes wirkt sich darin aus, dass keinem Menschen jemals die für sein Heil notwendige und hinreichende Gnade fehlt. Im Einzelnen heißt dies:

a) Gott schenkt den ungetauften, noch nicht von der christlichen Verkündigung erreichten Erwachsenen (= den negativ Ungläubigen) die wahrhaft (wenigstens entfernt) hinreichende Gnade.

Das Zweite Vatikanische Konzil stellt fest: „Gott kann Menschen, die das Evangelium ohne ihre Schuld nicht kennen, auf Wegen, die er weiß, zum Glauben führen, ohne den es unmöglich ist, ihm zu gefallen.“ Wie Gott die nicht von der Glaubensbotschaft erreichten Menschen zu dem für das Heil notwendigen Glauben führt, entzieht sich unserer Kenntnis. Auch für sie geht der Weg zum Vater über Christus. Christus, der Haupt des Alls ist, ist auch ihr Haupt. Dies ist der Ansatzpunkt für die lebendige Gemeinschaft mit Christus. Die Tatsache, dass das universale Gnadenangebot Gottes bei den einen zum Ziel gelangt, bei den anderen wirkungslos bleibt, zwingt zu der Unterscheidung zwischen einer wirksamen und einer nur hinreichenden Gnade. Die hinreichende Gnade meint eine göttliche Einwirkung, die dem Menschen zwar die Befähigung und das Können zum Vollzug eines Heilsaktes verleiht, aber letztlich aufgrund menschlicher Schuld nicht zum Erfolg führt und den Heilsakt nicht hervorbringt. Die hinreichende Gnade ist zwar in sich genügend kraftvoll, wird aber vom Menschen tatsächlich nicht angenommen, weil er sich gegenüber dem Gnadenangebot sperrt. Es gibt Gnadenanstöße Gottes, die der Mensch mit freiem Willen ablehnt.

b) Weiterhin ist Glaubenssatz: Gott gibt allen gläubigen Sündern zur geeigneten Zeit hinreichende Gnade zur Umkehr. Gott versagt selbst den verblendeten und verstockten Sündern seine Gnade nicht. Der Unterschied zwischen gewöhnlichen und verstockten Sündern betrifft nicht bloß die seelische Verfassung, sondern auch den übernatürlichen Zustand des Sünders. Die Verstockung schließt in sich die Verfinsterung des Verstandes und die Verhärtung des Willens. Die Verblendung entsteht aus der häufigen und freiwilligen Zurückweisung der göttlichen Erleuchtung. Sie besteht in der Unfähigkeit, göttliche Dinge zu erfassen und zu verstehen. Der Verblendete hat keinen Sinn mehr für Gott. Er hat für Gott weniger Verständnis als der Blindgeborene für die Farben. Wer seine Umgebung aufmerksam beobachtet, weiß, dass dieser Zustand heute nicht selten ist. Die Verfestigung des Willens im Bösen bedeutet eine hartnäckige Anhänglichkeit des Willens an die Sünde und einen hartnäckigen Widerstand gegen die Liebe Gottes, so dass sich nur noch schwache Neigungen zum Guten regen. In einem Verstockten kommt die von Gott ausgehende Erleuchtung des Geistes und Erwärmung des Herzens infolge des dauernden menschlichen Widerstandes nicht mehr zur Auswirkung. Der Grund der Verstockung ist das gegen Gott sich erhebende menschliche Herz. Durch das fortgesetzte Nein zu Gott entsteht der seelische Zustand der Auflehnung und des Widerwillens gegen Gott. Zugleich wird dadurch das Eindringen des Lichtes und der Glut Gottes in das menschliche Ich immer stärker gehemmt.

Das Evangelium bewahrt ein Wort Jesu über die unvergebbare Sünde. „Alles wird vergeben werden den Menschenkindern an Sünden und Lästerungen ... Wer aber lästert wider den Heiligen Geist, der hat in Ewigkeit nicht Vergebung, sondern ist schuldig ewiger Sünde“ (Mk 3,29). Dass die Sünde wider den Heiligen Geist nicht vergeben wird, liegt in der Natur dieser Sünde. Denn in ihr verschließt sich der Mensch gegen die Erleuchtung Gottes. Sie besteht eben darin, dass der Mensch der Gnade Widerstand leistet, ja dass er die klare Offenbarung Gottes ablehnt und sie als Werk des Teufels erklärt. Solange der Widerstand andauert, ist eine Verzeihung unmöglich. In der Hölle wird er verewigt. Im Brief an die Hebräer (10,25-30) wird versichert, dass es für denjenigen, der nach der Erkenntnis der Wahrheit mutwillig sündigt, kein Opfer mehr gibt für die Sünder. Vergebung ist nicht deshalb nicht mehr möglich, weil seine Sünde zu groß ist oder die Wirkung des Kreuzesopfers erloschen wäre. Vergebung ist deshalb nicht mehr möglich, weil Abfall und bewusste Absage an Gott von Christus und seinem Kreuz wegführen. Aus der Christus-Fremdheit des vorchristlichen Zustandes wird bei dem nach der Taufe Abgefallenen Christusfeindschaft. Er missachtet Christus und verkennt den Wert seines Blutes. Er behandelt Gottes Gnade als ein verächtliches Ding und wirft sie weg. Er stellt sich außerhalb des Raumes, in dem allein es Vergebung gibt. Auch für den Sünder besteht die Verpflichtung, Gottes Gesetz zu beobachten. Daher muss man annehmen, dass auch dem schweren Sünder niemals die wahrhaft hinreichende Gnade fehlt, weitere schwere Sünden zu meiden. Die Heilige Schrift bezeugt Gottes Heilswillen auch gegenüber den Sündern. Sie werden unaufhörlich zur Umkehr gemahnt. Gott will nicht den Tod des Sünders, sondern seine Bekehrung und sein Leben. Man darf an keinem Menschen verzweifeln, solange er atmet. Eine volle, einer Umkehr nicht mehr fähige Hingabe an das Böse gibt es nur in der Hölle.

Wir müssen voll Sorge sein, dass die Gnade vielleicht einem Unwürdigen gegeben sein könnte. Die Litaneien sind eine der fruchtbarsten Formen des Gebetes, welche die Kirche uns zur Verfügung stellt. Papst Pius VI. (1775-99) hat eine Litanei zur Einwirkung einer vollkommenen Reue verfasst. Darin lautet eine Anrufung: Dass ich deine heiligen Gebote so vermessenlich übertreten habe, bereue ich von Herzen. Dass ich deine Liebe verachtet habe, bereue ich von Herzen. In der Litanei zum Heiligen Geist rufen wir zu Gott: Vom Widerstreben gegen die erkannten Heilswahrheiten, erlöse uns, o Heiliger Geist. Diese Litanei lässt uns rufen: Von Verstocktheit und Unbußfertigkeit, erlöse uns, o Heiliger Geist. In der Litanei der schmerzhaften Mutter flehen wir zu Maria: Vor dem Geiste der Unbußfertigkeit, bewahre uns, o schmerzhaftige Mutter. In der Litanei von der heiligsten Dreifaltigkeit flehen wir: Von Trägheit in deinem Dienste, erlöse uns, o heilige Dreifaltigkeit. Dass wir den Reichtum deiner Güte, Geduld und Langmut nie verachten, wir bitten dich, erhöere uns. In der Litanei vom heiligsten Namen Jesu lautet eine Bitte: Von der Vernachlässigung deiner Eingebungen, erlöse uns, o Herr. In der Litanei von allen Heiligen bitten wir Gott: Dass du uns in deinem heiligen Dienst stärken und erhalten wollest, wir bitten dich, erhöere uns. Gott sucht uns heim. Er sucht uns heim durch Tröstungen und Trübsale. Das eine wie das andere ist das Wehen der Gnade. Die Einladungen Gottes, seine Aufforderungen, seine Befehle ergehen fortwährend an uns. Die Umstände, die Verhältnisse, die Erlebnisse und die Geschehnisse sprechen zu uns. Sie mahnen und warnen, sie bitten und flehen, sie raten und drohen. Gott spricht in ihnen. Wie beantworten wir sein Sprechen? Hören wir es? Lassen wir es uns zu Herzen gehen? Oder überhören wir es? Stellen wir uns taub? O, meine Freunde, lasst uns beten: Vom Missbrauch deiner Gnaden, erlöse uns, o Herr.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Die heilige Hedwig, Herzogin von Schlesien

10.10.2021

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Wir begehen in dieser Woche das Fest der heiligen Hedwig von Schlesien. Sie war die Tochter des Grafen Berthold IV. von Andechs-Meran. Die Andechser waren ein Geschlecht hohen Adels und das mächtigste und besitzreichste im süddeutsch-bayerischen Raum. Hedwig ist zwischen 1174 und 1178 wohl in Andechs geboren. Zwei ihrer Schwestern wurden hoch erhoben, aber auch tief hinabgestürzt. Ihre Schwester Agnes war in ungültiger Ehe mit König Philipp II. August von Frankreich verheiratet. Der Papst erzwang die Trennung der beiden. Sie starb 1201, von Gram verzehrt. Ihre Schwester Gertrud war vermählt mit König Andreas II. von Ungarn. Der ungarische Adel hasste die Deutsche und ließ sie 1213 ermorden. Die jüngste Schwester Hedwigs Mechthild wurde 1215 Äbtissin des Benediktinerinnenklosters Kitzingen. Sie starb 1254 als letzte der Andechser Geschwister. Im Alter von fünf Jahren übergaben Hedwigs Eltern das Kind der Benediktinerinnenabtei Kitzingen zur Erziehung. Die etwa sieben Jahre an diesem Ort haben Hedwig entscheidend in benediktinischer Frömmigkeit geprägt. Sie erwarb die Bildung, die damals Mädchen aus hohem Hause vermittelt wurde. Dazu gehörte die Kenntnis der lateinischen Sprache. Ihre Kitzinger Lehrerin Petrissa wurde später die erste Äbtissin des schlesischen Klosters Trebnitz.

Hedwig wurde sehr früh durch ihre Eltern aus Gründen der Familienpolitik mit dem schlesischen Piastenprinzen Heinrich, einem Sohn des ihnen bekannten Herzogs Boleslaus I., verheiratet. Sie war 12 Jahre alt. In diesem Alter kam sie als Frau Heinrichs I. an den Hof ihres Schwiegervaters Boleslaus I. Ihr Gatte Heinrich hatte eine deutsche Mutter, auch seine Großmutter (Agnes von Österreich) war eine Deutsche. Eine Verständigung Hedwigs mit ihrem Schwiegervater Boleslaus I., der siebzehn Jahre in Deutschland zugebracht hatte, wie mit ihrem Gatten Heinrich war demnach möglich. Boleslaus I. starb 1201. Nun war der Weg zur Nachfolge für den Gatten Hedwigs, Heinrich I., im Herzogtum Schlesien frei. Heinrich I. war der beste Herzog, den Schlesien je besessen hat. Er war bedacht auf die wirtschaftliche Erschließung seines Landes, zog deutsche Siedler heran, führte deutsches Recht ein. Er konnte Land dazugewinnen und nannte sich deshalb „Herzog von Krakau, Schlesien und Polen“. Hedwig hatte sieben Kinder. Sechs von ihnen starben vor der Mutter. Ihre Tochter Gertrud war das einzige Kind, das den Tod der Mutter überlebte und Zeugin ihrer Heiligsprechung wurde. Sie war Äbtissin des Klosters Trebnitz und starb 1268. Weihnachten 1208, nach der Geburt des siebenten Kindes, legten beide das Gelübde ehelicher Enthaltensamkeit ab und verzichteten auf ehelichen Umgang. Herzog Heinrich I. starb am 19. März 1238 in Krossen an der Oder. Als sich die Schwestern in Trebnitz vor Schmerz nicht fassen konnten, sprach sie diese an: „Was betrübt ihr euch? Wollt ihr, dass etwas gegen den Willen Gottes geschehe?“ Nun kam ihr Sohn Heinrich II. zur Regierung. Er führte seit 1239 den Titel „Herzog von Schlesien, Krakau und Polen“. Das Verhältnis Hedwigs zu ihrer Schwiegertochter Anna von Böhmen war vorbildlich. Hedwig liebte Deutsche wie Polen in gleicher Weise. Sie hat zu dem Ausgleich von Deutschen und Polen beigetragen. Die deutschen Siedler und die in diesem Gebiet lebenden Slawen vereinten sich zu dem friedlichen Volk der Schlesier. Vermutlich hat sie selbst gelernt, die polnische Sprache zu verstehen. Wenn sie in die

Hütten der Armen ging, um zu helfen und zu trösten, konnte das nur dann seine volle Wirksamkeit erreichen, wenn sie mit jedem in seiner Sprache redete. Hedwig war keine Büsserin und Aszetin, die sich ganz aus der Welt zurückgezogen hätte, sondern sie nahm ständig die Aufgaben der Fürstin wahr. Der Herzog war der Gebieter des Landes, Hedwig die gütige Wohltäterin aller Hilfesuchenden und wahre Mutter des ganzen Landes. Sie half Armen, Hungrigen, Kranken, Wöchnerinnen, Witwen und Waisen. Sie diente Kranken mit eigener Hand, indem sie ihnen kniend Speisen vorsetzte. Sie beschenkte Aussätzige, erschrak nicht vor ihren Geschwüren und fürchtete sich nicht vor Ansteckung. Hedwig stand über Geld und Gut. Sie benutzte beides, aber sie war davon nicht abhängig. Sie verzichtete häufig auf Abgaben, die ihr zustanden. Jene, die bei ihrem Gemahl in Ungnade gefallen waren, suchte sie wieder in Gunst zu bringen. Sie warf sich vor ihm nieder, demütigte sich vor ihm und ließ nicht vom Bitten ab, bis sie sich erhört sah.

Hedwig war von einer außergewöhnlichen Frömmigkeit. Ihre Beichtväter waren drei Deutsche, der Leubuser Zisterzienser-Abt Günther und der Priester Matthäus sowie der Franziskaner Herbord. Auf Anregung und Wunsch Hedwigs stiftete ihr Gatte Heinrich I. das Kloster Trebnitz, 24 km nördlich von Breslau gelegen, und besetzte es mit Nonnen aus dem Zisterzienserorden. Der Äbtissin Petrissa folgte Gertrud, Hedwigs Tochter. Es fanden dort deutsche und polnische Frauen Aufnahme. Am 19. März 1238 starb Hedwigs Gemahl. Sie zog sich nun nach Trebnitz zurück in ein eigenes kleines Haus im Klosterbereich. Sie hielt engste Verbindung mit den Nonnen und deren Gebetsleben, aber eine Nonne ist sie nie geworden.

In Hedwigs Spiritualität fallen drei Grundzüge auf: eine ideale Verbindung von Wirken in der Welt und Leben für Gott, eine ausgesprochene Herbheit und eine kühne Selbständigkeit. Hedwig war bestrebt, ständig in der Gegenwart Gottes zu wandeln. Sie pflegte ein reiches Gebetsleben. Sie besuchte den Gottesdienst in der Kirche, nicht in ihrem Schloss oder ihrem Gemach. Davon ließ sie sich durch kein noch so schlechtes Wetter abhalten. Ihr Glaube und ihre Verehrung des Messopfers und des Herrenleibes waren überwältigend groß. Ständig trug sie ein Bildnis der Gottesmutter bei sich. Hedwig übte Ascese in häufigem Fasten, Enthalten von Fleisch und Wein, in geduldigem Ertragen von Krankheit, Leid und Enttäuschung. Die Heiligsprechungsurkunde stellte fest: „Keine noch so harten Schicksalsschläge waren imstande, ihr starkes Gemüt zu erschüttern.“ Ein Wort Hedwigs könnte ein bleibendes Vermächtnis sein: „Es muss uns gefallen, was Gott will und was Gott, unserem Herrn, gefällt.“

Es brach die Katastrophe über Schlesien und das Lebenswerk Heinrichs I. und Hedwigs herein: Die Mongolen erschienen. Am 9. April 1241 fand auf einem weiten Feld bei Liegnitz die entscheidende Schlacht statt. Polnische und deutsche Ritter, Deutschordensritter, Johanniter und Templer, Bürger, Bauern und Bergknappen stellten sich den Mongolen entgegen, aber unterlagen der größeren Zahl. Die Sieger schnitten den Gefallenen die Ohren ab und füllten damit neun Säcke. So wollten sie dem Großkhan ihren Sieg dokumentieren. Hedwig hatte sich beim Herannahen der Mongolen auf die Burg Krossen begeben. Sie erhielt schnell die Kunde von der totalen Niederlage der christlichen Streiter. Als der Bote seinen Bericht beendet hatte, verzog Hedwig weder eine Miene noch gab sie einen Laut des Schmerzes von sich. Sie rief nur aus: „Ich danke dir, mein Herr und Gott, dass du so gut warst und mir einen Sohn geschenkt hast, der mir nie Kummer bereitet hat, stets Hochachtung hatte vor mir und mich allezeit herzlich lieb hatte wie eben ein gutes Kind. Wie froh ich auch darüber wäre, wenn er heute noch lebte, so bleibt mit doch die noch größere Freude, die ich mit ihm teile, dass er durch den Heldentod mit seinem Erlöser vereint werden durfte. Ich empfehle dir daher flehentlich seine Seele.“ Mit Anna, der Gattin des Gefallenen, begab sich Hedwig auf das Schlachtfeld. Sie fand die Leiche ihres Sohnes. An der Stelle, wo Heinrich gefallen war, errichtete sie das Kloster Wahlstatt, in das Benediktiner aus Böhmen einzogen. Eine der mongolischen Scharen zog vor die stark befestigte Burg Liegnitz mit dem Haupt des gefallenen schlesischen Herzogs auf einer Lanze; doch die Burg ergab sich nicht. Zum Glück zogen die Mongolen in ihr Land zurück, weil sie die Nachricht vom Tode ihres Großkhans erhielten.

Am 15. Oktober 1243 ging Hedwig aus dieser Welt. Der Ruf und der Ruhm ihrer Heiligkeit folgten ihr nach. Schon kurze Zeit später, am 26. März 1267, wurde sie von Papst Clemens IV. heiliggesprochen. So folgte sie ihrer Nichte, Elisabeth von Thüringen, nach, die 1235 die Ehre der Altäre erlangt hatte. Die Verehrung Hedwigs war nicht künstlich erzeugt; sie ergab sich aus der Wirklichkeit ihres

Lebens. Die Verehrung der hl. Hedwig breitete sich über ganz Mitteleuropa aus. Hedwig ist die Patronin Schlesiens und der Schlesier. Berlin erhielt 1773 eine der hl. Hedwig geweihte Kirche, seit 1930 Kathedrale des neuen Bistums Berlin. Hedwig ist gestorben für diese Welt, aber sie lebt bei Gott. Ihre mütterlichen Augen schauen auf uns, auf Deutschland, auf Polen, auf Schlesien. Sie mahnen uns, ihrem Beispiel der Frömmigkeit und Ergebenheit in Gottes Willen zu folgen. Nehmen Sie, meine lieben Freunde, die heilige Hedwig auf unter die Heiligen, die Sie anrufen: Erbitt bei Gottes Thron, uns Gnad von Gottes Sohn, dass wir der Tugend treu, von Sünden bleiben frei, o St. Hedwig!  
Amen.



Prälat Prof. Dr. Georg May

## Der Kampf des Christen

17.10.2021

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Im Schreiben an die Gemeinde in Ephesus fordert sie Paulus auf, die Waffenrüstung Gottes anzulegen, damit sie den Nachstellungen des Teufels entgehen könne. Damit ist der Hauptgegner des geistlichen Kampfes des Christen genannt. Aber er ist nicht der einzige Gegner. Satan hat zahlreiche Mitarbeiter, Diener und Knechte. Der Kampf entsteht, wo und wenn immer das Evangelium Christi verkündigt und gelebt wird. Denn das Evangelium ist anspruchsvoll, es erhebt hohe und schwere Forderungen. Darum stößt es auf Widerstand. Damit ist der Kampf eröffnet. Der Herr lässt keinen Zweifel, welcher Art seine Sendung ist. „Meinet nicht, ich sei gekommen, Frieden auf die Erde zu bringen. Ich bin nicht gekommen, Frieden zu bringen, sondern das Schwert.“ Wir wollen sehen, welches die Gegner sind, die uns anfallen und gegen die wir uns wehren müssen. Es sind an erster Stelle jene Menschen, die man Nihilisten nennt. Die Nihilisten verneinen die Möglichkeit allgemein gültiger Erkenntnis, entwerten alle bisher geltenden obersten Werte und verwerfen alle bestehenden Glaubenssätze. Die Nihilisten behaupten die radikale Sinnlosigkeit und Absurdität der Welt und des menschlichen Verhaltens. Santiago Zabala, Philosoph an der Universität Potsdam, erklärt, es sei vorbei mit der Wahrheit (im Sinne der Übereinstimmung einer Erkenntnis mit ihrem Gegenstand), es gebe nur noch die angebliche Annäherung an die Wahrheit im Konsens. Der französische Philosoph Claude Lévi-Strauss machte das Bekenntnis: „Ich bin fest davon überzeugt, dass das Leben keinen Sinn hat, dass nichts irgendeinen Sinn hat.“

Den Nihilisten gesellen sich die Atheisten zu. Atheisten leugnen die Existenz Gottes. Der kämpferische Atheismus versteht jede Religion als eine für das Glück der Menschen schädliche Verirrung. Von dem Philosophen La Mettrie stammt der Spruch, dass die Welt niemals glücklich sein werde, wenn sie nicht atheistisch werde. Der französische Ministerpräsident Jules Ferry erklärte: Mein Zweck ist die Organisation der Menschheit ohne Gott. In Darwins Evolution ist Gott ein Fremdkörper, der ausgeschieden werden muss. Richard Rorty sagt, Religion habe in der Demokratie nichts zu suchen. Michael Schmidt-Salomon hat ein Ferkel-Buch geschrieben; darin karikiert er die Weltreligion aus der Sicht eines Schweins. In der Gegenwart ist das Christentum nach wie vor der häufigste Feind der Gottlosen. Der in Berlin lehrende Philosoph Herbert Schnädelbach hat ein Buch geschrieben mit dem Titel „Der Fluch des Christentums“. Darin führt er aus: Was gut ist am Christentum, entstammt dem Judentum, der Rest ist entweder nicht der Rede wert oder gar höchst schädlich. Der Schriftsteller Karl-Heinz Deschner legte eine vielbändige „Kriminalgeschichte des Christentums“ vor. In der Deutschen Demokratischen Republik wurde der Kampf gegen das Christentum von Staat und Partei geführt. Mit allen Mitteln der Agitation und Propaganda sowie mit Druck und Verlockung wurde die Bevölkerung vom Christentum abzubringen versucht. Vierzig Jahre Herrschaft der Sozialistischen Einheitspartei haben ein weitgehend entchristliches Land hinterlassen. Die neuen Atheisten beschränken sich nicht darauf, religionsfeindliche Bücher zu schreiben. Sie machen vielmehr auch mobil gegen religiöse Empfindungen und Werthaltungen. In dem Maße, in dem sie politische Macht gewinnen, suchen sie die Religion und ihre Äußerungen zu erwürgen: keine öffentlichen Gottesdienste, keine

christlichen Schulen, kein Religionsunterricht an staatlichen Schulen, kein Recht der Ärzte, sich nicht an Abtreibungen und Euthanasie zu beteiligen. Atheistische Gruppen werben für den kollektiven Kirchenaustritt.

Zu den äußeren Feinden der Kirche gesellen sich die inneren. Das sind jene, die vorgeben, Glieder der Kirche zu sein, sich äußerlich nicht von ihr trennen, aber die Kirche von innen her zu zersetzen suchen. Sie höhlen die Glaubenswahrheiten aus, erklären die Sittenlehre der Kirche für überholt, rütteln an der Ordnung der Kirche, vor allem an ihrer hierarischen Gestalt. Der gegenwärtig gefährlichste Angriff auf die Kirche geht von dem sogenannten Synodalen Weg aus. Dieses Unternehmen ist auf den Umsturz der Kirche in dogmatischer, moralischer und rechtlicher Sicht gerichtet. Die Mehrzahl der deutschen Bischöfe hat sich verirrt. Sie sind keine zuverlässigen Zeugen der kirchlichen Lehre mehr.

Im Menschen selbst, in jedem Menschen, auch im christlichen Menschen befindet sich ein Feind der Religion, des Glaubens, der Kirche. Es ist die Neigung zum Bösen, die Folge der Erbsünde. Nun wird die Erbsünde getilgt durch die Macht und die Versöhnung Gottes, die in dem großen Sakrament der Wassertaufe wirksam wird. Doch die Straffolge der Erbsünde, die Schwächung der Natur, bleibt auch nach Aufhebung der Erbschuld bestehen. Sie wirkt im Getauften als ein Anreiz zur Sünde. Die Feinde des Glaubens bedienen sich dieser Ansatzstelle, um die Gläubigen vom Glauben abzubringen. Niemand ist mehr gefährdet, in den Unglauben zu fallen, als der Mensch, der sich den Trieben und schlechten Neigungen überlässt. Die Unsittlichkeit zieht den Menschen in die Ungläubigkeit.

Die Gläubigen haben ständig Kontakt mit Andersgläubigen und Nichtgläubigen. Diese Nähe kann relativistische Folgen haben. Die starke Dauerpräsenz zehrt an der Substanz der eigenen Person. Die Gläubigen müssen sich daher wehren. Nicht das Beschweigen von Alternativen, sondern die Auseinandersetzung mit ihnen festigt die eigene Perspektive. Wir Gläubigen müssen uns mit den Argumenten der Ungläubigen beschäftigen, um ihnen im öffentlichen und privaten Diskurs entgegentreten zu können. Wir Christen sind weder wehrlos noch sprachlos. Wir haben Argumente, treffende, durchschlagende Argumente, mit denen wir den Feinden Gottes und der Kirche entgegentreten können. Zu einigen ihrer Anwürfe will ich kurz Stellung nehmen.

Es ist nicht wahr, dass es keine bleibende Wahrheit gibt und dass wir unfähig sind, sie zu erkennen. Wenn dieser Satz zuträfe, höbe er sich selbst auf. Tatsächlich gibt es wahre und bleibende Erkenntnisse, die sich in allen Zeiten durchhalten und jeder Veränderung widerstehen. Das gilt zunächst für die Naturwissenschaften. Der Satz des Pythagoras trotz jeder Vergänglichkeit. Der stärkste Einwand gegen den Nihilismus des Denkens und des Seins ist die Technik. Wenn unser Wissen und unsere Begriffe nichts mehr in der Wirklichkeit repräsentieren, dann wäre eine funktionierende Technik nicht mehr möglich. Dann müsste die neugebaute Schiersteiner Brücke einstürzen. Es gibt aber auch eine bleibende Wahrheit in der Metaphysik, in dem wesenhaft Unerfahrbaren und Unwandelbaren. Kein Mensch wird uns weismachen können, die Welt sei von allein entstanden. Jedes Ding hat seine Ursache, die außerhalb dieses Dinges existiert. Wenn ein Ding sich selbst die Existenz geben könnte, müsste es noch vor seiner Existenz existieren. Darin aber liegt ein Widerspruch. Auch die ganze Welt muss eine Ursache ihrer Existenz haben, die außerhalb ihrer selbst und bereits vor ihrer Entstehung existierte. Wir nennen sie Gott.

Es ist nicht wahr, dass es keinen Gott gibt und dass die Wissenschaft dafür den Beweis liefere. Diesen Beweis hat noch nie ein Mensch geliefert. Der Atheismus wächst nicht aus sich selbst heraus, aus der Kraft seiner Argumente, sondern er wächst durch die Verwirrung und die Verführung von Menschen, die ihren religiösen Glauben verloren haben. Der Atheist selbst ist ein glaubender Mensch. Er glaubt zwar nicht an Gott, aber er glaubt daran, dass es Gott nicht gibt, und das muss er glauben, denn er kann es nicht beweisen. Die Atheisten glauben hartnäckig an Zufall und Notwendigkeit. Das Argument der Evolutionsbiologen, dass sich alles durch Zufall und Notwendigkeit erklärt, übersieht etwas Entscheidendes. Notwendigkeit bedeutet Gesetzmäßigkeit, Gesetze aber setzen einen Gesetzgeber voraus, und das ist Gott. Die Natur folgt den Gesetzen und erlässt keine Gesetze.

Es ist nicht wahr, dass die Theorie der Weltentstehung und die Schöpfungsberichte der Heiligen Schrift sich ausschließen. Die Schöpfungsberichte im ersten Buch der Bibel sind die Verpackung eines theologischen Kerns und konkurrieren mit keiner empirischen Naturwissenschaft. Sie bieten keinerlei

konkrete Angaben über den äußeren Hergang der Erschaffung, sondern lediglich schriftstellerische Ausdrucksmittel für die darin enthaltenen religiös-sittlichen und heilsgeschichtlichen Aussagen.

Es ist nicht wahr, dass der religiöse Glaube am Leid der Welt scheitert, dem Gott angeblich teilnahmslos oder gar hilflos zusieht. Der Glaube ist nicht sprachlos gegenüber dem Leid in der Welt, im Menschenleben. Ein sehr großer Teil des Leids in der Welt geht vom Menschen aus. Es ist der Preis unserer Freiheit. Gott stattete den Menschen mit der Freiheit aus. Er sollte das Gute aus eigener Bejahung vollbringen. Dafür nahm Gott in Kauf, dass er die Freiheit auch missbraucht. Gott lässt das Leid sodann zu um der Läuterung willen. Er gab dem Menschen die Erkenntnis seiner Schuld und die Fähigkeit zur Bekehrung. Das Leid wird so zur Vorbereitung auf die Erlösung. Weiter schenkte Gott dem leidenden Menschen die Hoffnung. Sie ist die Zuversicht auf die Hilfe und die Rettung Gottes. Er verlässt den leidenden Menschen nicht. Die Hoffnung gibt das Vertrauen, aller Schwierigkeiten in Gottes Kraft Herr zu werden. Schließlich verheißt Gott den Menschen das ewige Leben. Mögen sie auf Erden noch so schreckliche Schicksale erleiden. Gott heißt sie auf die Ewigkeit blicken. Es gibt einen Ausgleich, es gibt einen Lohn für gottergeben ertragenes Leid. Die Hoffnung auf das ewige Leben relativiert das Leid dieser Welt.

Es ist nicht wahr, dass Jesus von Nazareth lediglich ein liberaler humanitärer Gutmensch war. Das unvoreingenommene Verhör der Zeugen des Lebens Jesu bestätigt die Aussagen der christlichen Glaubensbekenntnisse, wonach der Sohn Gottes vom Himmel herabgestiegen ist, um die Menschen durch sein Lehren und Leiden von Sünde und Schuld zu erlösen.

Es ist nicht wahr, dass der Kirche geholfen werden kann, wenn sie sich nach den Vorstellungen des Demokratismus umgestaltet. In jeder Demokratie bilden sich Parteien. Parteien werben um Anhänger. Wie die Menschen sind, hat jene Partei größere Aussicht auf Zuwachs, die ihnen zeitliche Vorteile und sittliche Erleichterungen verspricht. Die Wahrheit ist den meisten Menschen das gleichgültigste. Wenn in der Kirche über Normen des Glaubens und des Handelns abgestimmt wird, gewinnt jene Gruppierung, die es den Menschen angenehm und bequem machen will. Seitdem ein Mann namens Adolf Hitler da war, sollte der Irrtum überwunden sein, dass Weisheit, Wahrheit und Recht bei der Mehrheit seien. Diese Beobachtung trifft voll auf den unseligen Synodalen Weg zu. Hier werden die Weichen gestellt für die Errichtung einer weiteren protestantischen Denomination, die früher einmal die katholische Kirche war. Dieses Abbruchsunternehmen sollte so bald wie möglich eingestellt werden.

Es ist nicht wahr, dass dem Menschen geholfen wird, wenn die Gebote der christlichen Sittlichkeit abgeschafft oder erleichtert werden. Diese Gebote garantieren seine Aufgabe und seine Würde. Sie beruhen auf dem Willen des ewigen Gottes und werden durch keinen Einwand überholt. Die sittliche Menschennatur bedarf des Kampfes und der Selbstverleugnung, damit sie ihre Kräfte voll entfaltet. Das schmerzliche Ringen hält das Bewusstsein im Menschen wach, dass er hienieden nicht auf Ruhe und Vollendung hoffen darf, vielmehr unermüdlich weiterstreben muss, um im Jenseits den vollen Frieden zu finden. Meine lieben Freunde! Uns Christen ist der Kampf von Christus aufgegeben. Der Kampf gegen die Feinde unserer heiligen Religion, unserer geliebten Kirche, unseres ewigen Heils. Wir müssen die Wahrheit verteidigen und den Irrtum abwehren. Durch das Zeugnis unseres lauterer gläubigen Lebens. Durch solides religiöses Wissen. Durch furchtloses Bekenntnis. Um dem Gegner begegnen zu können, muss man erstens Wissen haben. Wissen ist Macht. Ich fordere Sie auf, meine lieben Freunde, erwerben Sie Wissen um unsere heilige Religion! Es gibt zahlreiche, verständlich geschriebene Bücher über die Glaubens- und Sittenlehre, über die Geschichte und das Recht der Kirche, über das Verhältnis von Glauben und Naturwissenschaft. Aber man muss sie lesen. Um den Gegnern begegnen zu können, muss man zweitens Mut haben. Mut ist der entschlossene Einsatz zur Überwindung drohender Gefahr. Im Dienst der Überzeugung riskiert der Mutige eigene gesellschaftliche oder wirtschaftliche Nachteile. Lassen Sie nicht feige zu, dass unsere Mutter, die Kirche, verlacht und geschmäht wird. Geben Sie nicht furchtsam zu, dass unser Herr karikiert und verunglimpft wird. Am Eingang so mancher Kirche in Bayern steht der Herr an der Geißelsäule, gebunden und geschunden. Lassen wir ihn nicht allein leiden! Machen wir seine Sache zu der unserigen!

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

So sterben die Völker

24.10.2021

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Eine der großartigsten Erscheinungen der Weltgeschichte ist das Römische Reich. Zur Zeit der Geburt Christi hatte es seine größte Ausdehnung und höchste Blüte erlangt. 700 Jahre Krieg, das Blut der tapfersten Soldaten, die Tatkraft der scharfsinnigsten Staatsmänner und ein wunderbares Glück hatten zu seinem Bau beigetragen. Ein schönerer Länderverband hat nie bestanden. Im Osten war der Euphrat die Grenze des Reiches, im Westen der Atlantische Ozean, im Norden die Donau und der Rhein, im Süden der Atlas, die Sahara und die Katarakte des Nils. Das Leben war glänzend, nicht nur in Rom, sondern nach und nach auch in den Provinzen. Wenn die Römer ein Volk bezwungen hatten, dann nahmen sie ein Drittel des Landes und gaben es den armen römischen Kolonisten, die es zur Gründung von Städten, Festungen und Stationsplätzen verwandten. Dieses Kolonisten stammten meistens aus kräftigen Bauerngeschlechtern. Es herrschte ein gesundes Familienleben, die Kinderzahl in den Ehen war hoch. Diese beste Substanz des Römischen Reiches erneuerte auch immer wieder die Gesellschaft der Metropole Rom. Doch mit der Zeit des wachsenden Wohlstandes griff auch ein schrankenloser Luxus um sich, die Sucht nach Vergnügen, die Gier nach Lebensgenuss in allen Formen. So konnten die Folgen nicht ausbleiben, und es kam, wie es kommen musste. Hinter all dem Glanz und Reichtum lauerten das tiefste Elend und die entsetzlichste Verwilderung des Gemütes. Die Grundlagen der Gesellschaft wurden erschüttert, und Weiterdenkende hielten sie für unrettbar verloren. Der römische Geschichtsschreiber Titus Livius sagt: „Wir sind so weit in der Schlechtigkeit fortgeschritten, dass wir weder die Übel noch die Heilmittel dagegen ertragen können.“

Den religiösen Anschauungen fehlte das Ideal, wonach der Mensch streben soll, denn der Begriff der Heiligkeit Gottes war verlorengegangen. Es fehlte der Begriff der Verantwortlichkeit den Göttern gegenüber und damit das wahre Fundament des Gewissens. Ein allwissender Gott war den Heiden ein Monstrum; ein Gott, der auf die Sitten, die Handlungen und gar auf die verborgenen Gedanken des Menschen achtet, war „ein lästiges, unruhiges und unverschämtes vorwitziges Wesen“ (der Heide Cäcilus bei Minucius Felix Oct. c. 10). Die Erzeugnisse der Mythologie übten verderblichen Einfluss aus. In den Kinderstuben wurden sie erzählt, in den Schulen gelehrt, in Holz und Stein dargestellt, in Farben an den Wänden der Häuser weitergegeben, auf den Münzen wiedergefunden. Selbst in den Tempeln brachte man abstoßende und gottlose Bilder an. Bei Gastmählern und in den Theatern wurden die Götterfabeln pantomimisch dargestellt; die Liebeshändel von Göttern waren von besonderer Zugkraft. Diese pantomimischen Darstellungen galten als religiöse Handlungen, zu denen man sich durch Gelübde verpflichtete. Dass man die Götter durch Übung der Laster ehren wollte, war ein weiterer naturgemäßer Schritt. In Rom waren die Tempel bestimmter Gottheiten nicht weniger Stätten des Lasters als die verrufenen Häuser. Die Folge dieser Dinge konnte nur tiefe sittliche Verkommenheit der gesamten Heidenwelt sein. Ein wahres Verhängnis waren die Vorstellungen in den Theatern. Die hohe Moralität des griechischen Theaters gehörte der Vergangenheit an. Leichtfertige und schlüpfrige Stücke beherrschten die Bühnen. In der römischen Kaiserzeit wurde „der Christ“ die neueste Figur der Mimen. Gregor von Nazianz entsetzte sich, dass auf der Bühne kein Typ mehr

beklatscht werde als der Christ. Besonders die Taufe und selbst das Martyrium dienten der Verhöhnung auf der Bühne. Seneca schreibt: „Nichts ist für die Sittlichkeit so schädlich wie das Sitzen in den Schauspielen. Da beschleichen uns – unter Ergötzlichkeit – die Laster um so leichter. Ich kehre hab-süchtiger zurück, ehrsüchtiger, sinnlicher, ja grausamer und unmenschlicher, weil ich unter Menschen war.“

Von der Versunkenheit der damaligen Zustände gibt uns die Zerrüttung des ehelichen Lebens den besten Begriff. Die Geschichte der Ehe ist mit Recht die Geschichte eines Volkes genannt worden. Denn die Familie ist die Wurzel von Volk und Vaterland. Die Reinheit baut die Familie, die königlichen Geschlechter, die großen Geister, die langlebigen und starken Völker auf. Wo diese Tugend nicht mehr herrscht, ist nur Staub in einem Grabe. Durch die einsetzende Verweichlichung und die einreißende Sittenlosigkeit wurden im Römischen Reich die Grundlagen der Ehe zerstört. Man kannte die Würde der Frau nicht mehr und auch nicht den Anspruch der Liebe. Die freie Stellung, welche die Frau im Altertum innehatte, wurde von ihr immer mehr missbraucht. Sie war dem Laster mehr zugeneigt als dem Gatten. Der Umgang mit schlechten Personen weiblichen oder männlichen Geschlechts galt als etwas Gleichgültiges. Die gleichgeschlechtliche Sexualübung war das Nationallaster der Griechen und wurde in Rom in aller Öffentlichkeit betrieben. In der römischen Oberschicht war die Knabenliebe nicht selten; sie wurde nicht als sexuelle Abweichung angesehen. Es galt nicht als Ehebruch, wenn ein Mann sich mit seiner Sklavin oder einer fremden unverheirateten Person versündigte. Als Ehebruch galt es nur, wenn eine Verheiratete daran beteiligt war; das Wesen der Verfehlung wurde in der Verletzung des Rechtes des Gatten gefunden. Das Heidentum kannte keine Unauflöslichkeit der Ehe. Ehescheidungen waren zur Zeit der Kaiser etwas Alltägliches. „Keine Frau“, sagt Seneca, „schämt sich mehr des Scheidebriefes, nachdem mehrere hohe und vornehme Frauen ihre Jahre nicht mehr nach der Zahl der Konsuln, sondern der Ehemänner zählen und aus der Ehe treten, um zu heiraten und in die Ehe treten, um sich scheiden zu lassen.“ Frauen kannten keine Innigkeit, keine Gottesfurcht, keine Keuschheit mehr. Immer seltener wurde die religiöse Ehe, immer allgemeiner die freie Verbindung. Ehebruch und Ehescheidung waren an der Tagesordnung. Es gab Frauen, die zwanzigmal verheiratet waren.

Durch den Anblick der entwürdigten Frau nahm bei den Männern die Abneigung gegen die Ehe immer mehr zu. Um dem beginnenden Bevölkerungsrückgang Einhalt zu gebieten, wurden Strafen gegen die Ehelosen eingeführt. Das Gesetz Lex Julia et Papia Poppaea des Kaisers Augustus setzte empfindliche Geldstrafen für Ehelose und Kinderlose fest und befreite Väter von drei Kindern von bestimmten Staatslasten. So wurde die Ehe zu einem im Interesse des Staates geschlossenen Band, das dem Staat Bürger erzeugen sollte. Sie wurde eine staatliche Notwendigkeit statt einer sittlichen. Doch kein Gesetz gegen die Ehelosigkeit wollte nützen. Vergebens war es verboten, dass Männer unter sechzig und Frauen unter fünfzig Jahren ehelos lebten. Vergebens waren an den Besitz von Kindern Befreiung von Staatslasten, Vorteile und Ehren geknüpft. Die Unmoral nahm in grauenhaftem Maße zu. Aus Ekel vor der entsittlichten Frau entehrte sich der Mann. Der Staat war faul geworden, wie in der Krone, so in der Wurzel. Tyrannei und knechtische Gesinnung waren die natürliche Folge der allgemeinen Sittenlosigkeit.

In der Ehe wurden Schwangerschaft und Geburt von Kindern als lästig empfunden. Empfängnisverhütung und Schwangerschaftsabbruch wurden in weitem Umfang praktiziert. Aus der Entwürdigung des Leibes ging die Sklaverei des Kindes hervor. Das neugeborene Kind wird vor den Vater gelegt. Hebt er es auf, so wird es erzogen. Lässt er es liegen – was meistens geschah, wenn das Kind schwächlich war – so wurde es ins Wasser geworfen, im Walde wilden Tieren überlassen, im besten Falle an einen öffentlichen Platz gelegt, damit sich jemand finde, der es annimmt und erzieht. Der Staat kümmerte sich nicht um die Erziehung. Im zweiten Jahrhundert n. Chr. war die Entvölkerung im Römischen Reich offenkundig. Tacitus schrieb um 116 n. Chr.: „Die Kinderlosigkeit hatte überhand genommen.“ Tertullian hielt den Heiden vor: „Wie viele sind unter euch, und selbst im Richterstande, die ihre eigenen Kinder umbringen!“ Die Armen setzen ihre Kinder aus, Frauen töten die Leibesfrucht im Schoße und vernichten durch mörderische Tränke die eigenen Kinder schon im Mutterleib, schreibt der hl. Ambrosius.

Mit dem Aufhören der Republik schwanden alle Grundlagen, die den Jüngling moralisch hoben. Der Haushalt wurde von den Frauen den Sklaven überlassen. Sie verbrachten ihre Zeit beim Friseur, in Bädern, im Zirkus und bei ihren Liebhabern. Die Sklaverei war wesentlich mit schuld an dem grauenhaften Ausmaß der Unzucht. Von den Frauen sagt der heidnische Philosoph Seneca: „Keine finde ich, die nicht so elend und gemein wäre, dass sie nicht zu jedem Laster fähig wäre.“ Die Folgen traten denn auch in der Kaiserzeit ein. Während die Christen in den Martyrertod gingen, entartete die heidnische römische Gesellschaft so sehr, dass in wenigen Jahrhunderten der Untergang des Römischen Reiches Tatsache wurde. Das grauenhafte Wirken so mancher Cäsaren kennzeichnet am besten die Versunkenheit der damaligen Gesellschaft. Verbrechen gegen die gottgeschaffene Natur bleiben nie ungesühnt. Das Ergebnis aller dieser Umstände war grenzenlose Unsittlichkeit des männlichen, tiefe Verkommenheit des weiblichen Geschlechts, schlimme Krankheiten, Selbstmordmanie und Entvölkerung der Länder. Menschliche Mittel waren ohnmächtig gegen das allgemeine Verderben, alle Gesetze ohne Kraft. Verzweiflung ergriff die Einsichtigen. Als das Römische Reich am Verwelken war und an innerer Fäulnis zugrunde ging, da erhob sich eine Bewegung der Erneuerung und der Heiligung; es war die Religion Christi. Das Christentum forderte die Keuschheit. Es verurteilte nicht bloß die Frau, welche die eheliche Treue nicht wahrte, sondern auch den Mann als Ehebrecher. Den Umgang mit Prostituierten, die Unzucht des Herrn mit seiner Sklavin, die Homosexualität beurteilte das Christentum als schwere Sünde. Es verurteilte auch die unsittlichen Schauspiele.

Sie werden spüren, meine lieben Freunde, wie sehr sich die heutigen Verhältnisse in Deutschland und die vergangenen im Römischen Reich ähneln. Im Römischen Reich waren es die Heiden, über deren religiösen und sittlichen Stand uns die zeitgenössischen Schriftsteller ein düsteres Bild entwerfen. In der Welt von heute sind es Christen, Getaufte und Gefirmte, deren mangelnde Religiosität und fehlende Sittlichkeit uns mit Sorge und Angst erfüllen. Genuss und Vergnügen, Annehmlichkeiten und Schwelgereien sind für einen weit überzähligen Teil der Bevölkerung zum hauptsächlichen Inhalt des Lebens geworden. Wenn ich am Mainzer Theater vorbeigehe und sehe, was da gespielt wird, das ist nichts Erhabenes, nichts Veredelndes, keine Spur von Theater als einer moralischen Anstalt. Neben das Theater ist das Fernsehen getreten. Aber was ist da zu sehen? Da werden nicht gültige Werte vermittelt, da werden nicht sittliche Haltungen gelehrt, da wird nicht Religion und Gottesbezug geboten, sondern von all dem das Gegenteil. Unsere heilige Kirche ist der Prügelknabe des Fernsehens. Jede Gelegenheit wird benutzt, um ihr etwas auszuwischen. Was ist in dem ehemals christlichen Europa aus der Ehe geworden? Aus dem heiligen Bund fürs Leben ist eine Durchgangsstation für sexuelle Bedürfnisse geworden. Die Ehescheidung (und die Wiederverheiratung) wird von immer mehr katholisch Getauften als gewählter oder gar zulässiger Ausweg aus Eheschwierigkeiten gesehen. Die Verpflichtung zu lebenslanger ehelicher Treue wird immer mehr als unzumutbar abgelehnt. Die Ehe als Pflanzstätte der Familie und des Volkes hat ausgedient. Das generative Verhalten ist heute geprägt von der Zwei-Kinder-Norm, der Ein-Kind-Familie und gewollter Kinderlosigkeit. In der Geburtenrate belegt Deutschland im weltweiten Vergleich den 180. Platz bei insgesamt 191 untersuchten Staaten. Die Gesellschaft hat sich schon lange daran gewöhnt, den Hochschulabschluss, den Karrierewunsch, den jährlichen Urlaub höher zu bewerten als eigene Nachkommenschaft. Kinder vermitteln Sinn und Erfüllung. Wo sie gewollt fehlen, geht nicht nur ein Stück Humanität, sondern auch eigene Identität verloren. Wo sie in Massen fehlen, geht die Gesellschaft zugrunde. Die Pille gestattet den scheinbar folgenlosen Geschlechtsverkehr für jeden, der über einen Geschlechtsapparat verfügt. Der abnehmenden Zahl von Geburten steht eine steigende Zahl von Abtreibungen gegenüber. Diese Zahl entspricht etwa der Geburtenzahl, die zur Bestandserhaltung der Bevölkerung fehlt. Frösche und Fledermäuse erfahren staatlichen Schutz, ungeborene Kinder werden zerstückelt oder verätzt. Kann Gott anders als mit Betrübnis oder Zorn auf Europa, auf Deutschland schauen? Wir können die Welt nicht verändern. Aber wir können unser Leben bessern. Wir können reiner, selbstloser, gottliebender und menschenfreundlicher werden. Wir können an uns arbeiten, dass wir glaubwürdige Zeugen unseres Herrn Jesus Christus werden. Oder gilt für uns schon das furchtbare Wort des Herrn vom Salz. „Ihr seid das Salz der Erde. Wenn nun das Salz seine Kraft verliert, womit soll man dann salzen? Es taugt zu nichts mehr, als dass es hinausgeworfen und von den Menschen zertreten wird.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Christus der König

31.10.2021

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Die Kirche bekennt Jesus Christus als den König des Alls. Dieses Bekenntnis ist so alt wie die Kirche. Polykarp wurde um das Jahr 100 vom Apostel Johannes zum Bischof von Smyrna bestellt. Er starb am 23. Februar 156 als Martyrer. Er erklärte dem heidnischen Richter, er könne, nachdem er Jesus sechsundachtzig Jahre treu gedient habe, nicht am Ende des Lebens dem Herrn und König die Treue brechen, wie ihm zugemutet wurde. Die Apostel blicken mit Vorliebe auf den Erhöhten und nennen ihn fast stets den „Herrn“ (*Kyrios*), das mit Herrscher und König identisch ist. Johannes sieht in einer Vision, wie Christus im Himmel einen Königsmantel trägt mit der Aufschrift „König der Könige und Herr der Herrscher“ (Apk 19,10). Paulus verlegt die Vollendung seiner Herrschaft in den Augenblick des Gerichts; von jenem Zeitpunkt an heißt es: „Er muss herrschen“ (1 Kor 15,25). Die Kirche bekennt das Königtum Christi in ihren Glaubensbekenntnissen, wenn sie sagt: „Er sitzt zur Rechten Gottes; seines Reiches wird kein Ende sein.“ Allein schon aufgrund der hypostatischen Vereinigung besitzt er die Herrschergewalt über die gesamte Schöpfung. Diese besagt die Vereinigung der göttlichen und menschlichen Natur in der göttlichen Person des Logos. So kann Isaias Jahrhunderte vor Jesu Geburt jubeln: „Ein Kind wird uns geboren, ein Sohn wird uns geschenkt. Die Herrschaft ruht auf seiner Schulter. Seinen Namen wird man nennen: Wunderrat, Gottheld, Vater der Zukunft, Friedensfürst“ (Is 9,6f.). Aber Christus ist nicht nur kraft angeborenen, sondern auch kraft erworbenen Rechtes unser oberster Herr. Die Kirchenväter führen das Königtum Christi mit Recht auf die Schöpfungstat zurück. Andere Kirchenväter begründen das Königtum Christi mit seinem Kreuzesleiden. Schon im Barnabasbrief 8,5 erscheint die Interpolation in Ps 95,10: Er herrscht vom Kreuze.

Christus ist als ewiger Logos und auch als Gottmensch der Herr der Schöpfung. Aber er hat auf die irdische Ausübung einer äußeren Königsherrschaft freiwillig Verzicht geleistet. Er hat sein Herrscheramt (trotz Lk 23,3.38) nur als religiöses ausgeübt, wie es durch die sittliche, nicht politische Gesetzgebung und Rechtsprechung geübt wird, in Auslegung des Dekalogs, in Sündenvergebung und in Gericht. Die irdisch-politische Form der Ausübung seiner Macht lehnt er ab (Mt 4,8-10; Mk 9,33-36; Mt 20,20-25; Joh 6,5). Er anerkennt fremde Königsgewalt (Joh 19,11; Mt 22,21) und weist irdische Rechtshändel als nicht vor sein Forum gehörig ab (Lk 12,14). Einer aus dem Volke sprach zu ihm: „Meister, sage meinem Bruder, er solle mit mir das Erbe teilen.“ Jesus erwiderte: „Mensch, wer hat mich zum Erbeiler über euch gesetzt?“ (Lk 12,13f.). Vor dem römischen Statthalter erklärt er ausdrücklich, sein Königtum sei nicht von dieser Welt. Das Reich Christi ist anderer Art als die irdischen Mächte. Es hat keine bestimmten geographischen Grenzen und tritt nicht mit den Formen auf, wie es die Reiche dieser Erde tun. Als die staunende Volksmenge ihn zum König ausrufen will, geht er ihr aus dem Wege, verbirgt sich, entflieht dem Titel und der Ehrung. Das Königtum Jesu auf Erden ist verborgen, weil er immer nur ist in der Hülle des Knechtes. In seiner Herrlichkeit sitzt er zur Rechten des Vaters. Die unbeschränkte Ausübung des Königsamtes wurde verschoben bis zu seiner Verherrlichung (Eph 1,22; Mt 16,27; 26,64; Joh 5,22). Diese begann mit seiner Auferstehung und Himmelfahrt und dauert fort im Sitzen zur Rechten des Vaters (Hebr 1; Apg 17,14; 1 Kor 15,25).

Wir wollen nun die Seiten des Königtums Christi im Einzelnen betrachten. Christus ist König, weil er der Schöpfer des Alls ist. Von ihm heißt es am Anfang des Evangeliums nach Johannes: „Alles ist durch das Wort (den Logos) geworden und ohne es ward auch nicht eines von dem, was geworden ist“ (Joh 1,3). Die Königsherrschaft Christi erfüllt die ganze Welt, da er die gesamte Schöpfung mit der Herrlichkeit Gottes erfüllt hat. Dieser neuen Situation entspricht es, dass die geschaffenen Ordnungen gestaltet werden nach dem Willen des Vaters; d.h. nach den ihnen innewohnenden Gesetzen, in denen sich der schöpferische Wille Gottes ausspricht. Ein Widerspruch hierzu ist daher nicht bloß eine Verletzung des göttlichen Schöpferwillens, sondern auch eine Auflehnung gegen die Königsherrschaft Christi. Unter dieser Hinsicht übt also Christus Einfluss aus auf die Gestaltung irdischer Dinge.

Jesus ist König, weil er der Erlöser ist. Die Erlösung beinhaltet Sündenvergebung und Versöhnung, Begnadigung im Heiligen Geist und Wiedergeburt. Durch den Sündenfall geriet der Mensch unter die Herrschaft Satans. Christus hat ihn daraus befreit. Durch die Sünde verfiel der Mensch der Herrschaft des Todes. Christus hat den Tod durch seine Auferstehung überwunden. Zwar bleibt er als Straffolge bestehen, doch er ist jetzt der Durchgang zum Leben. Durch sein erlöserisches Wirken hat er die gesamte Menschheit sich erworben. Der unerlöste Mensch wird durch Glaube und Taufe der Herrschaft Satans entrissen und dem Herrtum Christi eingegliedert. Der Erlöste wird Christus zugeeignet und untertan. Er wird wiedergeboren für Christus und sein Reich. „Jeder, der aus der Wahrheit ist, hört auf meine Stimme“ (Joh 18,37).

Jesus ist König, weil er der höchste Gesetzgeber ist. Er selbst ist das Gesetz der Gläubigen. Der Gläubige gehorcht nicht erstlich und letztlich einer unpersönlichen Vorschrift, sondern dem personalen lebendigen Christus, der ihn in Pflicht genommen hat. Die Einzelvorschriften, die Christus oder in seinem Namen die Kirche gibt, sind konkrete Fassungen des Gesetzes, das Christus selbst ist. Wenn der Christusgläubige Gesetzesvorschriften erfüllt, so ist das Gehorsam gegen Christus. In den Geboten, die Christus gibt, etwa in der Bergpredigt, offenbart er uns, wie sich derjenige, der sich ihm überantwortet hat, in bestimmten Lagen des Lebens, z.B. dem Mitmenschen oder den irdischen Gütern gegenüber, verhalten muss. Das christliche Verhalten wird so zu einer Auswirkung und Betätigung der Christusverbundenheit. Königtum und Lehramt Christi hängen eng zusammen. Die Offenbarungen Christi sind Anrufe Gottes, denen wir uns in Gehorsam beugen müssen. Indem Christus Lehrer ist, ist er König, der Gesetze gibt. Indem Christus Gesetzgeber ist, ist er Offenbarer Gottes. Zu den Aufgaben seines Königtums gehört auch das Zeugnis für die Wahrheit, d.h. die Erschließung der Wirklichkeit Gottes.

Jesus ist König, weil er der Richter des Alls ist. Ja, er ist in Person das Gericht. Im Glauben an ihn und im Unglauben gegen ihn entscheidet sich Heil und Unheil. Sein Gerichtswort ist die Aussprache dessen, was er ist. Ihm ist alles Gericht vom Vater übertragen (Joh 5,22-30). Das Endgericht bereitet sich schon in der Gegenwart vor. Es entscheidet sich in der Stellungnahme des Menschen zu Jesus. Wer an ihn glaubt, d.h. sich ihm vorbehaltlos übergibt, wird nicht gerichtet. Wer aber nicht glaubt, der ist schon gerichtet, weil er nicht glaubt an den Namen des eingeborenen Sohnes Gottes (Joh 3,13). Den Höhepunkt wird die Richtertätigkeit Christi erhalten beim Letzten Gericht, beim Weltgericht. Der Herr und König hat die Schlüssel des Todes und der Unterwelt (Apk 1,18). Er vermag aus beidem zu erretten. Bei seiner Wiederkunft wird er die Bösen verwerfen, die Guten aber einführen in sein Reich, das ihnen bereitet ist von Anfang an.

Jesus ist König, weil er Inhaber der vollziehenden Gewalt ist. Er besitzt das Hoheitsrecht über die Gesamtheit der öffentlichen Angelegenheiten. „Mir ist alle Gewalt gegeben im Himmel und auf Erden“ (Mt 28,18). Seiner Befehlsgewalt müssen alle Folge leisten. Gegen die Widerspenstigen wird die Verhängung von Strafen angedroht, denen niemand entrinnen kann. Seinen Aposteln gebot er: „Gehet hin und lehret alle Volker. Lehret sie alles halten, was ich euch befohlen habe“ (Mt 28,19). Als Inhaber der vollziehenden Gewalt ist Christus der himmlische Quartiermacher. „Im Hause meines Vaters sind viele Wohnungen. Ich gehe hin, euch einen Platz zu bereiten. Wenn ich hingegangen bin und einen Platz bereitet habe für euch, komme ich wieder und werde euch zu mir nehmen, damit auch ihr seid, wo ich bin“ (Joh 14,2-4).

Jesus ist König, der König aller Könige, der Herr aller Herrscher. Ihm ist alles untertan. Ihn sollen anbeten jeder Mensch, jede Familie, jede Gemeinde, jedes Volk, jeder Staat und jede Obrigkeit. Wenn



die königliche Gewalt Christi im privaten und öffentlichen Leben anerkannt wird, durchdringen gerechte Freiheit, Ordnung und Ruhe, Eintracht und Frieden die bürgerliche Gemeinschaft und die Völkerfamilie. Leider ist dies nicht und immer weniger der Fall. Darum flehen wir im Weihegebet an das heiligste Herz-Jesu: Sei du, o Herr, König nicht nur der Gläubigen, die nie von dir gewichen sind, sondern auch der verlorenen Söhne und Töchter, die dich verlassen haben. Gib, dass sie bald ins Vaterhaus zurückkehren. – Sei du König über die, welche durch Irrtum getäuscht oder durch Spaltung von dir getrennt sind. Rufe sie zum sicheren Hort der Wahrheit und zur Einheit des Glaubens zurück. – Sei du König aller, die im Dunkel des Heidentums oder des Islams befangen sind. Entreiß sie der Finsternis und führe sie zum Lichte deines Reiches. In der Zeit des nationalsozialistischen Regimes versammelte sich die katholische Jugend am Dreifaltigkeitssonntag zum Gottbekenntnis. Dabei sang sie das Christköniglied: „Jesus, König! O dein Herz ruft uns alle himmelwärts. Königshertz, dem keines gleicht, zu uns komm dein Königreich. Jesus, König hochehoben, Lieb und Treue wir geloben. Jesus, König hochehoben, Lieb und Treue wir geloben. Ja, wir folgen dir als Herrn, deinem Königsbanner gern. Jesus, du allein regierst und du siegst und triumphierst. Jesus, König hochehoben, Lieb und Treue wir geloben.“ Zur gleichen Zeit tobte in Mexiko eine grausame Verfolgung der katholischen Christen. Man befahl zwei Jugendlichen zu rufen: „Nieder mit Christus!“ Sie aber riefen laut: „Es lebe Christus, der König!“ Daraufhin schnitten ihnen die Verfolger die Ohren ab. Blutüberströmt riefen sie weiter: „Es lebe Christus, der König!“ Da riss man ihnen die Zunge heraus. Jetzt konnten sie nicht mehr rufen. Aber voll Ehrfurcht bezeichneten sie sich mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes. Dann wurden sie erschossen. Die Zeugen Christi sterben. Aber Christus der König lebt und ruft sie in sein himmlisches Reich.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Die Heiligen (1)

01.11.2021

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Wir begehen heute das Fest Allerheiligen. Wir erinnern uns der Menschen, die in der Nachfolge Christi heroische Tugend erworben haben und von der Kirche als mit Gott Vereinigte erklärt worden sind. Es ist eine ganz verschiedene seelische Haltung, ob man an die Heiligen denkt, wie sie im irdischen Leben wandelten, oder ob man sie als verklärte und vollendete Bewohner der Ewigkeit glaubt. Die Heiligen auf Erden sind nicht nur die von der Kirche feierlich heilig gesprochenen Menschen. Dazu gehören auch alle gottverbundenen und gottliebenden Menschen, die es je gab: die Menschen der großen religiösen Kraft und der heroischen sittlichen Vollendung, die Menschen Gottes und die Menschen der Güte. Es waren ihrer viele, eine große Schar, die niemand zählen kann, aus allen Stämmen und Völkern, aus allen Zeiten und Zungen. Die einen lebten in versunkenen Jahrhunderten, die anderen sind noch durch unsere Städte und Dörfer gegangen. Es überfällt uns immer wieder ein frohes und zugleich wehmütiges Staunen und eine Art Heimweh, wenn wir an sie denken. Was ist denn an ihnen so merkwürdig, so außerordentlich gewesen, so ganz anders als bei der großen dunklen Masse der Menschheit, die wir nur allzu gut kennen? Diese heiligen Menschen sind die einzigen Menschen, die wahrhaft unvergesslich sind. Unvergesslich nicht durch den Bericht unserer Geschichtsbücher; denn die meisten stehen überhaupt nicht in unseren Büchern. Unvergesslich sind sie für unser Herz. Sie sind die Menschen, an die man nur mit Liebe denkt und zugleich mit Freude und Sehnsucht. Es sind die einzigen Menschen, denen kein Fluch in die Ewigkeit nachgerufen wurde. Acht Jahrhunderte ist es her, seit Franz von Assisi nicht mehr auf Erden wandelt. Aber die Herzen der Menschen schlagen in unverminderter Liebe und Dankbarkeit für ihn. Sechzehn Jahrhunderte sind es, seit Augustinus starb. In seiner Sterbestunde überzogen die Wandalen seine Bischofsstadt mit Brand und Mord. Der Vandalismus ist seitdem in der Menschheit immer wieder siegreich gewesen. Dennoch ist der Name Augustinus, ist die Geistesgröße und Herzenswärme dieses Heiligen uns unvergesslich geblieben. Zweitausend Jahre sind vergangen, seit Paulus an der Straße nach Ostia enthauptet wurde. Doch heute noch knien Pilgerscharen nieder an seinem Grabe und beten dort ergriffen und dankbar, wie man nur im Namen des Geistes und der Freiheit beten und danken kann.

Warum sind die Heiligen unseren Herzen so nahe geblieben? Weil sie einzigen wirklichen und großen Wohltäter der Menschheit waren. Von ihnen ist keine Mordwaffe erfunden und kein Krieg entfesselt worden, kein Hass und kein Streit ausgegangen. Im Gegenteil! Sie haben die Zwietracht zu heilen versucht, haben die harten Herzen weich gemacht, haben die mutlosen Herzen höher schlagen lassen, haben die Herzen der Reichen weit und die Herzen der Armen froh gemacht; sie haben zu den Mächtigen stolz und frei, zu den Unterdrückten aber sanft und mütterlich geredet; sie haben die Wölfe gezähmt und die Lämmer beschirmt; sie haben dem Blinden als Auge gedient und dem Lahmen als Fuß, sie waren wie ein Vater gegen den Armen. Sie waren die Menschen, die wirklich die Erde wohnlicher und das Leben heller gemacht haben. Nicht durch Erfindungen einer besseren Beleuchtung oder einer gesünderen Wohnweise, sondern indem sie bessere Beziehungen unter den Menschen geschaffen haben, gute und friedvolle und einträchtige Beziehungen. Sie haben dazu verholfen, dass

sich die Menschen besser verstehen und untereinander vertragen. Davon hängt doch schließlich zumeist alles wirkliche Glück ab, das wir hienieden besitzen können.

Darum ist nicht bloß ihre Person, sondern auch ihr Werk unvergesslich und dauerhaft geworden auf Erden. Was die Heiligen geschaffen haben, das möchte niemand wieder zerstören, der es gut meint mit den Menschen. Die Reichsgründungen der großen Eroberer haben von Anfang an Feinde gehabt, die auf ihre Zerstörung ausgingen, aber die Barmherzigen Schwestern, die Vinzenz von Paul gegründet hat, möchte niemand aus unserem Leben wegwünschen. Die Werke des Erziehers Johannes Bosco kann niemand zerstören wollen, der die Jugend liebt. Was der heilige Franz gesungen hat, was der heilige Augustinus geschrieben hat, was Fra Angelico gemalt hat, das kann niemand hassen, das kann man nur lieben und verehren. So sind die Heiligen auch unsere Tröster. Sie geben uns immer wieder den Glauben an die Menschen und an die Menschheit, den Glauben an uns selbst, weil sie den Glauben an unsere Ideale, an das Gute und an das Helle immer wieder auffrischen. Denn sie sind Menschen gewesen, in denen der Geist und die Güte mächtig und siegreich waren.

Sonst sehen wir immer die Übermacht der Finsternis auf Erden, der Gewalt und der Sünde, oder wenigstens die Übermacht des Zufalls und des Schicksals. Die Menschen, die sonst zu den Großen gerechnet werden, die großen Kaiser, die großen Feldherren, die großen Staatsmänner haben ihr Werk zum größten Teil der Gunst der Zeit und der Verhältnisse oder der Gewalt der Waffen und dem Blut ihrer Völker oder der Rücksichtslosigkeit ihres Denkens und der Skrupellosigkeit ihres Wollens zu verdanken gehabt. Aber kein Heiliger hat durch solche Mittel gewirkt. In ihnen allein ist endlich auch einmal die Gewissenhaftigkeit, die Güte, die Sanftmut, das Erbarmen und das Mitleid, die Liebe und die Treue zu einem Erfolg, ja zu einem Siege gelangt. In ihnen hat nicht eine Institution, nicht eine Gewohnheit, nicht eine Leidenschaft oder ein Trieb, nicht eine Naturgewalt gesiegt, sondern die Persönlichkeit, die Freiheit und die Gnade. Endlich einmal sehen wir da Bahnbrecher, die nicht mit Gewalt eine Mauer zum Einsturz bringen, sondern still wie ein lebendiger Keim, lautlos wie das Licht ihren Weg nehmen. Da sind endlich einmal auch Führer, die nicht durch ihre Kommandostimme, sondern durch ihr Schweigen und Leiden uns zu Führern wurden.

Ja, sind denn die Heiligen unsere Führer? Können wir ihnen folgen? Vermögen wir es, sie nachzuahmen? Die Heiligen waren Menschen wie wir, in einer bestimmten Zeitlage, in einer bestimmten Geistesverfassung, mit einer gewissen größeren oder geringeren Höhe der Bildung, des Talents, der Begabung. Sie gehören somit auch ihrer Zeit an mit allem, was sie dachten und taten, sind also relativ wie alles Zeitliche. Vieles an ihnen war nur einmal möglich, nur einmal praktisch, nur einmal zulässig und klug. Es wäre sinnlos, sie in allen Einzelheiten ihres Lebens oder gar in allen Zügen ihres Wandels nachahmen zu wollen. Aber etwas an ihnen war absolut, ewig und unvergänglich, nämlich Gott, Gott in ihnen. Dass Gott in ihrer Mitte stand, in der Mitte ihres religiösen und sittlichen Lebens, in der Mitte ihres Liebens und Schaffens, das ist etwas Absolutes, was an keine Zeit gebunden ist. Denn Gott gehört jeder Zeit an, er ist der Ewige. Dass man Gott dienen kann auch in dieser Welt und dass man dieser Welt dienen kann auch im Gottsuchen, das ist das Wundervolle, das allgemein Gültige und das Unvergängliche an dem Beispiel der Heiligen. Das ist ihre Tat. Es ist also nicht wahr, dass in unserer Welt, in unseren Großstädten, auf unseren Straßen, in unserem Berufsleben, in unserer Arbeit, in unseren Freuden und Leiden Gott nicht zu finden ist, dass man ihn zurückstellen und vergessen muss in dem Leben, wie wir es führen. Es ist nicht wahr, dass der Gedanke an Gott und die Liebe zu Gott lebensfremd und unpraktisch, eine Illusion und eine Utopie ist, dass die lebensstarken und wirklichkeitsnahen Menschen nur an die Erde denken könnten und dass alles Denken an den Himmel ein Traum und eine Betäubung ist. Denn die Heiligen haben die Erde gesehen und doch den Himmel nicht aus den Augen verloren; sie haben die Schöpfung geliebt und doch Gott gedient; sie haben in ihrer Zeit gelebt und doch die Ewigkeit gewonnen; sie haben Menschen umarmt, ohne Gott zu beleidigen; sie haben sich zu Gott geflüchtet und doch ihre Menschen nicht vernachlässigt. Dafür sind die Heiligen das Beispiel, das uns tröstet und zugleich aufruft: Konnten es jene, warum nicht auch wir! Warum nicht wir alle! Warum sind wir nicht ebenso fleißig und tätig, ebenso mutig und tapfer, ebenso folgerichtig? Warum lassen wir unser Leben als eine Halbheit, als einen unfertigen Bau, als eine Ruine liegen?

Doch ich weiß schon, dass Beispiele nicht viel helfen unter uns Menschen. Wir folgen ja doch nicht den Größten und Besten unter uns nach. Die großen, heroischen Beispiele, die je in der Geschichte vorkommen, wirken immer nur auf Menschen, die ohnehin schon groß und heldenhaft angelegt sind. Die übrigen aber müssen nicht bloß eingeladen, sondern geführt, nicht bloß gelockt, sondern hingerissen werden von Menschen, die sie an der Hand nehmen, von ganz nahen und verbundenen Menschen, die stark und lebendig genug sind, auch das Leben anderer noch zu gestalten. Es gibt solche unter den Lebenden, und wohl dem, der je in seinem Leben einen so starken und zugleich guten und heiligen Führer fand. Es gibt aber noch mehr solche Führer unter den irdisch gesehen Toten, unter den Hinübergegangenen, unter den Vollendeten, unter den Heiligen des Himmels. Darum schauen wir auf zu ihnen, strecken unsere Hände zu ihnen auf und rufen voll Sehnsucht: O ihr Heiligen, seid unsere Führer, unsere Helfer, unsere Wegbereiter zum Himmel!

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Die Heiligen (2)

Die Gemeinschaft mit den Heiligen

07.11.2021

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Es empfiehlt sich, im Bereich der Religion die richtigen Begriffe zu verwenden, um Verwirrung zu vermeiden. Wir Gläubigen verehren Gott und die Heiligen. Aber beide Arten der Verehrung sind wesentlich verschieden. Die Verehrung Gottes ist Anbetung. Anbetung ist jener religiöse Kultakt, durch den der Mensch Gottes Oberherrlichkeit und die eigene vollständige Abhängigkeit von ihm anerkennt. Er ist Gott allein geschuldet. Verehrung ist die irdischen Personen erwiesene Hochschätzung und Huldigung. Sie wird den Heiligen des Himmels dargebracht. Wenn man das Wort sowohl für die Anbetung Gottes als auch für die den Heiligen erwiesene Wertschätzung verwendet, ist darauf zu achten, dass es sich dabei um wesentlich verschiedene Arten der Anerkennung handelt. Die Gott dargebrachte Verehrung ist eine absolute; sie geht auf die unendliche Vollkommenheit Gottes. Die den Heiligen erwiesene Verehrung ist eine relative; sie hat die ihnen von Gott verliehenen endlichen Vorzüge zum Gegenstand. Wir verehren die Heiligen wahrhaft und an sich, aber wegen der Tüchtigkeiten, die Gott ihnen geschenkt hat. Deshalb fällt die ihnen erwiesene Verehrung zuletzt auf Gott, der allein sie verehrungswürdig gemacht hat mit seinen übernatürlichen Gnadengaben. Der Vorwurf der Heiligenanbetung ist nicht nur hinfällig, sondern geradezu töricht. Die Verehrung der Heiligen ist nicht nur erlaubt, sondern theologisch wohlbegründet, empfehlenswert, fromm und heilsam. Die Gläubigen auf Erden und die Seligen im Himmel sind miteinander verbunden. Die Beziehung der streitenden Kirche im Diesseits und der triumphierenden Kirche im Jenseits lässt sich in zwei Sätzen zusammenfassen: Die Gläubigen auf Erde verehren die Heiligen und rufen sie an, die Heiligen im Himmel bitten für sie. Die Anrufung der Heiligen ergibt sich unmittelbar aus ihrer Verbindung mit Gott und ihrem Interesse für die Ausbreitung der Gottesherrschaft auf Erden. Die mit Christus herrschenden Heiligen bringen die Gebete der Gläubigen Gott dar. Es ist gut und nützlich, sie um ihre Fürbitte anzurufen. So nimmt das Konzil von Trient die Heiligenverehrung gegen die Glaubensneuerer in Schutz. Es erklärt, dass diejenigen „gottlos denken“, welche die Verehrung der Heiligen ablehnen und für töricht halten. Wir dürfen zu den Heiligen beten. Gott offenbart ihnen unsere Anrufung. So sind sie in der Lage, uns zu unterstützen. Kraft ihrer Fürbitte und Verdienste erreichen unsere Gebete ihre Wirkung. Im Martyrium des Polykarp heißt es: „Christus beten wir an, weil er der Sohn Gottes ist. Den Martyrern erweisen wir als Schülern und Nachahmern des Herrn die gebührende Liebe wegen ihrer unübertrefflichen Verehrung gegen ihren König.“ Es ist nicht zu verwerfen, wenn Gläubige zu bestimmten Heiligen eine besondere Verehrung üben, weil sie zu ihnen ein vermehrtes Zutrauen haben. Man darf annehmen, dass die Heiligen für solche Personen oder Gegenstände ein besonderes Interesse haben, worin sie selbst auf Erden ihre Prüfung bestanden oder worin sie sich ausgezeichnet haben. Nicht umsonst hat die Kirche Patrone für ganze Stände, Berufsgruppen und Umstände ausgewiesen. Sankt Georg ist der Schutzherr der Soldaten und Bauern. Der gelehrte Franz von Sales ist der Patron der Schriftsteller. Sankt Anna sind die Frauen und Mütter in besonderer

Weise anempfohlen. Elisabeth von Thüringen ist die Schirmherrin aller Liebeswerke. In der Schar der Heiligen finden wir die Vorbilder für jeden Stand, jedes Alter, jedes Geschlecht, für alle Zustände der Seele: für Unschuldige und Büßer. In der katholischen Kirche ist es üblich, dass Menschen, die zur Taufe kommen, der Name eines christlichen Heiligen gegeben wird. Er soll dem Täufling zum Vorbild und zum Schutzherrn dienen. Die Begrenztheit der Seelenkräfte des Menschen lässt wie auf intellektuellem so auch auf sittlichem Gebiet nicht alle Kräfte in gleicher Weise sich entwickeln. So erklärt es sich, dass wir bei den verschiedenen Heiligen verschiedene Tugenden in heroischem Maße ausgebildet finden. Der eine zeichnet sich aus durch tiefes Versenktsein in der Betrachtung der Hoheit und Schönheit Gottes, ein anderer durch werktätige Liebe im Dienste der notleidenden Menschheit, wieder ein anderer in Übung der Demut, im Gehorsam oder in der Entäußerung von irdischem Besitz.

Die Heiligen des Himmels leben drüben bei Gott in der Ewigkeit, in der Seligkeit und Liebe ihres Gottes, in der Vollendung ihres Lebens. Wir sehen sie als die ganz nahen und mit uns eng verbundenen Menschen, die unsere besten Freunde und stärksten Helfer sind. Und das ist merkwürdig. Sind die Verklärten des ewigen Lebens denn nicht hinübergegangen durch das dunkle Tor des Todes in das unerforschliche und weit entfernte Land des Jenseits? Wo alles ganz anders ist, wo Raum und Zeit ihre Bedeutung verloren haben, wo unsere Sinne und unsere Vorstellungskraft nichts mehr zu sagen wissen. Ja, im Allgemeinen ist es so, die Gestorbenen sind für uns auch die Fernen und Ferngerückten, und wenn sie auch in diesem Leben groß waren und mächtig, so sind doch ihre Namen nach ihrem Tode zu blassen Erinnerungen geworden. Was bedeutet uns Alexander der Große persönlich oder Napoleon oder einer der vielen, deren Grabplatten mit pompösen Inschriften in unseren Museen liegen! Aber mit den Heiligen, den Menschen, die von Gott zu Gott gegangen sind, von einem gott-erfüllten Erdenleben zu einem gottseligen Himmelsleben, mit denen ist es anders. Von ihnen wissen wir, dass sie „Liebhaber ihrer Brüder sind und viel beten für das Volk und die ganze heilige Stadt“ und auch für die unheiligen Städte dieser Erde. Sie sind uns näher als selbst lebende Menschen, so dass wir mit ihnen reden über Dinge, die wir keinem Lebenden anvertrauen möchten, so dass wir ihnen Leid und Freud in die Hände legen, die wir vielleicht den nächsten Verwandten verheimlichen möchten. Eine kleine frühverstorbene Klosterfrau, Theresia Martin, ist erst nach ihrem Heimgang für Millionen eine liebe und gütige Freundin geworden. An einen Franziskanermönch, der schon seit vielen Jahrhunderten tot ist, ergeht täglich ein millionenfacher Ruf: Heiliger Antonius, bitte für uns. Eine Frau, die auf dem Höhepunkt ihres Lebens auf einer Hinrichtungsstätte stand, neben dem Kreuz ihres Sohnes, diese Frau ist nicht nur die Hochgebenedeite aller Frauen und das hinreißende Vorbild aller fraulichen Schönheit und aller mütterlichen Liebe geworden, nein, noch viel mehr: sie ist unsere Mutter geworden. Mutter aller Jünger Jesu, Mutter der Christenheit. Und in diesem Augenblick, da wir von ihr reden, steigt zahllose Male das Grußwort zu ihr hinauf: Ave Maria! In jedem Augenblick wird ihr der Name „Mutter“ mit einer Inbrunst, mit einem Vertrauen, mit einer Kraft zugeflüstert, wie ihn sonst keine Mutter auf Erden je zu hören bekommt. „Es ist noch nie gehört worden, dass jemand, der zu dir seine Zuflucht genommen, deine Hilfe angerufen, um deine Fürsprache gefleht, von dir sei verlassen worden.“ Der heilige Bernhard wendet sich mit folgendem Gebet an die Heiligen: „Ihr kennt unsere Gefahr, ihr kennt unsere Armseligkeit, ihr kennt unsere Unwissenheit und die List unserer Widersacher. Zu euch spreche ich, die ihr dieselben Versuchungen hattet, die ihr in denselben Kämpfen gesiegt habt, die ihr denselben Schlingen entronnen seid.“

Was ist das? Da ist also endlich das Wunder der Gemeinschaft geschehen, das wir so heiß und sehnsuchtsvoll suchen und das wir so selten finden. Da haben wir endlich Menschen, zu denen wir wirklich aufsehen, die wir bewundern, die wir verehren, und zwar neidlos. Sie sind größer und herrlicher als wir, und wir gönnen ihnen alles, was sie besitzen, und wir vertrauen ihnen und rufen zu ihnen um Hilfe, um ihr Gebet, um ihren Beistand und ihre Führung. Aber wir rufen nicht mit lauten Forderungen, als ob wir ein Recht hätten, sondern gar bescheiden und fast schüchtern. Und wenn unsere Bitten nicht wortwörtlich erhört werden, sind wir nicht böse geworden, nicht missvergnügt oder verdrossen, sondern sagten vertrauensvoll: Du mein Heiliger weißt schon, was mir gut tut. Wir wollen diese Menschen auch nicht mit Beschlag belegen für uns allein, wie wir es sonst mit den Menschen machen, die uns und sonst niemand gehören sollen. Sondern wir wissen, dass die Liebe der Gottesmutter und aller Heiligen wie ein weiter Mantel ist, der die ganze Christenheit bedeckt. Wir

wissen das und sind einverstanden. Das ist Gemeinschaft. Sie besteht auch auf Seiten der Heiligen. Denn sie sind für uns tätig vom Throne Gottes aus, sind voll Wohlwollen und voll Selbstlosigkeit für uns besorgt, sind Freunde, die uns nicht ausnützen wollen; denn worin könnten wir ihnen auch nützen? Wir sind für sie ganz nutzlose Geschöpfe, und doch lieben sie uns, lieben uns mehr und ganz anders als alle die Menschen, die uns nur brauchen und verbrauchen wollen. Es gibt also doch dieses Wunder der Gemeinschaft, die Gemeinschaft der Heiligen, das Zusammensein der Heiligen untereinander und mit uns, die Gemeinsamkeit und Ewigkeit, die Verbundenheit und Freundschaft.

Gemeinschaft ist aber doch etwas so Seltenes in unseren Häusern, in unseren Ehen und Familien, in unserem Volk. Und nun mit Menschen, die unsere körperlichen Augen niemals sahen, ist sie auf einmal da. Wie kommt das? Vielleicht, weil der Tod sich zwischen sie und uns gestellt hat? Müssen wir wirklich auf den Tod eines Menschen warten, um in ganz selbstlose und liebevolle Beziehungen zu ihm treten zu können? Nein, nicht weil die Heiligen im Jenseits sind, sondern weil sie in Gott sind, darum ist eine Gemeinschaft mit ihnen möglich. Weil wir sie in Gott treffen, darum sind wir wahrhaft geschwisterlich zu ihnen eingestellt. Das ist die Lehre, die uns die Heiligen zuteil werden lassen: Unter allen Menschen, die in Gott sind, die also auch gut und selbstlos sind, ist eine wahre Gemeinschaft möglich. Also auch unter Ehegatten, unter Eltern und Kindern, unter Geschwistern, ja unter allen Volksgenossen könnte eine Gemeinschaft sein, wenn sie alle zueinander sprechen und voneinander denken wollten, wie wir von den Heiligen denken und sprechen: neidlos und ehrfurchtsvoll, warm und wohlwollend; wenn sie so zueinander sein wollten, wie die Heiligen zu uns sind: hilfreich, gütig, verstehend und schonend, nachsichtig und verzeihend. Ja, wenn... Wir wollen aber nicht trauern, bis dieses Wenn in Erfüllung geht – das wird noch lange dauern – wir wollen uns heute nur freuen, dass es doch schon solche Menschen gibt, die ganz gut sind zu uns und denen auch wir schon ganz gut sind. Es gibt doch schon einen Kuppelbau menschlicher Gemeinschaft, der auf der Erde steht und bis in den Himmel hineinragt, und die darin wohnen, sind eins geworden, ein Herz und eine Seele. „Selig, die in diesem Hause wohnen, o Herr, es ist dein Haus, und in Ewigkeit werden sie dir danksagen“ (Ps 83,5).

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Die Heiligen (3)

Wie Heilige sterben

14.11.2021

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Es ist uns allen bewusst, dass das Leben vorbildlicher Menschen für unser religiöses Leben und unser sittliches Streben von hohem Wert ist. Es zeigt uns, worauf es ankommt, was wertvoll und förderlich oder belanglos und gleichgültig ist. Das Leben hervorragender Christen belehrt uns auch, was Gottes Gnade aus einem Menschen machen kann, der gewillt ist, sich ihr zu öffnen und von ihr führen zu lassen. Das Leben bewährter Männer und Frauen lässt schließlich erkennen, welche Kraft der menschliche Wille hat, wenn man bereit ist, ihn einzusetzen. Aber nicht nur das Leben vortrefflicher Christen kann uns eine Lehre und ein Ansporn sein, sondern auch ihr Sterben. Sie sind uns vorangegangen im Zeichen des Glaubens. Sie haben den Überschritt von der zeitlichen in die ewige Existenzweise vollzogen. Die Art und Weise, wie sie dieses Geschehen bestanden haben, kann uns belehren, uns auf den Abschied von dieser Welt vorzubereiten, damit wir in ihre Gemeinschaft gelangen. Wir wollen daher heute einmal bedenken, wie Heilige sich in der Trennungsstunde von dieser Erde verhalten haben.

Thascius Caecilius Cyprianus (200-258) genoss als Abkömmling einer vermögenden aristokratischen Familie Karthagos eine hervorragende Erziehung und wirkte dann mit großem Erfolg als Lehrer der Rhetorik und wohl auch als Advokat in seiner Heimatstadt. Sein Wohlstand erlaubte ihm, alle Freuden des heidnischen Lebens zu genießen. Doch verließ ihn nie das Gefühl der inneren Leere. Unter dem Einfluss des heiligmäßigen Priesters Caecilius erschloss er sein Herz dem christlichen Glauben. In der Osternacht des 18. April 246 empfing er die Taufe. Er sagte sich danach ganz und gar von seiner Vergangenheit los und begann als neuer Mensch das Leben in Christus. Er legte das Gelübde der Keuschheit ab und verschenkte einen großen Teil seiner Besitztümer an die Armen. Schon bald wurde er zum Priester geweiht und 248 zum Bischof von Karthago gewählt, das damals der Hauptort des ganzen lateinischen Afrika war mit seinen etwa 150 Bischöfen. Die zehn Jahre seines bischöflichen Wirkens waren eine Zeit fast ununterbrochener Kämpfe und Leiden. Die segensreichen Anfänge wurden bald überschattet durch die systematische Christenverfolgung des Kaisers Decius. Er forderte 250 die Statthalter des römischen Reiches auf, die Christen zur Teilnahme am heidnischen Kult zu zwingen. Wer nicht den Göttern das vorgeschriebene Opfer darbrachte, wurde als Staatsfeind eingekerkert und schwerer Folterung unterzogen. Eine große Zahl, vielleicht die Mehrheit der Christen verleugnete ihren Glauben. Als Cyprian milde mit den Abgefallenen verfuhr, stellte man gegen ihn einen Gegenbischof auf. Im Jahre 257 brach unter Kaiser Valerian eine neue Christenverfolgung aus. Diesmal wurde Cyprian als einer der ersten am 30. August dem Prokonsul Aspasius Paternus zur Aburteilung vorgeführt. Das Protokoll der Verhandlung ist uns erhalten. Cyprian musste in die Verbannung gehen. Dort waltete er weiter seines Amtes. Doch im Sommer 258 ließ ihn der Prokonsul Galerius Maximus erneut verhaften. Er verurteilte ihn zum Tode durch das Schwert. Cyprian begrüßte das Urteil mit den Worten: „Gott sei Dank!“ Er legte sich selbst die Binde vor die Augen. Zwei



Kleriker banden ihm die Hände. Dann vollendete er sein Martyrium. Heute erleben wir in jeder heiligen Messe seine Fürbitte.

John Fisher (1469-1535) war Priester und Gelehrter. Er wurde Prorektor und Kanzler der Universität Cambridge. Im Alter von fünfunddreißig Jahren wurde er Bischof von Rochester. Er war ein echter Seelsorgebischof, bescheiden und anspruchslos, besuchte die Armen und Kranken, spendete oft persönlich die Sterbesakramente und hielt sich stundenlang in Elendsbehausungen auf, in denen sein Diener es nicht aushalten konnte. Seine persönlichen Gewohnheiten waren von äußerster Strenge. Er schlief täglich nur vier Stunden. Die Leitung der Universität Cambridge behielt er bei und errichtete Lehrstühle für Griechisch und Hebräisch. Mit achtundvierzig Jahren begann er Griechisch zu studieren, mit einundfünfzig Hebräisch. König Heinrich VIII. erklärte, kein anderes Reich habe einen Bischof wie Fisher. Als der König versuchte, seine Ehe zu lösen, um Ann Boleyn heiraten zu können, erklärte Fisher, die Ehe könne von keiner göttlichen oder menschlichen Macht gelöst werden, und zur Bekräftigung dieser Überzeugung würde er selbst sein Leben opfern. Nun begann ein wahres Kesselreiben gegen den Bischof; er wurde eingekerkert, zweimal wurde ein Mordanschlag auf ihn verübt. Als Heinrich VIII. von seinen Untertanen einen Eid verlangte, der die Ehe mit Ann Boleyn als gültig anerkannte und dem König das Recht der Oberhoheit über die Kirche zusprach, war es um Fisher geschehen. Er wurde ins Gefängnis geworfen. Der Papst ernannte ihn zum Kardinal. König Heinrich schrie wütend: „Soll der Papst ihm nur einen roten Hut schicken, ich werde dafür sorgen, dass er keinen Kopf mehr hat, um ihn aufzusetzen.“ Am 22. Juni 1535 wurde Fisher um fünf Uhr morgens geweckt. „Sie werden heute Vormittag hingerichtet“, sagte man ihm. „Es ist sehr früh, lassen Sie mich bitte noch ein wenig schlafen“, entgegnete der Bischof, und er schlief noch zwei Stunden lang so fest wie ein Kind. Die lange Haft hatte den alten Mann so geschwächt, dass man ihn auf einem Stuhl zum Richtplatz tragen musste. Als er jedoch auf dem Schafott stand, war seine Stimme fest und klar. Er erklärte, er sterbe für die heilige katholische Kirche, und er bat die Umstehenden zu beten, dass er bis zuletzt standhaft bleibe. Dann betete er das Tedeum und den Psalm „Auf dich, o Herr, vertraue ich“ (31), verzieh seinem Henker und legte das Haupt auf den Richtblock, unerschütterlich bis zum letzten Atemzug.

Thomas More (1478-1535) war ein gelehrter Jurist und Mitglied des britischen Parlaments. Er war ein treuer Gatte und zärtlicher Vater seiner Kinder. Sein Leben war bescheiden und anspruchslos, fromm und gebefreudig. Täglich besuchte er die heilige Messe. König Heinrich VIII. (1491-1547) schätzte ihn hoch und beförderte ihn 1529 zu seinem Kanzler. Er erwartete von ihm, dass er ihm in seiner Ehescheidungssache behilflich sein werde. Darin sah er sich getäuscht. Thomas More widerstrebt dem Begehren des Königs. Als dieser sich zum Haupt der Kirche in England aufwarf, erklärte er (am 16. Mai 1532) seinen Rücktritt. An der Krönung der Ann Boleyn nahm er demonstrativ nicht teil. Als der König den Eid auf seine Stellung als (einzigem) Haupt der Kirche von England forderte, weigerte er sich, ihn zu leisten. Er wurde im Londoner Tower eingekerkert. Seine Gattin erschien im Gefängnis und bestürmte den Todgeweihten unter Tränen, er möge doch Rücksicht nehmen auf seine Familie und ihr zuliebe sein Leben retten. Thomas More fragte sie in aller Ruhe: „Sag, wie lange können wir denn noch zusammen leben?“ Sie entgegnete: „Mindestens noch 20 Jahre.“ More: „Schau, wenn du wenigstens 1000 Jahre gesagt hättest, so wäre es noch etwas. Aber um 20 Jahre willen soll ich die Ewigkeit darangeben?“ Am 22. Juni 1535 wurde sein naher Freund, Bischof John Fisher, enthauptet. Neun Tage später wurde More vor Gericht gestellt. Jetzt erklärte er offen, dass kein Fürst sich geistliche Rechte anmaßen dürfe. Er wurde zum Tode verurteilt und am 6. Juli 1535 zum Richtplatz geführt. Er war ruhig und heiter wie immer. Seinen Schwiegersohn bat er, dem Henker ein Goldstück zu geben. Die lange Haft hatte ihn geschwächt, man musste ihm aufs Schafott helfen. „Herunter komme ich schon allein“, scherzte er. Dann wurde er ernst. „Ich sterbe als treuer Diener des Königs“, sagte er, nachdem er die Umstehenden um ihr Gebet ersucht hatte. „Aber zuerst bin ich ein Diener Gottes.“ Er betete den Psalm Miserere (51) und umarmte den Henker. Dann verband er sich selbst die Augen und legte den Kopf auf den Richtblock.

Johannes Sarkander (1576-1620) stammte aus dem österreichischen Schlesien. Der katholische Statthalter von Mähren, Lobkowitz, stellte ihn als Pfarrer der Pfarrkirche von Holleschau bei Olmütz an (1616). Der Adel des Landes war überwiegend protestantisch und suchte den katholischen Gottes-

dienst zu unterbinden. Johannes Sarkander blieb unbeirrt, unterließ niemals die Predigt und führte zahlreiche Menschen zur katholischen Kirche zurück. Als jedoch der Prager Aufstand zu einer allgemeinen Erhebung führte, war er seines Lebens nicht mehr sicher. Er verbarg sich und irrte umher. Im November 1619 kehrte er in seine Gemeinde zurück. Dann rückten polnische Truppen heran, ein Teil jener Streitkräfte, die durch die Schlacht am Weißen Berge (8. November 1620) entschieden, dass die österreichischen Erblande nicht protestantisch wurden. Johannes Sarkander wusste nicht, ob die Polen als Freunde oder Feinde kamen, und bereitete seine Gemeinde auf das Schlimmste vor. Als die Scharen sich Hollerschau näherten, ergriff er die Monstranz mit dem Allerheiligsten und zog ihnen mit seinen Pfarrkindern entgegen. Die Polen sprangen vom Pferd, verehrten das heiligste Sakrament und zogen durch, ohne den Ort zu schädigen. Die Rettung des Ortes wurde zum Verderben des Pfarrers. Man warf ihm vor, die Polen in landesverräterischer Weise ins Land geholt zu haben. Johann verteidigte sich. Am 14. Februar 1620 schritt man zur Folterung. Johann stöhnte leise und betete die Psalmen 119,2 und 140,3f. Am 17. Februar wurde er erneut auf die Folter gespannt und besonders deswegen angeklagt, weil er den katholischen Glauben wieder in seine Gemeinde eingeführt habe. Am 18. Februar kam Sarkander zum drittenmal auf die Folter. Man verlangte voller Wut, er solle offenbaren, was Lobkowitz ihm im Sakrament der Buße über seine Absichten mitgeteilt habe. Sarkander entgegnete: „Würdet ihr mich mit Feuer- und Folterqualen vollends zerfleischen, ja in Stücke reißen, ich würde es freudig vorziehen, mit der Gnade Gottes alle diese Leiden standhaft zu ertragen, als nur einen Augenblick das Beichtsigel zu verletzen.“ Nach dreistündiger Folterung blieb der Gemarterte bewusstlos liegen. Man warf ihn in den Kerker. Sein Weiterleben war nur ein verlängertes Sterben. Das verbrannte Fleisch wurde faulig. Seine Glieder zu gebrauchen, war ihm unmöglich. Aber alle Leiden hinderten ihn nicht, unaufhörlich mit dem Herzen bei Gott und dem Gekreuzigten zu verweilen. Er starb am 17. März 1620 unter dem Gebet des Psalmverses: „O gehe ein, meine Seele, in den Frieden Gottes, denn der Herr hat dich gesegnet, er hat meine Seele vom Tode errettet, von meinen Augen die Tränen getrocknet und meine Füße vom Fall bewahrt“ (Ps 114,7f.).

Vinzenz Pallotti (1795-1850) war Römer und wurde der Apostel Roms. Sein Leben war ein ständiges Hin und Her zwischen Klöstern, Kollegien und Anstalten, zwischen Kirchen und Kapellen, den Häusern des Elends und den Palästen der Reichen, wo er bettelte. Er war einer, der am meisten beanspruchten Beichtväter und ein vielgerufener Prediger. Seine Predigt war ganz schlicht, aber sie bewirkte zahllose Bekehrungen. Als Rektor an der Nationalkirche der Neapolitaner in Rom bekam er den Widerstand der fünf pflichtvergessenen Priester zu spüren, die ihn schlecht machten und zum Rücktritt zu bewegen suchten. Seine Antwort war: Die Schikane sind „Erbarmungen Gottes“. Und er blieb, ohne sich zu rechtfertigen oder Gegenmaßnahmen zu ergreifen. In wenigen Jahren gelang es ihm, seine Gemeinde völlig umzuwandeln. Diese Erneuerung des religiösen Lebens strahlte auf ganz Rom aus. Er entwarf den Plan der Erneuerung des katholischen Apostolates auf Weltebene. Vinzenz Pallotti starb am 22. Januar 1850. Er hatte einem frierenden Mann seinen Mantel geschenkt und sich ohne Mantel in einen kalten Beichtstuhl gesetzt. Er starb an der Lungenentzündung, die er sich da zugezogen hatte im priesterlichen Dienst der Versöhnung.

Der französische Priester Pierre-Louis-Marie Chanel (1803-1841) wurde als Missionar auf die Südseeinseln Wallis und Futuna entsandt. Er war 33 Jahre alt. Der Erfolg seiner Arbeit war kläglich: wenige Taufen, und alle in Todesgefahr. Der Häuptling der Bewohner war feindselig. Die Anhänger des Missionars wurden benachteiligt, beschimpft, gequält, verfolgt. Der Häuptling gab seinen Leuten zu verstehen, dass er den Tod des Missionars wünschte. Drei seiner Männer begaben sich zu der Hütte Channels. Einer trat ein und bat ihn um Medizin. Als Chanel sich bückte, um sie zu suchen, wurde er niedergeschlagen. Er leistete nicht den geringsten Widerstand, als auch die beiden anderen hereinstürzten und auf ihn einschlugen. Er wiederholte nur immer wieder: „Das ist gut für mich.“ Schließlich ergriff der Anführer der drei die Feldhacke des Missionars und spaltete ihm den Schädel. Er stand im 38. Lebensjahr. Nach seinem Tod wurde die gesamte Insel katholisch; sie gilt noch heute als Ideal eines christlichen Gemeinwesens.

Antonio Maria Claret (1807-1870) zog jahrelang als Wandermissionar durch Katalonien. Er ging immer zu Fuß, niemals nahm er Geld oder Geschenke an. Es herrschte Bürgerkrieg. Wohin er kam, begann eine unerhörte Hetze gegen ihn. Hatte er einige Tage gepredigt, viele Stunden im Beichtstuhl

gegessen und die erstaunlichsten Bekehrungen bewirkt, dann machte man sich im weitesten Umkreis auf, ihn zu hören. Er besaß die Gaben der Herzenskenntnis, der Krankenheilung und der Prophezeiung. Ähnliche Früchte wie in Katalonien erntete er auf den Kanarischen Inseln. Papst Pius IX. machte ihn zum Erzbischof von Santiago auf Kuba (1851). Die Insel war in Unordnung und Unsittlichkeit versunken. Claret begann seine missionarische Aufgabe. Er fand erbitterten Widerstand, wurde verleumdet und tätlich angegriffen. Die spanische Königin Isabella II. holte ihn nach Madrid. Claret predigte, hielt Missionen und Exerzitien, sorgte für die Ernennung guter Priester zu Bischöfen. Er wurde der geistliche Lehrer des Volkes. Als 1869 in Spanien die Revolution ausbrach, ging er mit der königlichen Familie nach Frankreich. Als einer der Ärzte dem Todkranken sagte, es sei eine Sünde, wenn er ihre Bemühungen nicht durch seinen Lebenswillen unterstütze, richtete er sich auf und sprach mit einer Stimme, die alle erbeben ließ: „Ich wünsche aufgelöst zu werden und bei Christus zu sein.“ Er starb nach langem Schmerzenslager am 24. Oktober 1870.

Johann Nepomuk Neumann (1811-1860) entstammte einer kinderreichen katholischen Familie im Sudetenland (Prachatitz). Seine Schulbildung und seine theologische Ausbildung empfing er in Budweis und in Prag. Die Mitstudenten machten sich über den stillen, lerneifrigen, „überkatholischen“ Mann lustig. Er entschloss sich, ohne die Weihen empfangen zu haben, nach Amerika zu gehen. Am 1. Juni 1836 betrat er amerikanischen Boden. Bereits drei Wochen später wurde er zum Priester geweiht. Bei den Niagarafällen betreute er, der Sprachkundige, die deutschen, französischen und irischen Siedler im Umkreis von achtzig Kilometern. Von der anstrengenden Arbeit übermüdet, von der Malaria geschüttelt, brach er an Ostern 1840 zusammen. Im November des gleichen Jahres trat er in den Orden der Redemptoristen ein. Dort entfaltete er als Oberer eine umfassende Tätigkeit. Gleichzeitig gab er einen Katechismus und eine Biblische Geschichte heraus. Am 1. Februar 1852 ernannte ihn Papst Pius IX. zum Bischof von Philadelphia. Er war ein Bischof der kleinen Leute, der am liebsten mit den Armen ihre Kartoffelsuppe löffelte. Er war ein Mann äußerster Aktivität, der seine tiefste Freude im stillen Gebet fand. Kein Priester seiner Diözese verbrachte mehr Zeit im Beichtstuhl als er selbst. Die Überfülle der Arbeit brauchte seine Kräfte auf. Am 5. Januar 1860 – noch nicht einmal neunundvierzig Jahre alt – brach er auf der Straße zusammen; er war sofort tot. Der Bischof von Baltimore sagte bei seinem Begräbnis: „Er war jeden Augenblick vorbereitet zu sterben, denn er wandelte mit Gott und lebte aus dem Glauben.“

Johannes Bosco (1815-1888) war der Sohn armer Bauersleute. Mit zwei Jahren verlor er seinen Vater. Er hatte eine wunderbare Mutter. Sie lehrte ihn von klein auf, in der Gegenwart Gottes zu wandeln. Sie pflegte zu sagen: „Schau, unser Leben ist so kurz, dass wir viel zu wenig Zeit haben, um Gutes zu tun. Alle Stunden, die wir für überflüssigen Schlaf vergeuden, sind verlorene Stunden für den Himmel.“ Bosco wurde ein unermüdlicher Arbeiter, der zeitlebens wenig schlief. Er hatte große Schwierigkeiten zu überwinden, um Priester zu werden. Als er mit Verspätung die höhere Schule besuchte, musste er Kost und Logis durch Arbeit verdienen. Nachts las er sehr viel, und was er einmal mit Bedacht gelesen hatte, das behielt er dann fast auswendig. Die Armut begleitete ihn in seinem ganzen Leben. Als seine Berufung erkannte er die Sorge um die Jugend, ihre Führung, ihre Erziehung. Seine Arbeit wurde ihm von manchen Seiten sehr schwer gemacht. Man hielt ihn für Größenwahnsinnig. „Um Gutes zu tun“, pflegte er zu sagen, „muss man Mut haben, bereit sein, jede Verdemütigung auf sich zu nehmen, darf aber keinem eine solche zumuten, und muss man immer liebevoll sein.“ Gott schenkte ihm außerordentliche Gaben. Wunder und erstaunlichste Voraussagen sind sicher bezeugt. Er las in den Herzen der Menschen wie in einem Buch. Er strahlte eine ungläubliche Freude aus. In den letzten Jahren seines Lebens machten Augenschmerzen, Kopfschmerzen, Rückenschmerzen, Schlaflosigkeit Bosco zu einem wahren Martyrer. Als er am 31. Januar 1888 starb, hatte er in unermüdlicher Arbeit aus unüberbietbarer Liebe zu Gott und zur Jugend aus seinem Körper die letzte Kraft herausgewrungen.

Der belgische Priester Damian Deveuster (1840-1889) war der Apostel der Aussätzigen auf der Insel Molokai im Pazifischen Ozean. Er nahm sich der alleingelassenen und sittlich verwilderten unheilbar Kranken an, wurde ihnen Vater und Bruder, Arzt, Lehrer und Priester. Mit 44 Jahren erhielt er die Gewissheit, dass auch er ein Aussätziger war. Er wurde nun seinen geliebten Brüdern und Schwestern völlig gleich. Das Gesicht aufgedunsen, die Ohren geschwollen und unförmig, die Augen

gerötet, die Stimme heiser. Seine Kräfte schwanden dahin, er magerte ab und wurde von heftigen Fiebern geschüttelt. Er schrieb an seinen Bruder: „Der Erlöser hat seine Wahl auf mich gelenkt, indem er erlaubte, dass ich vom Aussatz ergriffen wurde. Ewig werde ich Gott für diese Gunst dankbar sein.“ Im Alter von 49 Jahren ging der einst kräftige Bauernsohn aus Flandern in die Ewigkeit ein.

Bernadette Soubirous (1844-1879) war das älteste von sechs Kindern armer Müllersleute. Sie wuchs auf in einem kleinen lichtlosen, feuchtkalten ehemaligen Gefängnis und zog sich hier das Asthma zu, unter dem sie ihr Leben lang zu leiden hatte. Mit zehn Jahren machte sie die Cholera durch. In der Zeit vom 11. Februar bis 16. Juli 1858 hatte sie achtzehn Erscheinungen der Muttergottes. Danach hatte Bernadette viel zu leiden. Zahllose Menschen glaubten sich befugt, sie ausfragen zu dürfen, versuchten in feindseliger Absicht, hinter den angeblichen Betrug zu kommen, quälten sie mit neugierigen Fragen. Man machte Einwände, griff sie an, stellte ihr Fallen. Sie antwortete stets in aller Schlichtheit und Aufrichtigkeit, schmückte ihren Bericht niemals aus, erweiterte ihn um keine Einzelheit. Bernadette hatte keinen größeren Wunsch, als sich zu verbergen. Sie trat in eine klösterliche Genossenschaft ein. Ihre Vorgesetzten nahmen jede Gelegenheit wahr, sie zu demütigen. Sie nahm bereitwillig jede Zurücksetzung an; sie sah in allem und hinter allem Gott. Bernadette war viel krank. Atemnot, Lungenbluten, ein Beinleiden machten ihr viel zu schaffen. Sie starb am 16. April 1879 in Nevers. Ihre letzten Worte waren: „Heilige Maria, Mutter Gottes, bitte für mich arme Sünderin.“ So ging die Heroldin der Himmelskönigin, die so viele Menschen zu ihr geführt hatte, in die Ewigkeit ein.

Contardo Ferrini (1859-1902) war ein Sprachengenie. Er lernte frühzeitig Hebräisch, Syrisch und Koptisch. Er schrieb mit Leichtigkeit in Italienisch, Deutsch und Latein. Ferrini studierte Rechtswissenschaft. Mit 23 Jahren war er Professor für Römisches Recht und Rechtsgeschichte in Pavia, Modena und Messina. Obwohl er ein leidenschaftlicher Forscher war, galt sein Herzensanliegen Gott, der Quelle allen Rechts, dem Urgrund alles Guten. Täglich besuchte er die heilige Messe; er konnte stundenlang vor dem Allerheiligsten beten und Nächte im Gebet durchwachen. Er gehörte dem Dritten Orden des heiligen Franziskus an. Seine einzige Erholung war das Bergsteigen. Auf einer solchen Bergtour hatte er aus einem Bach getrunken, von dem er nicht wusste, dass er durch frischgedüngte Wiesen floss. Er bekam Typhus. In den Fieberphantasien murmelten seine Lippen unterbewusst Gebete. Wenn die Schiffsglocke bei der Landebrücke des Lago Maggiore ertönte, flüsterte er: „Es läutet zur Messe.“ Öfter stellte er die Frage: „Habe ich meine Pflicht erfüllt?“ Friedlich und ruhig starb er im Alter von 43 Jahren. Er hatte nicht nur seine Pflicht erfüllt; er hatte sein Leben Gott geopfert.

Thérèse Martin (1873-1897) war das neunte Kind ihrer Eltern. Mit vier Jahren verlor sie ihre Mutter. Bei ihrer ersten heiligen Kommunion (mit elf Jahren) bat sie den Herrn, er möge ihr die Freiheit nehmen, auf dass sie eins werde mit der göttlichen Kraft. Ihrem Seelenführer erklärte sie: „Es soll mir der Himmel sein, auf Erden Gutes zu tun.“ Mit fünfzehn Jahren tritt sie in den Karmel zu Lisieux ein. Ihre Sehnsucht wuchs, Seelen zu retten, von Tag zu Tag, und vor allem, für die Priester zu beten. Sie geht durch eine Durststrecke geistlicher Trockenheit und Isolation. Theresia nimmt alle Leiden mit übernatürlicher Freude an. Der Herr hatte ihr zu verstehen gegeben, dass er ihr nur durch das Kreuz hindurch Seelen geben wolle. Ihre Leidensbereitschaft nahm in dem Maße zu, in dem ihre Leiden größer wurden. Die Tuberkulose ergreift sie. In der Nacht zum Karfreitag 1896 erfährt sie den ersten Anfall von Bluthusten. Furchtbare Versuchungen gegen den Glauben und die Hoffnung setzen ein. Am 8. Juli 1897 kommt Theresia in die Krankenstube des Karmel. Sie leidet an Miliartuberkulose. Am 30. September 1897 stirbt sie mit den Worten: „Mein Gott, ich liebe dich.“

Maria Goretti (1890-1902) war eines von sechs Kindern einer armen Familie in Mittelitalien. Der Vater starb früh, und die Mutter und ihre Kinder mussten hart arbeiten, um den Lebensunterhalt zu beschaffen. Maria, die älteste Tochter, besorgte den Haushalt und kümmerte sich um die jüngsten Geschwister. Alessandro, der Sohn eines trunksüchtigen Vaters, versuchte, die elfjährige Maria durch Reden sich gefügig zu machen. Als er nicht ankam, wandte er zweimal Gewalt an. Maria konnte sich mit äußerster Kraft losreißen. Sie wusste nicht, wie sie es der Mutter sagen sollte; denn Alessandro hatte geschworen, sie müsse sterben, wenn sie nur ein einziges Wort verrate. Das Mädchen schwieg, betete aber um so mehr zu ihrer himmlischen Mutter. Es kam der 5. Juli 1902. Es war Mittag, und Maria war allein. Als sie nicht in das Zimmer von Alessandro kommen wollte, packte sie der Bursche, hielt ihr den Mund zu und zog sie in seinen Schlafraum. Sie kämpfte mit ihm, rief immer wieder:

„Nein, nein, das ist Sünde, Alessandro, du kommst in die Hölle.“ Da er nichts erreichte, zog er ein scharfes Messer und stieß wild auf sie ein. Vierzehn tiefe Wunden brachte er ihr bei. Schließlich eilten die Nachbarn herbei. Maria wurde ins Hospital geschafft. Die Ärzte operierten zwei Stunden. Maria war bei vollem Bewusstsein. Als man sie fragte, ob sie ihrem Mörder verzeihe, antwortete sie sofort: „Gewiss verzeihe ich ihm. Vom Himmel aus werde ich für seine Bekehrung beten. Um Jesu willen, der dem reumütigen Schächer verziehen hat, will ich ihn auch nahe bei mir im Paradiese haben.“ Am Samstag war die Untat geschehen, am Sonntag, dem 6. Juli 1902 starb Maria Goretti. Der Führer der italienischen Kommunisten, Berlinger, forderte die italienischen Mädchen auf, sich Maria Goretti zum Vorbild zu nehmen.

Rupert Mayer (1876-1945) stammte aus einer Stuttgarter Kaufmannsfamilie. Seine Eltern ermöglichten ihm eine umfassende Bildung. Nach dem Abitur studierte er Theologie. 1899 folgte in Rottenburg die Priesterweihe. Ein Jahr später trat er dem Jesuitenorden bei. Als der Erste Weltkrieg ausbrach, meldete er sich freiwillig als Feldgeistlicher. In den Kämpfen verlor er ein Bein. Nach dem Krieg war er Männerseelsorger in München. Er war ein tatkräftiger Sozialapostel und unbeugsamer Kämpfer gegen die Nazis. Mehrmals wurde er verhört, schließlich im Konzentrationslager Sachsenhausen inhaftiert. Seit 1940 fand er im Benediktinerkloster Ettal Zuflucht. Im Mai 1945 kehrte er in das zerbombte München zurück. Viele Bewohner der Stadt wandten sich an ihn um Hilfe: wenn sie eine Wohnung suchten, Kleidung oder etwas zu essen brauchten; wenn es um die Entnazifizierung ging. Rupert Mayer nahm jede Bitte ernst. Am Tage Allerheiligen 1945 hält er in der Kreuzkapelle neben der zerstörten Michaelskirche den Acht-Uhr-Gottesdienst. Der 69-Jährige verliest das Evangelium von den Seligpreisungen und stellt dann die Eucharistie in die Mitte seiner Predigt. Aus dieser Nahrung schöpfen die Menschen die Kraft zum Einsatz für den Nächsten. „Es ist der Herr“, sagt der Pater mit kräftiger Stimme, doch er bringt den Satz nicht zu Ende. Zweimal noch sind leise die Worte „der Herr, der Herr“ zu vernehmen. Dann wird es totenstill in der Kapelle. Alle schauen auf den Prediger, der da vorn in der Kapelle steht – verstummt, aber aufrecht. Die Prothese seines linken Beines hält ihn. „Selbst im Tod ist Pater Mayer nicht umgefallen“, sagen später die Münchener und würdigen damit die Lebensleistung dieses Mannes. Zwei Mitbrüder tragen den Bewusstlosen in ein nahes Zimmer. Eine im Gottesdienst anwesende Ärztin stellt einen Gehirnschlag fest. Mayer wird in eine Klinik eingeliefert, wo er um 11.10 Uhr stirbt. Die Nachricht vom Tod des Sozialapostels verbreitet sich schnell. In den nächsten Tagen strömen Tausende zu dem im offenen Sarg aufgebahrten Priester.

Das Sterben der Heiligen lehrt uns: Wie einer gelebt hat, so wird er sterben. Wer in Gott hinein lebt, der wird auch in Gott hinein sterben. Eines ist so leicht und so schwer wie das andere: In Gott hinein leben und in Gott hinein sterben. Wer den Mut hat, in Gott hinein zu leben, der wird auch die Kraft haben, in Gott hinein zu sterben.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Rette deine Seele!

21.11.2021

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Gott hat dem Menschen eine Seele gegeben, die den Körper belebt und lenkt. Kraft seiner Seele ist der Mensch ein Ebenbild Gottes, d.h. ist er Gott ähnlich. Er hat wie Gott Verstand und freien Willen, er beherrscht durch diese beiden Vermögen die sichtbare Welt. Die Seele befähigt den Menschen, eine geistig-sittliche Persönlichkeit zu werden durch Teilnahme am Leben Gottes in Wahrheitsbekenntnis, Heiligkeit und Liebe. Die Seele des Menschen ist unsterblich, d.h. sie kann nicht aufhören zu sein. Glaube und Vernunft überzeugen uns von der Existenz der unsterblichen Seele.

I. Dass es eine Seele gibt und dass die Seele des Menschen unsterblich ist, wissen wir einmal aus den Worten Christi. Christus sagte nämlich: „Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib töten, die Seele aber nicht töten können. Fürchtet vielmehr den, der Seele und Leib ins Verderben der Hölle zu stoßen vermag“ (Mt 10,28). Menschen sind imstande, dem Körper ein Ende zu bereiten; die Seele steht ihrem Zugriff nicht offen. Ferner sagte er zu dem reumütigen Schächer: „Heute noch wirst du mit mir im Paradies sein“ (Lk 23,43). Der Herr und der Schächer waren des Todes gewiss, aber er war nicht das Ende ihrer Existenz. Jesus versprach dem reumütigen Verbrecher das selige Leben in Gott, ausgedrückt mit dem Wort Paradies. Auch in der Geschichte vom reichen Prasser und armen Lazarus lehrte Christus die Unsterblichkeit der Seele (Lk 16,19-31). Beide starben, aber beide lebten in veränderter Weise weiter, der eine in Schmerz und Qual, der andere in Freude und Frieden. Diese Verheißungen haben ihr Fundament in Gott. Christus lehrte schließlich, dass der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs kein Gott der Toten, sondern der Lebendigen ist (Mt 22,32). Die Urväter des Volkes Israel leben in Gott. Jesus hat uns verheißt: „Im Hause meines Vaters sind viele Wohnungen; ich gehe hin, euch eine Stätte zu bereiten“ (Joh 14,2). Die Jünger werden sie beziehen, wenn die irdische Behausung abgebrochen wird. Der Herr hat für seine Schüler, Jünger und Anhänger gebetet: „Vater, ich will, dass die, die du mir gegeben hast, seien, wo ich bin, damit sie meine Herrlichkeit sehen, die du mir gegeben hast“ (Joh 17,24). Jesus und seine Jüngerschar werden nicht getrennt: sie bleiben in alle Ewigkeit beisammen. Haben diese Worte des Sohnes Gottes Gültigkeit oder nicht? War Jesus ein Spinner? Oder ein Phantast? Er, der vor Gericht bekannte: „Ich bin in die Welt gekommen, dass ich der Wahrheit Zeugnis gebe“ (Joh 18,37)? Nein, Jesus ist weder ein Spinner noch ein Phantast und schon gar nicht ein Lügner. Er ist der Offenbarer, der Bringer der Wahrheit Gottes, auch der Wahrheit über die Seele und das ewige Leben.

Die Anhänger und Jünger Jesu haben an die Seele und an das ewige Leben der menschlichen Seele geglaubt. Der sterbende Stephanus betet: „Herr Jesus, nimm meinen Geist auf“ (Apg 7,59). Er scheidet aus dieser Welt, zu Tode gesteinigt. Aber er denkt nicht: Jetzt ist alles aus, sondern er weiß sein Leben in Christus aufgehoben. Der auferweckte Herr ist es, in dem die Seinigen leben. Er erwartet seinen Bekenner. Zu diesem Zweck hat er, der sonst zur Rechten Gottes sitzt, sich erhoben, um seinen Bekenner zu empfangen. Stephanus durfte dies sehen. Paulus war überzeugt, dass, wer Christus angehört, nach Beendigung des irdischen Lebens zu Christus heimkehrt. Danach sehnte er sich, als er

in Rom in Untersuchungshaft festgehalten wurde. In dem Brief an die Gemeinde zu Philippi sprach er den Wunsch aus, „aufgelöst zu werden und mit Christus zu sein“ (Phil 1,23). Paulus weiß, was Sterben heißt. Der Tod ist der Abbruch der irdischen Zeltwohnung, er ist die Beendigung der diesseitigen Existenz, er ist Auflösung. Aber er ist überzeugt, dass er nach seinem Tode zu Christus kommt. Wer bei Christus ist, der lebt, lebt weiter, weil seine Seele unsterblich ist.

Das entscheidend Menschliche ist die Gottfähigkeit des Menschen, dass er von Gott angesprochen wird und von ihm gerufen ist, ihm zu antworten. Wer im Gespräch mit Gott steht, der fällt nicht in das Nichts. Gottes Liebe gibt Unsterblichkeit. Ein Geschöpf, das er ansieht und liebt, der Ewigkeit ist, hat damit Anteil an der Ewigkeit. Wen Gott anspricht, den lässt er nicht fallen. Wer in das Gespräch mit der Wahrheit selbst getreten ist, hat Anteil an ihrer Unzerstörbarkeit. Für die paar Jahre Erden-dasein wäre das Leben, Wirken und Leiden des Sohnes Gottes zu viel Aufwand gewesen. Das Blut des Heilands ist zu kostbar, als dass es für die bloß irdische Existenz des Menschen vergossen würde. Augustinus sagt mit Recht: Gott hätte niemals so Großes für uns getan, wenn mit dem Tod des Körpers auch das Leben der Seele zugrunde ginge.

II. In der Tat weiß die gläubige Wissenschaft Gründe für Existenz, Geistigkeit und Fortleben der Seele anzugeben. Die Seele existiert. Der Mensch ist nicht bloß Leib, ist nicht bloß Stoff. Er birgt in sich ein immaterielles Element. Wir nennen es Seele. Im Laufe des Lebens werden wir anders, reifer, bedächtiger, klüger, aber wir werden kein anderer. Wir bleiben der, der wir immer waren. Unsere Lebensgeschichte, unser Selbstbewusstsein, unsere Jugenderinnerungen, unser Gewissen behalten wir auch dann, wenn nach ungefähr sieben Jahren alle Stoffteile unseres Körpers ausgeschieden und durch andere ersetzt sind. Es muss also in uns etwas sein, was vom veränderlichen Stoff unabhängig ist und trotz aller Veränderungen des Körpers, also auch durch den Tod, nicht zerstört werden kann. Wir nennen es die Seele. In dem Begriff Seele sind die Aspekte Kontinuität, Konstanz und Identität in den psychischen Abläufen enthalten.

Der Mensch weiß sich dem Körper überlegen. Er verfügt über ihn. Er gebietet ihm. Der Mensch weiß, was er dem Körper abverlangen und zumuten kann. Er vermag abzuwägen, was ihm nützlich und was ihm schädlich ist. Anders der Leib. Der Leib neigt zum Exzess, zur Zügellosigkeit, zur Hemmungslosigkeit. Die aus dem Körper aufsteigende Esslust z.B. kennt kein Maß. Der Geist, die Vernunft, die Einsicht kann und muss ihm befehlen. Der Mensch besitzt ein Prinzip, das den Körper dirigiert und dominiert. Wir nennen es Seele. Die Seele fällt nicht mit dem Körper zusammen. Sie gebietet ihm. Körperliches Begehren und triebhafte Regungen, die aus dem Körper aufsteigen, können von der Seele zugelassen oder abgewehrt werden. Die Existenz der Seele (mit ihrem Gewissen) erklärt den Widerstreit im Menschen zwischen Verlangen und Überwindung.

Der Mensch besitzt Sinne: Sehen, Hören, Tasten. Sie sind ihm unentbehrlich. Denn sie verbinden ihn mit der Umgebung. Aber die Sinne liefern lediglich das Material für das Verstehen. Was wir mit ihnen aufnehmen, muss gesichtet, geordnet, begriffen werden. Diese Arbeit vermögen die Sinne nicht zu leisten. Das Verstehen der Sinneseindrücke benötigt eine geistige Wirklichkeit, welche die Sinneseindrücke verarbeitet. Wir nennen sie Seele. Der Seele ist ein Verstehen eigen, das mit der Tätigkeit der Sinne wie Sehen und Hören nicht zu erklären ist. Ein Beispiel. Zwischen einem ungelerten und einem angelernten Arbeiter besteht ein wichtiger Unterschied, der sich in der Verwendung und in der Entlohnung zeigt. Aber die beiden Worte „ungelernt“ und „angelernt“ unterscheiden sich nur in einem einzigen Buchstaben, den das Auge oder das Ohr wahrnimmt. Dieser geringfügige äußere Unterschied vermag die verschiedene Reaktion eines Vorarbeiters oder Bauführers nicht zu erklären. Er setzt einen ungelerten Arbeiter anders ein als einen angelernten. Es muss zu der Wahrnehmung ein Element treten, das den Sinn, die Bedeutung, den Inhalt der beiden Worte erfasst und dementsprechend urteilt und handelt. Dieses Element nennen wir Seele. Oder ein anderes Beispiel. Wenn ein Architekt für ein Haus einen Umbau, ein anderer Architekt einen Anbau empfiehlt, sind die beiden Worte „Umbau“ und „Anbau“ nur durch zwei Buchstaben unterschieden. Gehör und Gesicht vermögen den unmessbaren Unterschied zwischen den beiden Projekten nicht darzulegen. Die unterschiedlichen Buchstaben allein können die Reaktion der Menschen nicht erklären. Nur das geistige Verstehen begreift die Differenz. Es ist nicht dem Körper, sondern der Seele eigen. Aus ihrer Tätigkeit ist zu erschließen, dass es eine verstehende Substanz im Menschen gibt, die vom Leibe

wesentlich verschieden ist. Geistige Ereignisse lassen sich nicht durch naturwissenschaftliche Prinzipien erklären. Ein letztes Beispiel. Nehmen wir an, jemand erhält ein Telegramm: Großmutter angekommen. Diese Nachricht erwirkt Dankbarkeit und Freude. Durch Vertauschung empfängt er ein anders Telegramm: Großmutter umgekommen. Er ist jetzt zutiefst betroffen und entsetzt. Nur wegen zwei Buchstaben? Ja, wegen zwei Buchstaben, in denen aber für den Empfänger, für sein Verstehen, für sein Empfinden, für sein Seelenleben extreme Gegensätze enthalten sind. Das Auge nimmt nur den winzigen Unterschied zweier Buchstaben wahr und ist davon völlig unberührt. Der Materie ist es völlig egal, welche Worte sie transportiert, ob angekommen oder umgekommen. Die Materie ist blind für den Bedeutungsgehalt der Worte. Aber das Gemüt, das Herz reagiert in unerhört verschiedener Weise, weil ihm das Verständnis zweier total abweichender Geschehnisse aufgeht.

Man verweist auf das Gehirn. Das Gehirn ist jener Abschnitt des Nervensystems, in dem sich die wichtigsten Schalt- und Steuerungszentren des Körpers befinden. Das Gehirn ist das Zentrum für alle Sinnesempfindungen und Willkürhandlungen, der Sitz des Bewusstseins, des Gedächtnisses und aller geistigen und seelischen Leistungen. Es fällt nicht etwa mit der Seele zusammen, sondern dient ihr als Werkzeug. Solange die Seele im Körper ist, ist sie für ihre Funktion im Körper auf das Gehirn angewiesen. Das Gehirn ist gewissermaßen das Instrument, dessen sich die Seele bedient, um im Denken und Wollen aktiv zu werden. Mit Hilfe des Gehirns leitet sie ihre Befehle an die Sinne und die Gliedmaßen weiter. So erklärt sich, dass bei Hirnschäden und bei Demenz beides nicht mehr oder nicht mehr voll geleistet werden kann. Kein Klavierspieler kann ein makellostes Konzert geben, wenn das Klavier, auf dem er spielt, verstimmt ist.

Die Seele ist ganz im Körper und ganz in jedem seiner Teile. Sie wird durch Verletzungen und Amputationen von Gliedmaßen oder Körperteilen nicht in Mitleidenschaft gezogen. Dass bei ärztlichen Untersuchungen die Seele nicht entdeckt oder erfasst wird, ist bei ihrem geistigen Wesen leicht erklärlich. Das Auge und das Mikroskop erfassen nichts Geistiges. Dass bei der Sektion von Leichen keine Seele entdeckt wurde, ist selbstverständlich; denn die Seele hat im Tode den Körper verlassen. Meine lieben Freunde. Lassen Sie sich nicht irremachen von den Sendboten des Materialismus! Sie sind im Unrecht. Halten Sie sich an das, was auf Kreuzen steht, die zur Erinnerung an Volksmissionen errichtet wurden: „Rette deine Seele!“ Fürwahr eine ernste und dringende Aufforderung! Rette deine Seele! Lass die Seele nicht zugrunde gehen, für die Christus sein kostbares Blut am Stamme des heiligen Kreuzes vergossen hat! Rette deine Seele!

Amen.



Prälat Prof. Dr. Georg May

## Das (besondere) Gericht

28.11.2021

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Unser Glaube lehrt uns: Gott ist Richter der Menschen. Sie müssen vor ihm Rechenschaft ablegen über ihr Tun und Lassen. Gottes Gericht ist zweifacher Art, das Gericht über den Einzelnen und das Gericht über die gesamte Menschheit aller Zeiten. In der Heiligen Schrift steht das allgemeine Weltgericht im Vordergrund. Doch wird das besondere Gericht vielfach angedeutet, nahegelegt oder vorausgesetzt. So in der Parabel vom reichen Prasser und vom armen Lazarus (Lk 16,19-31) und in dem Gespräch des sterbenden Herrn mit den beiden neben ihm gekreuzigten Verbrechern. Wie Lazarus sofort in den Schoß Abrahams gelangt, so wird auch der reuige Schächer „heute noch“ beim Herrn im Paradiese sein (Lk 23,43). Alles verläuft mit Blitzesgeschwindigkeit, in Blitzesklarheit und mit Blitzeskraft (Chrys.). „Es ist dem Menschen gesetzt, einmal zu sterben; danach aber folgt das Gericht“ (Hebr 9,27), heißt es im Brief an die Hebräer. Mit dem Tod ist für den Menschen die Zeit für Verdienst oder Missverdienst abgelaufen. Eine prinzipielle Änderung seiner Gesinnung und eine wesentliche Umgestaltung seines Loses finden nachher nicht mehr statt. Im Tode fällt die Entscheidung über das Schicksal des Einzelnen. Es wird nicht gesucht und mühevoll gefunden, sondern enthüllt, und zwar dadurch, dass der religiös-sittliche Zustand des Menschen von Gott unwiderruflich geoffenbart wird. Sofort nach dem Tode vollzieht sich die Vergeltung, und diese Vergeltung ist eine ewige. Dieser Vorgang trägt den Namen Gericht. Die Tatsache des besonderen Gerichtes ist Bestandteil des christlichen Glaubens. In dem Gericht offenbart Gott dem Menschen durch eine himmlische Erleuchtung seinen religiös-sittlichen Zustand und das diesem entsprechende ewige Los. Gottes allwissende Allmacht ruft ihm sein ganzes früheres Leben ins Gedächtnis zurück; jede Einzelheit seines Lebens steht in klarem Licht vor seinem geistigen Auge. Wir sind nicht unvorbereitet. Jesus hat uns vorausverkündigt: „Ich sage euch: Von jedem unnützen Wort, das die Menschen reden, werden sie am Tage des Gerichtes Rechenschaft geben“ (Mt 12,36). Die Sicht auf sich selbst begreift die Beurteilung seiner selbst in sich. So wird der Mensch sein eigener Richter. Er muss an sich jenes Gericht vollziehen, zu dem Gottes allwissende Allmacht ihn zwingt. Es wird dem Menschen nicht möglich sein, Gottes Urteil zu widersprechen. Er muss dessen Richtigkeit und Gültigkeit anerkennen. Er muss es aus innerer Einsicht annehmen.

Das Gericht, dem der Mensch sich im Tode unterwerfen muss, ist die Krönung aller jener Selbstgerichte, welche er während seines Lebens erfahren hat. In der Pilgerzeit richtet sich der Mensch durch den Spruch seines Gewissens. Im (echten) Gewissensspruch hält Gott über den Menschen Gericht. „Ganz leise spricht ein Gott in unserer Brust, ganz leise, ganz vernehmlich; zeigt uns an, was zu ergreifen ist und was zu fliehen“, heißt es in Goethes Drama „Tasso“. Der weise Pythagoras wies seine Schüler an: „Lass nicht den Schlaf sich auf die müden Augen senken, ehe du dein ganzes Tagewerk geprüft hast: Worin habe ich gefehlt? Was habe ich geleistet? Welcher Pflicht nicht entsprochen? Vom ersten Augenblick angefangen, geh alles durch. Hast du Ungehöriges getan, bereue es; hast du Gutes getan, freue dich dessen.“ Indem der Mensch sich dem Spruch des recht gebildeten

Gewissens beugt, beugt er sich dem Urteil, der Verurteilung oder dem Freispruch Gottes. Während der Pilgerzeit vermag er jedoch die Stimme des Gewissens einzuschläfern. Er kann daher dem Gericht des Gewissens ausweichen. Eine besondere Weise himmlischen Gerichtes über den Menschen während der Pilgerzeit ist das Bußsakrament. In diesem Sakrament hält der himmlische Vater durch den Priester über den Sünder ein Gericht ab. Es wird hierbei jenes Gericht wirksam, welches Gott im Kreuzestode Christi über Christus abgehalten hat. Wenn alle Bedingungen von Seiten des Pönitenten erfüllt sind, bedeutet das Gericht des Bußsakramentes Freispruch (von der Schuld) und Vergebung. Der heilige Augustinus mahnt: „Der Mensch richte sich wegen seiner Sünden aus freien Stücken selbst, solange er noch kann, damit er nicht unfreiwillig vom Herrn gerichtet werde, wenn er nicht mehr (sich richten) kann.“ Das Buch von der Nachfolge Christi führt diesen Gedanken weiter, wenn es schreibt: „Bei allen Dingen bedenke das Ende, wie du einst vor dem strengen Richter dastehen wirst, dem nichts verborgen ist, der durch Geschenke nicht besänftigt wird, der keine Entschuldigung annimmt, sondern richtet nach Gerechtigkeit“ (N Chr 1, 24,1). Die Gerichte, welche der Mensch im Lauf des Lebens über sich selbst abhält, oder an sich vollziehen lässt, sind Vorläufer jenes Gerichtes, das Gott nach dem Tode über ihn hält. In ihnen wird das Urteil Gottes in gewisser Hinsicht vorweggenommen, so dass das letzte Gericht zu einer Bestätigung der vorläuferischen Gerichte wird.

Der Maßstab, nach dem der Mensch gerichtet wird, ist die Heiligkeit, die Wahrheit und die Liebe Gottes selbst, ja die Wahrheit und die Liebe in eigener Person. Der Mensch wird gemessen und muss sich messen an der personhaften Wahrheit und Liebe. Nun ist die personhafte Wahrheit und Liebe in Jesus Christus erschienen. Darum ist dieser das Maß, nach dem der Mensch gerichtet wird. Nicht also die Zweckmäßigkeit oder der Nutzen, nicht die öffentliche Meinung oder die private Stimmung sind die Aspekte, unter denen sich das Schicksal des Menschen entscheidet. An diesem Maß gemessen, wird der Mensch vieles, was ihm während seines Lebens harmlos und gleichgültig erscheint, als schwerwiegend und verhängnisvoll erkennen, anderes, das ihm während seines Lebens wichtig und folgeschwer vorkommt, wird ihm belanglos und gleichgültig erscheinen. Nach dem Maße Gottes wird er sich nüchtern und wahrheitsgemäß, ohne Maske und ohne Illusion sehen. Er wird seiner selbst inne, wie er wirklich ist, nämlich in seiner Gottverbundenheit oder in seiner Gottlosigkeit. Der Mensch sieht und wertet sein Leben im letzten Gericht ausschließlich unter dem Gesichtspunkt der Annäherung oder Entfernung von Gott. Diese aber wird durch Christus vermittelt, d.h. er misst sich unter dem Gesichtspunkt seiner Christusverbundenheit. Darum kann Christus der Richter genannt werden (Joh 5,22). Der Vater im Himmel hält durch Christus das Gericht ab.

In dem letzten Gericht über den Einzelmenschen offenbart sich nicht nur das religiös-sittliche Niveau des Menschen, sondern auch seine künftige Existenzweise. Es zeigt sich, in welchem Maße die Herrschaft Christi im einzelnen Menschen zum Durchbruch gekommen ist. Dem Maße, in dem sich in ihm die Liebe und die Wahrheit Gottes durchgesetzt hat, entspricht seine künftige Existenzweise. Wenn er sich der Liebe und der Wahrheit entzogen hat, und sich der Selbstsucht, der Eigenherrlichkeit und der Lüge überantwortet hat, wird ihm ein kümmerliches und schwaches Dasein zuteil. Die äußerste Form der Kümmerlichkeit und der Unfertigkeit nennen wir die Hölle. Die höchste Form der Beherrschung des Menschen durch die Wahrheit und durch die Liebe nennen wir den Himmel. Denn der Himmel ist die Lebensgemeinschaft des Menschen mit der unverhüllten Wahrheit und Liebe in eigener Person. Das im besonderen Gericht gefällte Urteil wird sogleich vollzogen. Es gibt keinerlei Aufschub. Die Vollstreckung des Urteils fällt mit dem Urteilsspruch zusammen. Der Mensch erkennt sich unmittelbar nach dem Tode im Lichte Gottes untrüglich als denjenigen, der er in den Augen Gottes ist, und ist darin selig oder verdammt.

Zunächst kann das nach dem Tode gefällte Urteil nur an der vom Leibe getrennten und ohne ihn weiterlebenden Seele vollstreckt werden. Der Geist verliert im Tode infolge der Veränderungen, die sich im Körper abspielen, die Macht, die körperliche Materie als Leib zu gestalten. Er hört auf, das Wesensgesetz des Leibes zu sein. Infolge seiner Verschiedenheit vom Leibe kann er jedoch über den Untergang des Leibes hinaus fortleben. Er existiert weiter als Geistperson. Diese Geistperson führt ein geheimnisvolles, unserer Erfahrung unzugängliches Leben. Der vom Leib getrennte Geist erhält nach dem Tode infolge göttlichen Eingreifens eine solche Seinsweise, dass er auch ohne Leib in der Welt der reinen Geister leben und sich betätigen kann. Die Fähigkeit, mit dem Leibe wiederum

vereinigt zu werden, bleibt ihm erhalten. Die Fortexistenz und das Fortleben des leibfreien Geistes nach dem Tode bis zur Wiederkunft Christi ist sicher bezeugt. Im Buch der Weisheit werden wir belehrt: „Gott schuf den Menschen zu unvergänglichem Sein und machte ihn zu des eigenen Wesens Abbild.“ Bei seinem Abschied von dieser Erde betete Jesus: „Vater, ich will, dass die, die du mir gegeben hast, seien, wo ich bin, damit sie meine Herrlichkeit sehen, die du mir gegeben hast.“ Die Offenbarung von der Unsterblichkeit des Menschen geht jedoch hauptsächlich auf die Unsterblichkeit in leibhafter Wirklichkeit. Der christliche Unsterblichkeitsglaube begreift die Auferstehung des Leibes in sich. Insofern sind die Vollendeten des Himmels noch in einem unfertigen Zustand. Sie erwarten die Auferstehung des Leibes.

Gott hat nicht alle Tage Zahntag, aber er führt Rechnung und zahlt dann gleich auf einmal. Wir alle gehen unweigerlich dem besonderen Gericht Gottes entgegen; jeder Tag bringt uns ihm näher. Es empfiehlt sich, jeden Tag daran zu denken. Die Heiligen wussten um Gottes Gericht nach dem Tode, aber sie waren nicht voller Angst. Die heilige Theresia von Lisieux konnte sprechen: „Ich fürchte mich nicht vor Gottes Gericht, denn ich habe den zum Richter, den ich einzig geliebt habe.“ Was aber ist mit uns, die wir Gott so wenig geliebt haben? Wir unfertigen Menschen können nur mit Sorge an das besondere Gericht denken. Ein frommer Beter hat seine Empfindungen in Worte gefasst: „Weh, was werd' ich Armer sagen, welchen Anwalt mir erfragen, wenn Gerechte selbst verzagen.“ Uns bleibt nur die Anrufung der Barmherzigkeit Gottes. „König schrecklicher Gewalten, frei ist deiner Gnade Schalten, Gnadenquell, lass Gnade walten!“ Und es bleibt uns die Erinnerung an das, was Jesus für uns getan und gelitten hat. „Milder Jesus, wollst erwägen, dass du kamest meinewegen, schleudre mir nicht Fluch entgegen. Bist mich suchend müd gegangen, mir zum Heil am Kreuz gehangen, mög dies Mühn zum Ziel gelangen.“ „Hast vergeben einst Marien, hast dem Schächer dann verziehen, hast auch Hoffnung mir verliehen.“ „Schuldgebeugt zu dir ich schreie, tief zerknirscht in Herzensreue, sel'ges Ende mir verleihe.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Himmel, Hölle und Fegfeuer (1)

Der Himmel

05.12.2021

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Wenn der Mensch von Eigenherrlichkeit und Selbstsucht frei ist, wird er jener Lebensform teilhaftig, die wir den Himmel nennen. Sie ist der Zustand der vollendeten Gottesherrschaft und gleichzeitig das vollendete Heil. Himmel ist das theologische Bildwort für den endgültigen Heilzustand der durch Christus mit Gott für immer vereinten, geretteten Menschen. Es ist ein Grundsatz unseres Glaubens: Es gibt einen Himmel oder ein ewiges Leben, in dem die Gerechten endlos an der Seligkeit Gottes teilnehmen. Wenn wir sagen, dass wir in den Himmel kommen, so meinen wir, dass wir zu Gott gelangen, dass wir an seiner Lebensfülle und an seiner Existenzkraft Anteil gewinnen. Der Himmel ist nicht erstlich ein sachlicher Besitz, sondern eine personale Begegnung, eine Begegnung vollendeter und beglückender Liebe. Im Himmel sein heißt mit dem erhöhten Christus zusammen sein und so in der Vereinigung des Menschen mit Gott stehen. Himmel ist somit primär eine personale Wirklichkeit. Sie bleibt geprägt von ihrem geschichtlichen Ursprung, nämlich von dem österlichen Geheimnis Tod und Auferstehung Christi. Der vollendete Mensch erfährt Christus unmittelbar als das Brot und das Leben, als das Licht und die Wahrheit. Das Leben des Himmels besteht darin, dass der mit Christus Verbundene den Herrn unmittelbar sieht und sich seiner Vereinigung mit ihm unmittelbar bewusst ist. Der Vollendete im Himmel schaut Christus ins Antlitz, demjenigen, der das Gesetz seines Lebens war, mit dem er den Leidenskelch getrunken, dem er sich in Gehorsam und Vertrauen überantwortet hatte.

Die Verbundenheit mit Christus begründet die Lebensgemeinschaft mit dem himmlischen Vater. Erst wenn der Mensch vor dem Antlitz des Vaters steht, ist er dort angekommen, wo er letztlich ankommen soll. Wenn er in dessen Antlitz zu blicken vermag, dann darf er in das Antlitz der existenzmächtigen Wahrheit und Liebe selbst hineinschauen. Die Seligen im Himmel sehen unmittelbar und unverhüllt Gott selbst von Angesicht zu Angesicht. In der Gottesschau erfüllt sich die Sehnsucht der Jahrtausende. Von ihr träumten die Denker und die Frommen bei allen Völkern und in allen Religionen. Auf sie hofften alle Offenbarungsgläubigen des Alten Testaments. In ihr sahen sie die Gnade aller Gnaden. Die Gottesschau ist der wesentliche Inhalt des mit dem Tode anhebenden Lebens. Sie ist die Erfüllung der höchsten Verheißung des Herrn. „Selig die Herzensreinen, denn sie werden Gott anschauen“ (Mt 5,8). Gott gestattet den Vollendeten einen Blick in das Geheimnis seines Selbst. Sie schauen die Glut und das Licht der personhaften Wahrheit und der personhaften Liebe. Der Selige des Himmels begegnet Gott in der Haltung der Anbetung. Die Liebe, mit der er Gott umfängt, ist eine anbetende Liebe. Die Anbetung, mit der er sich im hingibt, ist von der Liebe durchglüht. Die Vollendeten bringen der Liebe in Person diese Anbetung freudig und beglückt dar. Es ist ihr Jubel, die Liebe anbeten zu dürfen.

Doch Gott bleibt Gott, der Mensch bleibt Geschöpf. Gott ist auch für den Menschen im Zustand des Himmels ein unbegreifliches Geheimnis. Der Mensch sieht zwar Gott unmittelbar, aber er durch-

dringt ihn nicht bis auf den Grund seines Seins. Die Unbegreiflichkeit Gottes kann für das Geschöpf nie, auch nicht im Zustand des Himmels, aufgehoben werden. Doch das ewige Mysterium Gottes ist für den Vollendeten keine ewige Tragik, sondern ewige Seligkeit. Er erlebt es als beglückende Erfüllung seines Wesens.

Außer dem wesentlichen Gut der Seligkeit, der Schau Gottes, gibt es noch akzidentelle Freuden des Himmels: der Verkehr mit Christus und seiner glorreichen Mutter, mit den Engeln und Heiligen, das Bewusstsein überwundener Gefahren, die Freiheit von Leiden und aller Art Übel, volle Sicherheit im erlangten Besitz. Ohne Zweifel ist das Leben im Himmel ein geselliges Leben. Das Insein in Christus schließt notwendig das Mitsein all derer mit ein, die den Leib Christi bilden. Himmel ist seinem Wesen nach Gemeinschaft der Heiligen, das Hochzeitsmahl Gottes mit der in Christus vereinten Menschheit. Die Teilhabe des Einzelnen an Christus bedeutet auch die Teilhabe der Einzelnen aneinander. Deshalb darf ein verwandeltes Fortleben der mitmenschlichen Beziehungen dieser Welt im Himmel mit Recht erhofft werden. Eine große Zahl von Lieben erwartet uns drüben, eine stattliche mächtige Schar von Eltern, Großeltern und Kindern sehnt sich nach uns, um die eigene Rettung bereits unbekümmert und nur um unser Heil besorgt. Unter ihren Augen, in ihre Arme zu eilen, welche Freude für sie und uns zugleich! Die Seligen erkennen nicht nur jene, die sie in der Welt kannten, sie grüßen auch wie längst Bekannte die Guten alle, die sie niemals gesehen haben. Es gibt kein Nichtkennen, wo die Seligen den schauen, der alles kennt.

Der Himmel bedeutet die höchste Erfüllung des Menschen; er ist die höchste Verwirklichung des menschlichen Wesens. Aus der Vollendung des menschlichen Wesens und der Erfüllung aller Lebenssehnsucht strömt eine ungeahnte Seligkeit. Religiös-sittliche Vollendung und höchstes Glück sind im Zustand des Himmels endgültig auf das innigste miteinander verbunden. Den von jeder Schuld und Strafe gereinigten Menschen wird eine vollkommene übernatürliche Seligkeit zuteil. In den Seligpreisungen verkündet Christus, dass es in jener Welt keinen Hunger und keine Träne mehr geben wird. Die Vollendeten leben in der Freude über ihr endgültiges Heil. Das Leben der jenseitigen Welt ist Erquickung, Trost, Friede und Ehre. Es ist ein Leben des Reichtums und der Unvergänglichkeit, der Kraft und der Heiligkeit. Die Unsündlichkeit ist ein Gut der Seligkeit, das sich unmittelbar aus der Schau Gottes ergibt. Es ist die Eigentümlichkeit des Glückseligseins, dass es notwendig und zugleich frei besteht. Mit der Befreiung von der Sünde hängt zusammen die Befreiung von den Leiden, welche die Schrift oft hervorhebt (Röm 8,21ff.; 1 Kor 15,53f., 2 Kor 2,1-9; Apk 14,13; 21,2ff.). Die himmlische Existenz ist Leben ohne Tod, Wahrheit ohne Irrtum, Glück ohne Gefahr.

Der Himmel ist höchste, von Gott gewirkte Aktivität des Menschen. In der Teilnahme am Leben Gottes gewinnt der Vollendete eine Intensität des Lebens, wie sie ihm auf Erden immer versagt bleibt. Der Selige lebt in höchster Wachheit des Geistes und des Herzens. Wenn wir den Himmel die ewige Ruhe nennen, so ist damit keine tötende Ruhe der Untätigkeit gemeint. Der Himmel ist höchstes Tun, aber es vollzieht sich mühelos, ohne Anstrengung, ohne Erschlaffung. In diesem Sinne ist er Ruhe. Hienieden ist jeder Besitz mit Unruhe mannigfacher Art verbunden. Im Jenseits gibt es dergleichen nicht mehr: Alles ist still wie das geglättete Meer, keine Unruhe, nur wahrer Friede. Wenn ein Mensch Gott unmittelbar schaut, so ist sein Herz so von ihm gefangen, dass er sich nicht mehr von ihm abwenden kann. Die Gottesschau ist von keiner Versuchung und von keiner Sünde bedroht. Der Himmel ist die endgültige Geborgenheit des Menschen in der Liebe Gottes. Gott selbst wirkt, dass sich ihm der Selige mit dem äußersten Einsatz seines Geistes und Herzens hingibt. Der Selige ist in der Liebe gefestigt.

Die unmittelbare Gottesschau und die in ihr gründende Seligkeit wird nie ein Ende nehmen. Die Endlosigkeit des Himmels ist von der vollkommenen Seligkeit nicht trennbar. Im Seligen kann keine Furcht aufkommen, dass er jemals verliert, was er besitzt. Er braucht um die Freundschaft mit Gott nicht zu bangen. Er ist ihrer über jeden Zweifel und für immer sicher. Die Schrift betont die Ewigkeit der Seligkeit an vielen Stellen (Mt 25,46; Joh 3,16.36; 1 Joh 5,20; 2 Kor 4,17f.; 5,1; 1 Petr 1,4; 5,10). „Wir wissen“, schreibt Paulus nach Korinth, „dass wir nach dem Abbrechen unserer irdischen Zeltwohnung eine Wohnstätte von Gott empfangen, ein nicht von Händen erbautes, ewiges Haus im Himmel.“ Dennoch stellt der Zwischenzustand vom Tode des Einzelnen bis zum Jüngsten Tage noch nicht die letzte Vollendung dar; denn dem Leben der vollendeten Geistperson fehlt noch die Leib-

haftigkeit. Sie wird erst durch die Auferstehung der Toten verwirklicht. Der Himmel ist also in gewisser Hinsicht unvollendet vor der Wiederkunft Christi. Der Himmel wird erst dann erfüllt sein, wenn alle Glieder des Herrenleibes versammelt sind. Dieses Vollsein des Christusleibes schließt die Auferstehung des Fleisches ein; es heißt Parusie. Damit ist die Anwesenheit Christi vollendet; sie umfasst alle zu Rettenden und mit ihnen das All.

Manche fragen, wo sich der Himmel befindet. Die Antwort lautet: Der Himmel ist dort, wo die Seele ihre Glückseligkeit genießt; diese besteht in der Gottanschauung, in der Teilnahme an dem Sein und Leben Gottes. Mehr zu wissen ist uns nicht gegeben. Wir vermögen keinen Ort anzugeben, der für die Daseinsform der vollendeten Menschen vorbehalten ist. Der Himmel kann nicht räumlich bestimmt werden. Der Himmel partizipiert an der Transzendenz, der Überweltlichkeit Gottes. Wie Gott dem Menschen überlegen und unverfügbar ist, so ist es auch der Himmel. Der Himmel ist eine unstoffliche und zeitlose Größe. Joseph Ratzinger gab folgende Beschreibung des Himmels. Dies ist eine neue Dimension gegenüber den physikalischen Dimensionen; in diese letzteren lässt sich die Gegenwart Christi nicht einordnen. Himmel ist demnach nicht räumlich, sondern essentiell „oben“. Die Bildworte „oben“, „über“ sind berechtigt, sofern das räumliche Oben ein Ursymbol der essentiellen Überlegenheit darstellt, um die es geht. Der bedeutende theologische Denker Engelbert Krebs meinte folgende Aussage wagen zu können: „Der Ort, an welchem die Seligen nach Wiederannahme ihrer Leiber den Himmelszustand erleben, erstreckt sich wohl über das ganze erneuerte Weltall.“

Als Hannibal mit seinen Truppen nach unsäglich mühevolem und opferreichem Übergang über die Alpen Oberitalien erreichte, ließ er vor dem Abstieg in die Po-Ebene halten und zeigte seinen Kriegern die Herrlichkeit des Landes, das sich zu ihren Füßen breitete. „Das alles ist euer, wenn ihr ausharrt und den Sieg erringt.“ Der punische Feldherr zeigte seinen Soldaten als Lohn ihrer Mühen ein glückliches Land auf dieser Erde. Unser Herr zeigt seinen Gläubigen die ewige Seligkeit des Jenseits. Es ist und bleibt wahr: Wenn der Mensch liebt, was Gott liebt, steigt er zum Reiche dessen auf, dessen Liebe er teilt. Das ist der Himmel. Die Seelen der vollendeten Gerechten werden sogleich, nachdem sie dem irdischen Leib entflohen sind, in den Himmel aufgenommen. „Wenn du nur ernstlich willst, so ist der Himmel dein. Wie unermesslich reich kann auch der Ärmste sein“ (Angelus Silesius).

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Himmel, Hölle und Fegfeuer (2)

Die Hölle

12.12.2021

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Das Thema Hölle kann von dem Zeugen Christi erst dann behandelt werden, wenn von der Liebe Gottes gesprochen wurde; denn das ist das wirkliche Heilsangebot Gottes an den Menschen. Erst wenn die Offenbarung des liebenden Gottes, der sich für die Sünden der Menschen ans Kreuz schlagen lässt und stirbt, das Leben erfüllt, erst dann kann sich die Frage erheben: Was ist, wenn diese Liebe abgelehnt wird? Wenn der Mensch sich nicht so verhält, wie er es als von Gott geliebte Person tun sollte? Dann gibt es zunächst die Möglichkeit der Umkehr. Diese Tür steht bis ans Lebensende offen, bis zum Augenblick des Todes. Spät, aber nicht zu spät hat mancher Sünder sie aufgeschlagen. Der polnische Komponist Friedrich Chopin war von seiner gottesfürchtigen Mutter fromm erzogen worden, aber glaubenslos geworden. Als er tödlich erkrankte, besuchte ihn ein befreundeter polnischer Priester und suchte ihn zu bewegen, sein Leben zu ordnen und sich für das Erscheinen vor dem göttlichen Richter vorzubereiten. Doch Chopin wollte davon nichts hören. Zu lange schon war er taub geworden für den Ruf der Gnade; nun schien sein Inneres erstorben. Schließlich ergriff der Priester ein Kruzifix, legte es dem Totkranken in die Hand und sprach: „Ich erinnere und beschwöre Sie beim Glauben Ihrer Mutter, rufen Sie wenigstens einmal zu Christus um Barmherzigkeit!“ Bei diesen Worten öffnete sich das Ohr der Seele Chopins. Der seither Verstockte war wie umgewandelt und entschloss sich zum Empfang der Sterbesakramente. Nach der heiligen Handlung sprach er: „Nun bin ich glücklich.“ Und zum Priester gewandt: „Ohne Sie wäre ich verendet wie ein Stück Vieh.“ Man sieht an diesem Beispiel: Die Stundenuhr barmherziger Heilandsliebe schlägt alle Tage 24 Stunden. Aber was ist mit dem, der sie nicht nutzen will? Wer steif und verstockt im Bösen verharren will? Wer Gott ablehnt bis in den Tod hinein? Diesen Menschen zwingt Gott nicht, in der Ewigkeit bei ihm zu sein. Gott respektiert die menschliche Freiheit, und diese Freiheit heißt, dass der Mensch auch „Nein“ sagen kann. Es gibt die Möglichkeit, dass ein Mensch die Seligkeit verspielt, dass er sich selbst die Hölle wählt. Man kann also über Hölle auch ohne Schrift und ohne Lehramt allein aus einer schlichten Überlegung heraus sinnvoll reden.

Doch die Heilige Schrift ist zu dem Thema Hölle so klar, dass es einen fast erschrecken könnte. Die Predigt Jesu ist diesbezüglich so unmissverständlich, dass eigentlich gar keine Zweifel an der Existenz der Hölle aufkommen können. Jesus nennt die Hölle „Gehenna“. Dieser Ausdruck bezeichnete ursprünglich einen geographischen Ort, ein Tal, hatte aber zur Zeit Jesu die Bedeutung, die wir heute mit dem Begriff Hölle verbinden. Jesus spricht vom „ewigen“ oder „unauslöschlichen Feuer“. „Ich aber sage euch“, heißt es in der Bergpredigt, „jeder, der seinem Bruder auch nur zürnt, soll dem Gericht verfallen sein; und wer zu seinem Bruder sagt: Du Dummkopf, soll dem Hohen Rat verfallen sein; wer aber zu ihm sagt: Du (gottloser) Narr! soll dem Feuer der Hölle verfallen sein“ (Mt 5,22). Und nur ein paar Verse weiter: „Wenn dich dein rechtes Auge zum Bösen verführt, dann reiße es aus und wirf es weg! Denn es ist besser für dich, dass eines deiner Glieder verloren geht, als dass dein

ganzer Leib in die Hölle geworfen wird. Und wenn dich deine rechte Hand zum Bösen verführt, dann hau sie ab und wirf sie weg. Denn es ist besser für dich, dass eines deiner Glieder verloren geht, als dass dein ganzer Leib in die Hölle kommt“ (Mt 5,29f.). Jesus spricht ganz deutlich davon, dass es unsere eigenen Worte und Taten sind, die dazu führen, dass wir in die Hölle kommen.

In der nachösterlichen Predigt kommt verstärkt die Hoffnung zum Ausdruck, aufgrund des Kreuzesopfers Christi gerettet zu werden. So heißt es im ersten Brief an Timotheus: „Gott, unser Retter, will, dass alle Menschen gerettet werden und zur Erkenntnis der Wahrheit kommen; denn es gibt nur einen Gott und nur einen Mittler zwischen Gott und den Menschen, den Menschen Jesus Christus, der sich als Lösegeld für alle hingegeben hat“ (2,4f.). Was geschieht nun? Wird der Mensch gerettet oder nicht? Werden alle Menschen aufgrund des Kreuzesopfers, das ja „für alle“ dargebracht wurde, gerettet oder werden sie nach dem Wort „Eher geht ein Kamel durch ein Nadelöhr, als dass ein Reicher in das Reich Gottes kommt“ (Mt 19,24) verworfen? Leugner der Hölle hat es zu allen Zeiten gegeben. So auch heute. Die heutigen „Höllensprobleme“ sind alle schon einmal dagewesen. Origenes leugnete die Ewigkeit der Höllenstrafe. Spätere Autoren schränkten die Hölle in verschiedener Weise ein. Heute erschrickt man vor der Unkenntnis über die katholische Glaubenslehre. Das Thema Hölle wird totgeschwiegen. Die Existenz der Hölle wird beim Erstkommunionunterricht und in der Firmvorbereitung nicht mehr behandelt; sie ist kein Thema der Predigt mehr. Wo sollen die Christen dann noch ernsthaft von der Hölle hören? Wenn heute die Hölle von vielen Menschen, vielleicht von der Mehrheit geleugnet wird, so ist das völlig unbeachtlich. Wir Katholiken gehören nicht zu einer Religion, in welcher die Mehrheit der Menschen oder der Prediger darüber entscheidet, was zu glauben ist. In der katholischen Religion entscheidet die von Christus gestiftete Kirche, das vom Heiligen Geist gesteuerte Lehramt, das in seinen Aussagen an Schrift und Tradition gebunden ist, was Inhalt des katholischen Glaubens ist. Die Glaubenskongregation hat 1979 die eschatologischen Fragen behandelt und den Bischöfen ins Gedächtnis gerufen, was die Kirche hierzu glaubt. Von höchster Bedeutung, also bindend, sind zwei kirchliche Dokumente. Einmal das Glaubensbekenntnis, welches das Vierte Laterankonzil 1215 gegen die Irrlehren der Albigenser und Katharer abgelegt hat. Sodann die Definition, die Papst Benedikt XII. in der Konstitution „Benedictus Deus“ 1336 formuliert hat. In diesen Dokumenten wird der katholische Christ zu nichts anderen verpflichtet, als die Aussagen der Heiligen Schrift zu glauben. 4. Konzil im Lateran 1215 (DH 800-809): Christus wird kommen als Richter der Verworfenen und der Erwählten. Jene empfangen mit dem Teufel die ewige Strafe, diese mit Christus die immerwährende Herrlichkeit, je nach ihren Werken, ob sie gut waren oder schlecht. Konstitution „Benedictus Deus“ (DH 1000-1002): Wir definieren, dass nach allgemeiner Anordnung Gottes die Seelen der in einer aktuellen Todsünde Dahinscheidenden sogleich nach ihrem Tod zur Hölle hinabsteigen, wo sie mit den Qualen der Hölle gepeinigt werden.

Welchen Inhalt hat die Lehre der Kirche über die Hölle? Man kann die verbindliche Lehre der Kirche von der Hölle in drei Punkten zusammenfassen.

1. Wer im Zustand der Todsünde stirbt, wird verurteilt.
2. Diesen real existierenden Zustand nennt man Hölle.
3. Die Hölle wird nie ein Ende nehmen; sie ist ewig.

An erster Stelle ist die Wahrheit vom Gericht Gottes über den Einzelnen nach dem Tode zu glauben. Wer von Gott abgewandt vor dem Richter steht, muss des Verlustes der ewigen Seligkeit gewärtig sein. Sodann ist zu glauben, dass die Hölle Wirklichkeit ist. Sie ist keine Erfindung der Theologen, kein Trick der Kirche, um Furcht und Schrecken einzujagen; sie ist real. Der Täufer (Mt 3,12) und später Jesus (Mt 18,8) sprechen davon, dass in der Hölle ein unauslöschliches, ewiges Feuer brennt. Deshalb heißt sie auch Feuergehenna (Mt 5,22; 18,9) oder Feuerofen (Mt 13,42-50). In ihr herrschen Finsternis (Mt 8,12; 22,13; 25,30), Heulen und Zähneknirschen (Mt 8,12; 13,42-50; 22,13; 24,51; 25,30; Lk 13,28).

Die Hölle existiert; das ist die zweite Wahrheit über die Hölle. Ein Freigeist meinte zu einem Priester: „Ich glaube nicht an die Hölle; es ist noch keiner wiedergekommen und hat uns davon berichtet.“ Der Priester entgegnete: „Geben Sie acht! Was Sie da sagen, beweist nicht, dass es keine Hölle gibt,



wohl aber beweist es, dass einer, der einmal in der Hölle ist, nicht mehr aus ihr herauskommt!“ Doch nirgends steht, dass man sich die Hölle so vorstellen muss, wie dies in der Literatur oder auf Bildern geschieht. Jesus selbst hat wiederholt vom ewigen Feuer gesprochen; daran ist fest zu glauben. Aber er hat nicht gesagt, wie dieses Feuer aufzufassen ist. Es ist kein Verstoß gegen den Glauben, es in übertragenem Sinne zu verstehen, also von schmerzlicher Pein. Über die Art der Höllenstrafe existieren keine eigentlich dogmatischen Bestimmungen. Papst Innozenz III. (D 410; DH 780-781) weist auf die zwei Komponenten hin: Entzug der Gottesschau und Qual. Sie werden von der Theologie als *poena damni* und *poena sensus* bezeichnet: Die Strafe für die Ursünde ist das Entbehren der Schau Gottes, die Strafe für die tathafte Sünde aber ist die Marter der ewigen Hölle.

Die dritte Wahrheit über ist Hölle lautet: Die Hölle ist endlos. Die Hölle ist ewig. Die Hl. Schrift spricht häufig von der ewigen Dauer der Strafe. Das Wort von dem Wurm, der nicht stirbt, und von dem Feuer, das nicht erlischt, bei Is 66,24 wird zur Grundlage von den Peinen des ewigen Feuers und lebt fort in Jdt 16,21 und Mk 9,47f. In der Hölle hört jede Besserung auf. Auch fehlt dort jedes Mittel, Gott zu versöhnen, da es keine Betätigung des freien Willens mehr gibt (Leo). So das Vierte Laterankonzil (1215): Die Verworfenen erleiden mit dem Teufel die ewige Strafe. So das Zweite Konzil von Lyon (1264): Die Seelen derer, die in einer Todsünde oder allein mit der Ursünde versterben, steigen alsbald in die Hölle hinab. So das Konzil von Florenz (1442): Es lehrt das ewige Feuer, das dem Teufel und seinen Engeln bereitet ist. So das Konzil von Trient (1545-1562): Es erwähnt die ewigen Strafen. Der sofortige Eintritt der Strafe nach dem Tod (d.h. kein Aufschub bis zum letzten Gericht) wurde erst 1336 durch die Bulle „Benedictus Deus“ (D 531) zum Dogma erhoben (vgl. vorher schon D 464). Man hat versucht, die Stimmung der verworfenen Seelen in Worte zu fassen. „Wir wiesen des Ewigen Ruf zurück und starben als sündige Toren. Wir waren geladen zum Himmelsglück – nun haben wir alles verloren. Vorbei ist die Zeit und vorbei ist die Gnad’, vorbei ist der Tag unseres Lebens. O dreh dich zurück, du schreckliches Rad. Doch jammern wir ewig vergebens.“

Wer ist in der Hölle? Wer erleidet diesen Zustand? Von einem weiß man mit Gewissheit, dass sein Zustand die Hölle ist: der Teufel. Dem Menschen ist es möglich, mit Gottes Hilfe der teuflischen Versuchung zu widerstehen und begangenes Unrecht zu bereuen. Diese Reue kann auch noch in letzter Minute erfolgen; kein Mensch braucht davon etwas zu erfahren. Wir wissen nicht, welche Menschen von dieser Möglichkeit Gebrauch gemacht haben. Daher hat die Kirche nie von einem Menschen behauptet, er weile in der Hölle. Der Versuch nachzuweisen, dass jemand – ein Mensch wie du und ich – sein Heil verspielt haben könnte und für die Ewigkeit verloren sei, ist furchtbar. Die Kirche hat sich nie angemaßt, auch nicht für Judas Iskariot, der den Sohn Gottes ausgeliefert hat, das Heil für jemanden kategorisch auszuschließen. Doch so wenig von einem anderen die ewige Verdammnis behauptet werden kann, so wenig kann man sie für sich selbst ausschließen. Selbstverliebtheit, Selbsttäuschung, Selbstüberhebung können uns blenden und verblenden. Das ist zunächst einmal eine Mahnung, das eigene Leben verantwortungsvoll zu gestalten. Das eigene Heil nicht zu verspielen. Das ist sodann die flehentliche Bitte an Gott, uns vor der Hölle zu verschonen. In jeder heiligen Messe richten wir unser Gebet an Gott. Vor der heiligen Wandlung flehen wir Christen: „Leite unsere Tage in deinem Frieden, bewahre uns gütig vor der ewigen Verdammnis und reihe uns ein in die Schar deiner Auserwählten.“ In den Gebeten vor dem Empfang des Herrenleibes leitet uns die Kirche an, unseren Herrn Jesus Christus darum anzuflehen, „dass die heilige Kommunion uns nicht zum Gericht und zur Verdammnis gereiche“. Wir dürfen und sollen den heiligen und gerechten Gott fürchten. Die berechtigte Gottesfurcht kann und soll uns vom Bösen abhalten und zum Guten hinziehen. Unsere Schwäche ist groß; aber größer ist das Erbarmen Gottes. Wir haben einen Herrn und Heiland, von dem der Prophet Isaias vorherverkündet hat: „Das geknickte Rohr wird er nicht brechen, den glimmenden Docht nicht löschen.“ Der heilige Pfarrer von Ars lehrt: „Gott ist mehr bereit, einem reuigen Sünder zu verzeihen, als eine Mutter, ihr Kind aus dem Feuer zu retten“ (Johann Baptist Vianney). Niemand, der ernstlich bittet, findet die Pforten der göttlichen Barmherzigkeit verschlossen. Wer auch nur einen Funken guten Willen hat, wird nicht auf ewig verloren gehen. Das Te Deum, der große Lobgesang auf Gott, schließt mit den Worten: Auf dich, Herr, habe ich gehofft. Ich werde in Ewigkeit nicht zuschanden werden.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Himmel, Hölle und Fegfeuer (3)

Das Fegfeuer

19.12.2021

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Es ist ein definiertes Dogma: Es gibt ein Fegfeuer oder einen Zustand der sittlichen Läuterung, in dem die noch nicht gänzlich reinen Seelen durch Strafen gereinigt und für den Himmel geeignet gemacht werden. Die Schrift spricht nicht formell und deutlich die Lehre vom Fegfeuer aus. Doch sie ist darin angedeutet. Nach 2 Makk 12,43-46 glaubte das Spätjudentum, Verstorbene, die zwar „in Frömmigkeit“, aber noch „in Sünden abgeschieden“ waren, können durch „Opfer und Fürbitte“ von „ihren Sünden befreit“ und so der seligen „Auferstehung“ teilhaftig werden. Der inspirierte Autor billigt diese Meinung, indem er schreibt: „Heilig also und heilsam ist der Gedanke, für die Verstorbenen zu beten, damit sie von den Sünden befreit werden.“ Im 1 Kor 3,11-15 hebt Paulus hervor, dass es nur ein Fundament des Glaubens gibt, Jesus Christus. Ein jeder sehe zu, wie er auf diesem Grunde aufbaut, gut oder schlecht. Der Jüngste Tag, der in Feuer offenbar werden wird, wird alles ans Licht bringen und alles prüfen. Besteht einer die Probe, so wird er Lohn empfangen, „wenn aber jemandes Werk verbrennt, so wird er Schaden leiden, er selbst jedoch wird gerettet werden, jedoch so wie durch Feuer“. Die Lehre vom Fegfeuer ist nicht bibelfremd, kann aber aus der Bibel allein nicht entnommen werden. Ihre Bezeugung erfolgt ganz überwiegend durch die Überlieferung. Das ist eine völlig normale Erscheinung.

Die Kirche schöpft ihre Erkenntnis der Offenbarung Gottes aus der Überlieferung und der Schrift. Die Überlieferung geht der Schrift voran und ist umfassender als die Schrift. Die Schrift ist ein Teil der Überlieferung, ihr hervorragendster Teil. Die Lehren von der Gemeinschaft der Heiligen und von der allgemeinen Pflicht, Fürbitte für andere zu leisten, führten dazu, dass die Kirche der Verstorbenen bei der Feier des Messopfers gedachte. Tertullian bezeugt die Übung, für die verstorbenen Gläubigen Oblationen darzubringen. Die überlebende Ehefrau betet für die Seele des verstorbenen Mannes (De monog.10). Tertullian spricht auch die Überzeugung aus, dass die abgeschiedenen Seelen in der Unterwelt eine Abzahlung der Schulden „bis zum letzten Heller“ vollziehen müssen (De an. 58; De res. 42). Origenes nimmt an, dass die Seelen nach dem Tode ein Gericht zu bestehen haben, worin sie die „Feuertaufe“ (Lk 3,16) empfangen. Jedes Menschen Werk wird dort im Feuer geprüft (1 Kor 3,15). Augustinus sagt von seiner Mutter Monika, sie sei zwar „nicht ohne Schuld“ gewesen, habe aber vertrauensvoll die Bitte geäußert, „ihrer am Altare zu gedenken“. Papst Gregor der Große spricht deutlich aus: „Es ist zu glauben, dass es vor dem Gerichte für gewisse leichte Sünden ein Reinigungsfeuer gibt.“ Bei dieser Läuterung sind die Suffragien und die Almosen der Lebenden von Nutzen, besonders das Messopfer. Einen eigenen Tag Allerseelen, zur Erinnerung an die im Fegfeuer befindlichen Seelen, begeht die Kirche seit dem Jahr 1000. Er ging aus von Abt Odilo, der ihn in den Klöstern der Cluniazenser begründete. Von da verbreitete er sich auf andere Kirchen. Im 14. Jahrhundert fand er Aufnahme im Ordo Romanus.

Die Kirche kennt eine Entwicklung der Lehre, die Dogmenentwicklung. Aus Keimen erwachsen unter der Leitung des Geistes der Wahrheit Erkenntnisse, die in ihnen verborgen, aber implicit (eingewickelt) enthalten waren. Die Entwicklung von der Lehre vom Fegfeuer geht aus von dem biblischen Gedanken des Gerichts und der Vergeltung. Aufgrund der Lehre von der Gemeinschaft der Heiligen dehnten die Christen ihre Fürbitte auf die Verstorbenen aus. Dies geschah hauptsächlich bei der Feier der Eucharistie, die man, wenn möglich, über den Gräbern vollzog. In der biblischen Begründung der Lehre vom Reinigungszustand griffen die Christen auf Mt 12,32 (Wer wider den heiligen Geist redet, dem wird es weder in dieser noch in der kommenden Weltzeit nachgelassen) und 1 Kor 3,15 (Wenn das Werk, das einer aufgebaut hat, verbrennt, so wird er bestraft werden, doch wird er selbst gerettet, aber wie durch Feuer hindurch), weniger auf 2 Makk 12,45f. (Er zog in Betracht, dass den fromm Entschlafenen eine gar herrliche Belohnung aufbewahrt ist. Ein heiliger und frommer Gedanke! Darum veranstaltete er für die Verstorbenen ein Sühnopfer, damit sie von ihrer Sünde erlöst würden) zurück. Die theologische Vernunft fordert die Lehre vom Fegfeuer. Einerseits steht fest, dass Unreines nicht in den Himmel eingehen kann (Sp 7,25; Is 35,8). Andererseits ist es ungerecht und unheilig, für leichtere Vergehen die ewige Höllenstrafe zu fordern. So bleibt als Folgerung nur die Annahme eines Zwischenzustandes, in dem die Läuterung und die Vorbereitung für den Himmel erfolgen kann.

Nur derjenige ist der vollendeten Teilnahme an dem dreipersönlichen Leben Gottes fähig, der bei seinem Tode von jeder Selbstsucht, von allen bösen Neigungen und Wünschen frei ist, in dem sich also die Herrschaft der Liebe und der Wahrheit vollkommen durchgesetzt hat. In der Regel wird auch jener, der in Gemeinschaft mit Christus, also ohne Todsünde, aus diesem Leben scheidet, mit vielen Mängeln, nämlich mit lässlichen Sünden, mit ungeordneter Begierlichkeit, mit zeitlichen Strafen behaftet sein. Wenn ein solcher Mensch nicht für immer von der vollen Gottesgemeinschaft ausgeschlossen sein soll, muss ihm die Möglichkeit einer Läuterung eröffnet werden. Gott bietet in der Tat eine solche Chance. Das ist eine hohe Gnade. Ohne sie müsste der Mensch in dem Zustand, in dem er sein Leben beendet, für immer erstarren. Ein weiterer theologischer Grund für die Tatsache des Fegfeuers liegt darin, dass Gott für die Sünde Strafe verhängt. Diese wird nicht immer während des Verlaufs des irdischen Lebens ganz gebüßt. Gott lässt zwar mit der Todsünde immer die ewige Strafe, aber nicht jede zeitliche Strafe nach. Außerdem nimmt er mit der lässlichen Sünde nicht immer auch die durch sie verursachte Strafe hinweg. Sie muss abgebüßt werden im jenseitigen Reinigungszustand.

Die jenseitige Läuterung ist ein Zustand der Pein, der wesentlich im Aufschub der ersehnten Gottesschau besteht. Die im Läuterungsprozess lebenden Menschen sind an den Raum gebunden. Sie sind zwar nicht mehr so wie im irdischen Dasein den Gesetzen von Raum und Zeit unterworfen. Aber sie leben nicht ohne Beziehung zum Raum. Wo freilich die raumgebundenen Seelen der Abgeschiedenen den Läuterungsprozess durchleben, ist uns unbekannt. Es lässt sich im Weltall kein Ort feststellen, den man mit dem Fegfeuer identifizieren könnte. Das Entscheidende ist nicht der Ort, sondern der Vorgang der Läuterung.

Solange der Mensch noch nicht bis auf den Grund seines Wesens geläutert ist und gutgemacht hat, was er versäumte, ist er noch unfertig und kann der Gottesschau nicht teilhaftig werden. Im Gerichte wird er seiner Unfertigkeit inne. Da sieht er den Abstand, der ihn noch von Gott trennt. Er erkennt und spürt den Widerspruch seines Ich zu der personhaften göttlichen Heiligkeit. Er durchschaut seine Verschuldung gegen Gott, den Heiligen; die ihm noch anhaftende Sünde und Sündenneigung; die Versäumnisse, die nicht mehr nachgeholt werden können; die Verkehrtheiten; die unerfüllten Möglichkeiten seines Lebens. Der Mensch spürt sich von der Macht der göttlichen Heiligkeit zurückgestoßen. Er muss also Gott entbehren. Das ist für ihn ein unausdenkbarer Schmerz; denn er ist nicht mehr durch die geschaffene Herrlichkeit geblendet und verzaubert; darum liebt er Gott mit großer Kraft seines Herzens und verlangt mit lebendiger Sehnsucht, bei ihm zu sei. In der Erfahrung der Gottferne erlebt der Mensch seine Unfertigkeit und Zerrissenheit. Der Schmerz wird durch das Bewusstsein gesteigert, dass die Trennung von Gott durch den Menschen selbst verschuldet ist. Die ungestillte Sehnsucht nach ihm brennt in ihm wie Feuer. Der Mensch verzehrt sich in der Sehnsucht nach Gott. Was das Ausmaß der Leiden angeht, so ist dies völlig in den Bereich des Geheimnisses entrückt. Nach der hl. Katharina von Genua ist die unbefriedigte Sehnsucht, die an der Seele zehrt, ohne sie zu verzehren, ein über alle Maßen schmerzliches, mit keinem irdischen Feuer vergleichbares

Liebesfeuer. Thomas von Aquin vermutet, dass das geringste Fegfeuer schmerzlicher ist als das größte Leid der Welt.

Der Mangel der glühend ersehnten Gottesschau wird als die Strafe des Verlustes (*poena damni*) bezeichnet. Dazu tritt die Strafe der Empfindung (*poena sensus*), ein besonderes Bußleiden. Die Strafen werden abgeübt durch Ertragen. Der Verlust ist allerdings nur ein vorläufiger Aufschub der Seligkeit, keine eigentliche Verdammnis. Dieser Aufschub ist schmerzlich. Der Schmerz ist um so heftiger, je edler die ihn empfindenden Seelen sind, je näher sie dem Ziele sind, je reiner und abgeklärter ihr Verlangen nach Gott ist, je klarer ihre Einsicht in die Torheit der Verschuldung ist. Gegenstand der Läuterung sind Strafen und Sünden. Die Strafen werden abgeübt durch Ertragen.

Wie lange die Strafen des Fegfeuers dauern, wissen wir nicht. Es ist uns unbekannt, nach welchen Maßstäben Gott die Sündenschuld bzw. die Sündenstrafe im Fegfeuer bemisst. Über die Dauer des Umwandlungsprozesses wissen wir nichts. Er kann langsam oder allmählich oder plötzlich vor sich gehen. Die Offenbarung sagt uns über die Zeit des Fegfeuers nichts. Die Mängel, von denen der Mensch im Läuterungsvorgang befreit wird, sind dreifach: lässliche Sünde, Neigung zur Sünde (ungeordnete Begierlichkeit) und zeitliche Sündenstrafen. Im Fegfeuer findet eine Läuterung von der Sünde statt. Gott wirkt verwandelnd und bessernd auf das menschliche Leben ein. Dafür wird man einen allmählich voranschreitenden Reinigungsvorgang annehmen müssen. Die Verwandlung bezieht sich auch auf die aus der Sünde geborenen bösen Neigungen. Im Fegfeuer findet also eine sittliche Besserung der Seelen statt. Die armen Seelen stoßen die psychischen bösen Neigungen frei aus ihrer Seele aus.

Der Umschaffungs- und Umwandlungsprozess, den Gott am Menschen gnadenhaft vornimmt, ist von schmerzlichster Art. Je näher der Mensch Gott kommt, um so inbrünstiger wird seine Sehnsucht nach ihm, um so brennender wird die Scham über seine Sünden. Er verurteilt sich im Lichte und in der Liebe Gottes immer stärker und wird so von allen Makeln der Sünde frei. Die Läuterung ist also ein aufs höchste gesteigertes geistiges Leben der Erkenntnis und der Liebe. Der im Zustand des Fegfeuers Lebende vollzieht intensivste Akte der Anbetung, des Lobpreises, der Reue und des Dankes.

Die Umwandlung des Menschen im Reinigungszustand hat keinen Verdienstcharakter. Verdienste kann der Mensch nur während des Pilgerlebens erwerben. Nur solange er im Dunkel des Glaubens steht, kann er in freier Entscheidung Handlungen setzen, denen Gott Lohn versprochen hat. Die Seelen im Fegfeuer sind der Mühe der Selbstbestimmung und der Selbstüberwindung im Vollzug des Guten enthoben. Der Abfall von Gott ist ihnen unmöglich. Sie können nicht von neuem sündigen, sie können keine Verdienste mehr erwerben. Sie tun der Gerechtigkeit Gottes nicht mehr genug, sie leiden ihr nur noch genug. Sie nehmen, was sie verfehlt und versäumt haben, in ihr reuiges Herz auf und machen es dadurch gut, dass sie es gut leiden. In ihrer rückhaltlosen Hingabe nehmen sie die in der Sünde betätigte Autonomie zurück. Sie arbeiten die sündige Selbstherrlichkeit allmählich auf und befreien sich von ihr zuletzt vollkommen. Die Hinnahme des Leidens des Läuterungsvorganges, also die Genugtuung des Fegfeuers, bedeutet eine fortschreitende Befreiung von der Sünde und von der Sündenneigung. Die Läuterung hat den Sinn, Gott immer lebendiger als den Herrn anzuerkennen, bis alle Selbstherrlichkeit abgebaut ist und die Herrschaft Gottes im menschlichen Ich in einer vollkommenen Weise heraufgeführt ist.

Die Seelen im Fegfeuer empfinden es als Glück und Seligkeit, dass ihnen die Möglichkeit zur schmerzhaften Verwandlung gegeben ist. So leben sie in einem Meer von Bitterkeit dennoch in Frieden. Die armen Seelen sind so zugleich die reichen Seelen. Das Fegfeuer ist keine zeitlich begrenzte Hölle, sondern ein Vorhimmel. Im Fegfeuer leuchtet allen der Hoffungsstern baldiger Erlösung, glüht in den Seelen die vollkommene Liebe Gottes, verklärt der Friede mit Gott das Dasein des Einzelnen und der Gesamtheit. Hier herrscht Klarheit über das persönliche Geschick: Es ist ein glückliches, ewiges, durch keine Gefahr mehr bedrohtes. Diese Zuversicht schöpfen sie aus dem über sie ergangenen göttlichen Gericht nach dem Tode. Der Grund der unvorstellbaren Freude derer, die den Läuterungsvorgang erleiden, ist ihre Liebe zu Gott und ihre Heilsgewissheit. Ihr Schicksal ist entschieden, der Kampf gewonnen. Sie haben gesiegt, sie können triumphieren. Die ungeheure Spannung, in welcher der Mensch dem göttlichen Richterspruch entgegenseht, hat sich gelöst. Die Angst, welche zum menschlichen Dasein gehört, ist bewältigt. Bernhard von Siena zählte eine Reihe von Freuden

des Fegfeuers auf: Befestigung in der Gnade, Gewissheit des Heils, Liebe zu Gott, Besuch der Engel, Besuch der Heiligen. Er schließt: Wenn auch die im Fegfeuer Befindlichen schwere Qualen leiden, so ist doch ihr Zustand besser und glücklicher als der in der Welt Lebenden.

Der Trost der Fegfeuerlehre ist groß. Sagt uns das Gewissen, dass ein langes Leben nicht ohne manche Verfehlung verläuft, dann lehrt uns der Glaube, dass es im Jenseits eine Möglichkeit der Wiedergutmachung gibt. Wenn die menschliche Schätzung nicht leicht einem Verstorbenen Himmel oder Hölle zuspricht, dann weiß sie die Ihrigen eher im Fegfeuer, weil sie glaubt, dass der Tote nicht nach unten, sondern nach oben ging, dass er nicht von Gott hinwegfuhr, sondern zu Gott hin; nicht dem Lande der Finsternis zu, sondern des Lichtes. Auch im Fegfeuer leuchtet Gottes Sonnenschein, und zwar heller als auf Erden.

Die auf Erden Lebenden sind mit den im Fegfeuer Befindlichen verbunden. Noch mehr: Wir können den Abgeschiedenen wirksam helfen. Diese Tatsache ist als Glaubenssatz von den Konzilien von Lyon, Florenz und Trient ausgesprochen worden. Alle mit Christus Verbundenen sind auf das innigste auch untereinander verbunden. Was immer einer tut, tut er als Glied der ganzen ihn umgreifenden Gemeinschaft. Daher wird auch die ganze Gemeinschaft von dem Tun eines jeden Einzelnen berührt. Gott hat es so gefügt, dass alle voneinander abhängig sind und füreinander Heilsträger sein sollen. Wie weit jedes einzelne Glied der Gemeinschaft konkret vom Tun und Lassen eines anderen berührt wird, bestimmt Gott in freiem Willen. Die in der Tiefe bestehenden Zusammenhänge werden sich erst beim Gericht am Jüngsten Tage enthüllen. Die Seelen im Läuterungszustand werden von der Liebe der noch auf Erden pilgernden Brüder und Schwestern erreicht. Der Tod zerstört die in Christus gründende Gemeinschaft nicht, sondern vervollkommnet sie. Er vermag nur die leibliche Nähe zu vernichten. Die Verbundenheit in Christus ist jedoch nicht von der räumlichen Nachbarschaft abhängig. Sie kann daher über den Tod hinaus weiterbestehen. Der Heilige Geist legt sich wie ein allmächtiges Liebesband um die christusgläubigen Menschen. Im Heiligen Geist sind daher die Pilger auf der Erde und die Abgeschiedenen aufs innigste verbunden. Deshalb strömt den Abgeschiedenen die Liebe und die Treue der noch auf Erden pilgernden Christusgläubigen immerfort zu. Die Liebe, mit der die auf Erden Lebenden die Verstorbenen umfassen, wirkt vor Gott wie eine Bitte für die Heimgegangenen. In ihr können sie daher den Abgeschiedenen in der Weise der Fürbitte zu Hilfe kommen. Was immer die in der Gnade Gottes verbundenen Menschen auf Erden tun und leiden, können sie wie eine Bitte für die heimgekehrten Brüder und Schwestern vor Gottes Angesicht tragen. Sie können ihre Drangsale und Heimsuchungen Gott anbieten und ihn bitten, dass er sie als stellvertretende Genugtuung gelten lasse. Durch unser Gebet erleben wir ihnen die Kraft, ganz in den göttlichen Willen einzugehen.

Eine Hilfe besonderer Art ist die Gewinnung von Ablässen. Der Ablass ist die Nachlassung zeitlicher Sündenstrafen (also nicht Nachlass von Sünden). Er wird den Lebenden auf Erden durch die Vollmacht der Kirche aufgrund bestimmter Werke und Gebete gewährt. Wir (und noch besser unsere gläubigen Vorfahren) kennen den Portiunkulaablass. Der Ablass kann den Verstorbenen in der Läuterung zugewendet werden. Wer einen Ablass gewinnt, ist imstande und berechtigt, Gott darum zu bitten, den ihm selbst zugesicherten Straferlass den Verstorbenen zu gewähren. Der Ablass wird also den Verstorbenen nicht *per modum absolutionis*, sondern *per modum suffragii* zuteil. Wer den Verstorbenen einen Ablass zuwenden will, bittet Gott, ihnen die verwirkte Strafe zu erlassen in dem Ausmaß, wie es der Buße auf Erden entspricht. Gebet und Sühne auf Erden können den Seelen im Läuterungszustand den Umwandlungsprozess nicht ersparen. Sie müssen ihn in seiner Schmerzlichkeit bestehen. Aber wir können versuchen, ihnen die volle Bereitschaft zu erleben, sich von der Liebe Gottes durchglühen zu lassen, und dazu beizutragen, dass der Schmerz, der sich an dem Aufschub der vollen Heimkehr zu Gott entzündet, gemildert wird.

Am wirksamsten kann Gott Bitte und Sühne für die Verstorbenen durch die Feier des Messopfers dargebracht werden. In jeder hl. Messe betet die Kirche für die abgeschiedenen Gläubigen. Das Messopfer kann darüber hinaus in der besonderen Absicht dargebracht werden, bestimmten (oder allen) verstorbenen Gläubigen zu Hilfe zu kommen. Hier fleht der sich opfernde Christus mit uns um Erbarmen. Von der Darbringung des Messopfers muss jede unberechtigte Vorstellung ferngehalten

werden. Durch das Lesen einer bestimmten Anzahl von Messen die sichere Befreiung aus dem Fegfeuer zu erwarten, ist von der Kirche verworfen worden.

Die Seelen im Läuterungszustand sind nicht nur auf unsere Hilfe angewiesen. Sie können selbst durch ihre Gebete den auf Erden Lebenden zu Hilfe kommen. Sie dürfen daher sinnvollerweise auch um ihre Fürbitte angerufen werden. Sie leben ja aus der Liebe Gottes. Sie können ihre Liebe auswirken und ihren noch lebenden Brüdern und Schwestern entgegenbringen. Die armen Seelen können für uns bitten, und wir dürfen sie anrufen. Die liturgische Anrufung der armen Seelen ist nie üblich gewesen. Die armen Seelen üben im Fegfeuer einen ihrem Zustand entsprechenden Gottesdienst aus. Dies geschieht durch Akte der Anbetung, der Danksagung und des Lobpreises. In glühender, wenn auch noch nicht vollendeter Liebe beten sie das Geheimnis der göttlichen Heiligkeit und Gerechtigkeit an.

Die Lehre vom Reinigungszustand nach dem Tode ist eine überaus große und hilfreiche Offenbarung Gottes. Sie wehrt dem hybriden Optimismus, mit dem oft der Tod von Menschen begleitet ist; leichtfertig und voreilig wird von ihnen ausgesagt, dass sie das Ziel der Gottschau erreicht hätten. Die Lehre vom Reinigungszustand bewahrt aber auch vor der angstvollen Verzweiflung, die annimmt, dass ein Verstorbener in die Unseligkeit der Verwerfung eingegangen sei. Die Lehre vom Fegfeuer rechnet realistisch damit, dass ein Christ, der sich in seinem Leben bemüht hat, Gottes Willen zu tun, der aber in diesem Bemühen hinter den Erwartungen Gottes zurückgeblieben ist, die Barmherzigkeit Gottes erfahren wird. Sie besteht in die Aufnahme in den (vorübergehenden) Zustand der Läuterung durch schmerzliche Leiden. O Herr, gib ihnen die ewige Ruhe und das ewige Licht leuchte ihnen.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Hirten erst kundgemacht

25.12.2021

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Die ersten Worte des heutigen Evangeliums lauten: „In jenen Tagen“. Damit knüpft es an die Geburt Johannes des Täufers an (Lk 1,57-80). Er ist sechs Monate vor Jesus in einer Gebirgsstadt von Juda geboren. Dieser Johannes ist es, der „dem Herrn vorangehen und ihm den Weg bereiten wird“, wie der Engel Gabriel verkündete. Sein Beruf wird es sein, Vorläufer und Wegbereiter des Messias zu sein. Der Unglaube versucht, Johannes und Jesus auseinander zu dividieren. Dieser Absicht wehrt der Täufer: „In eurer Mitte steht der, den ihr nicht kennt, der nach mit kommt, dessen Schuhriemen aufzubinden ich nicht würdig bin.“ Johannes und Jesus gehören zusammen; sie lassen sich nicht trennen. Dann ist die Rede von Kaiser Augustus. Das war Caesar Octavius Augustus. Er stand als erster römischer Kaiser seit 27 vor Christus an der Spitze des Römischen Reiches und starb 14 nach Christus. Er gab dem Augusteischen Zeitalter, einer Blütezeit des Römischen Reiches, den Namen. Er stellte Ruhe und Ordnung durch den „Kaiserfrieden“, die Pax Augusta, wieder her und brachte Wohlstand für Italien und die Provinzen. Augustus genoss göttliche Verehrung. Das Römische Reich erstreckte sich von Britannien, Gallien und dem Niederrhein mit dem 50 nach Christus zur Stadt erhobenen heutigen Köln über Spanien, Italien, den Balkan, Anatolien und Nordafrika bis zu dem 30 vor Christus eroberten Ägypten. Seit 63 vor Christus, seit der Eroberung Jerusalems durch Pompejus, gehörte Palästina zum Römischen Reich. Das Land Judäa mit der Hauptstadt Jerusalem genoss unter König Herodes dem Großen ein gewisses Maß von Selbstständigkeit als ein von Rom abhängiges Königreich. Im Norden grenzte an Judäa die römische Provinz Syrien, von der Judäa abhängig war. Lukas nennt den römischen Statthalter: Publius Sulpicius Quirinius. Weihnachten ist keine Geschichtsstunde. Warum nennt Lukas die Namen des Kaisers Augustus und des Statthalters Quirinius? Weil sich hier Weltgeschichte – die Geschichte des Römischen Reiches – und Heilsgeschichte – die Geschichte des Wirkens Gottes mit den Menschen – verbinden. Das Kind Jesus, das nach der Verkündigung des Engels an Maria Sohn Gottes genannt wird (Lk 1,32), ist nicht irgendwo geboren, schon gar nicht in den Mythen, den Hirngespinnsten von Menschen. Er ist keine Ausgeburt der Phantasie. Nein, er wird in einer konkreten, politisch eindeutigen Situation der Weltgeschichte geboren, eben zu der Zeit des Kaisers Augustus und des Statthalters Quirinius in Syrien.

Lukas spricht von dem Gebot des Kaisers, wonach alle sich in Steuerlisten eintragen mussten. Das war der römische Reichszensus. Dazu gehörten ein Personenstandsregister, die Bemessung des Grundeigentums und die Steuerveranlagung. Der erste Reichszensus seit dem Herrschaftsantritt des Augustus ging zwischen 8 vor Christus und 6 nach Christus vor sich. Der Zensus fand auch im Herrschaftsbereich Herodes des Großen statt. Dieser Herrscher war von Rom abhängig und musste die Erhebung dulden wie die relativ selbständigen Reiche der Nabatäer in Petra und des syrischen Stadtstaates Apameia. Maßgeblich war nicht der Wohnort des Steuerpflichtigen, sondern der Herkunftsort der Familie. So ging Joseph aus seinem Heimatort Nazareth in Galiläa nach Bethlehem in Judäa, weil er ein Nachkomme Davids war und Bethlehem als die Stadt Davids galt. Joseph wurde begleitet von Maria, seiner Braut. Sie war hochschwanger. Während des Aufenthaltes in Bethlehem

kam ihre Niederkunft. Die Herbergen waren überfüllt. So fanden Joseph und Maria nur eine behelfsmäßige Unterkunft. Das Neugeborene wurde in eine Futterkrippe gelegt.

Im Mittelmeerraum kannte man die Transhumanz, die Wanderweide großer Herden vom Anfang des Frühlings bis zum Beginn des Winters. Transhumanz ist die spezifische Form der halbnomadischen Fernweidewirtschaft. Viehherden, besonders Schafe und Ziegen, wechseln zwischen weit voneinander entfernten Gebieten im jahreszeitlichen Klimarhythmus, z. B. im Sommer im Gebirge, im Winter in den Ebenen. Die Hirten waren nicht die Besitzer der Herden; sie beaufsichtigten sie, lebten bei ihnen im Freien, in Zelten oder Laubhütten, wachten vor Räufern und wilden Tieren, die ihre Herden gefährden konnten. Gottes Vorsehung hat sich im Laufe der Heilsgeschichte wiederholt der Hirten bedient. Die Hirten von Bethlehem erinnern daran, dass Moses in Ägypten vor seiner Berufung durch Gott Hirte war und die Schafe seines Schwiegervaters Jethro hütete (Ex 3,1). Auch David, der spätere König Israels, war Hirte und hütete die Schafe (1 Sam 16,11). Das Hirtentum war in Palästina eine bekannte Erscheinung. Der Hirt war dem israelitischen Volk Abbild des Königs, des Führers des Volkes, aber auch der Propheten und Lehrer. Gott selbst erscheint dem Israeliten als Hirt, der sein Volk an Wasserquellen trinkt und vor Gefahren schirmt. Und Jesus sagt von sich: „Ich bin der gute Hirt. Der gute Hirt gibt sein Leben hin für die Schafe“ (Joh 10,11). Er bezeichnet sich als den guten Hirten, der seine Schafe kennt, das verlorene aufsucht und zurückbringt, sie vor Wölfen schützt. Hirten sind etwas Besonderes. Aber sie sind immer einfache Leute: die kleinen, nicht die großen, die schwachen, nicht die mächtigen, die armen, nicht die reichen, die unbekanntes, nicht die prominenten.

Hirten wird die Weihnachtsbotschaft verkündet: „Fürchtet euch nicht. Heute ist euch der Retter geboren; er ist der Messias, der Herr.“ In diesem Wort des Engels ist der gesamte Inhalt des Weihnachtsgeschehens enthalten. Ein Kind ist zur Welt gekommen. Dieses Kind ist erwählt und berufen zu einer einzigartigen und einmaligen Sendung. Es ist Retter – nicht vor irdischen Gefahren, sondern vor dem ewigen Tode. Er ist Messias – der ersehnte Heilbringer, die Erwartung der Jahrhunderte ist erfüllt. Er ist der Herr – er ist gottgleich, denn Herr, *Kyrios*, ist der Name Gottes. Das israelitische Volk erwartete einen bloßen Menschen als Messias. Der Messias kam, aber er war kein bloßer Mensch, sondern Gott in Menschengestalt. Gott erfüllte nicht nur seine Verheißung, er übererfüllte sie.

Was hat das zu bedeuten? Gott lässt seinen Sohn Mensch werden. Gott wird Mensch. Ein Mensch hatte Unheil über die gesamte Menschheit gebracht. Ein Mensch sollte die Menschheit von seinem Unheil befreien. Freilich ein Mensch besonderer Art: Ein Mensch, in den Gott hinabgestiegen war, in den Gott eingegangen war, dessen Natur sich Gott zugeeignet hatte. Nur ein Mensch mit der Doppelnatur war geeignet, das Werk des Mittlers der Erlösung zu vollbringen. Die Heimholung des Menschen zu Gott setzt einen Heimholenden voraus, der immer schon in der Gemeinschaft mit Gott gelebt hat. Der Mittler muss zu Gott und zu den Menschen gehören. Nach Joh 1,14 beruht die Mittlerstellung Christi auf der Vereinigung der göttlichen Natur mit der menschlichen in seiner Person. Das Mittlertum Christi ist ontologisch begründet durch die Tatsache der zwei Naturen. Durch sie ist Christus ganz Mensch und ganz Gott in einem. So ist in seiner Person der unendliche Abgrund von Schöpfer und Geschöpf überbrückt und eines dem anderen verbunden. Das Mittlertum ist ethisch-geschichtlich vollzogen durch Übernahme der ganzen Passion des Menschseins und der mit ihm verflochtenen Kreaturwelt. In der Niedrigkeit und im Gehorsam des Menschgewordenen (Phil 2,6-11) wird die Hybris überwunden, in der das Unheil der Menschen gründet. In das Menschsein eingehen, heißt, in eine von der Hybris zerrüttete Natur eingehen, die nur im Vollzug der letzten Erniedrigung aufgearbeitet und zu Gott hin zurückvermittelt werden kann.

Hirten empfangen die Botschaft des Heils, die unerhörte, aufwühlende Botschaft. Warum sie? Gott weiß, wer fähig und gewillt ist, sie aufzunehmen. Die Hirten sind es. Die Hirten sind Repräsentanten. Sie stehen für das ganze Volk, ja für alle Völker. „Große Freude“ wird ihnen verkündet, „die dem ganzen Volk zuteil werden soll“. Angekündigt wird die Geburt des Retters, des Messias, des Herrn. Aber angekündigt wird sie den Hirten. Für die Menschwerdung bedient sich Gott der armen Leute. Die Mutter Gottes ist ein unbekanntes Mädchen aus dem bedeutungslosen Nest Nazareth, nicht eine Königstochter aus Jerusalem. Ihr Bräutigam, Joseph, ist ein einfacher Handwerker (Mt 13,55). Die



Empfänger der Botschaft von der Geburt des Retters, des Christus und des Herrn sind Hirten, arme Leute. Gott kommt zu den Armen. Und er kommt durch die Armen. Gott ist in besonderer Weise der Gott der Armen, der Unterdrückten, der Zurückgesetzten, der Vernachlässigten, der Menschen am Rande der Gesellschaft, überhaupt der einfachen Leute. Das gehört zum Kern der christlichen Botschaft. Deshalb ist Gott und deshalb ist Weihnachten eher bei den Armen, den Kranken, den Obdachlosen, den Verlassenen zu finden als bei den Mächtigen, den Erfolgreichen, den Wohlhabenden, den Reichen, die sich das Weihnachtsgesellschaft im Luxushotel leisten. Das sagt uns die alle Jahre wieder anrührende Weihnachtsgeschichte. Und was sagt der heranwachsende Jesus? „Den Armen wird die Heilsbotschaft verkündet“ (Mt 11,5). Und: „Gott hat mich gesandt, damit ich den Armen das Evangelium verkünde“ (Lk 4,18). So wird er durch das Leben gehen. Als Sohn des Handwerkers, als Handarbeiter, als Wanderprediger, der von sich sagt: „Die Füchse haben Höhlen und die Vögel des Himmels haben Nester; aber der Menschensohn hat nicht, wohin er sein Haupt legen könnte.“ Nicht das ist das Christentum, dass ein Reicher die Armen erlöst, sondern dass der Ärmste von allen sie befreit. Nicht das ist das Christentum, dass ein Mächtiger die Ohnmächtigen stützt, sondern dass der Machtloseste ihnen Hilfe bringt.

Eingetroffen ist an Weihnachten, was der Prophet Isaias im 8. Jahrhundert vor Christus verkündigt hat: „Das Volk, das im Dunkel lebt, sieht ein helles Licht. Über denen, die im Land der Finsternis wohnen, strahlt ein Licht auf.“ Das ist die Ankündigung von Gottes Eingreifen in die Geschichte. Ein Heilskönig wird kommen: „Ein Kind ist uns geboren, ein Sohn ist uns geschenkt. Die Herrschaft liegt auf seiner Schulter.“ Das ist die Verheißung des Messias, ist die Ankündigung des Geschehens der Weihnacht. Die Verheißung ist nun erfüllt, die Ankündigung ist eingetroffen. „Die Gnade Gottes ist erschienen, um alle Menschen zu retten“, heißt es im Brief an Titus, „das Erscheinen der Herrlichkeit unseres großen Gottes und Retters Christus Jesus“. Dieses Geschehen feiern wir heute. Heute ist Weihnachten. Das Weihnachtsfest ist ein Freudenfest. Aber nur für jene, welche die Botschaft des Engels aufnehmen und sich mit den Hirten aufmachen nach Bethlehem, um zu sehen, was geschehen ist und was der Herr uns kundgetan hat.

Auf, gläubige Seelen, singet Jubellieder, und kommet, kommt alle nach Bethlehem.  
Christus, der Heiland, stieg zu uns hernieder.  
O sehet, die Hirten eilen von den Herden und suchen das Kind nach des Engels Wort.  
Gehn wir mit ihnen, Friede soll uns werden.  
Der Abglanz des Vaters, Herr der Herren alle, ist heute erschienen in unserm Fleisch:  
Gott, der in Windeln liegt im kalten Stalle.  
Schaut, wie er in Armut liegt auf Stroh gebettet, o schenken wir Liebe für Liebe ihm!  
Jesus, das Kindlein, das uns all errettet. Kommt, lasset uns anbeten. Kommt, lasset uns anbeten. Kommt, lasset uns anbeten unseren Herrn.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Die Engel von Bethlehem

26.12.2021

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

In dem Glaubensbekenntnis, das wir jeden Sonntag in der heiligen Messe beten, wird Gott gepriesen als der Schöpfer aller sichtbaren und unsichtbaren Wesen. Zu den unsichtbaren Wesen gehören an erster Stelle die Engel. Es gibt keine Offenbarung Gottes ohne Engel. Zum ersten Mal ist in der Heiligen Schrift von Engeln, genauer gesagt von einer Ordnung der Engel, den Cherubim, im ersten Buch Moses (1,3, 24) die Rede. Es war nach dem Sündenfall von Adam und Eva. Der Herr vertreibt die Menschen aus dem Paradies und stellt östlich des Gartens Eden die Cherubim auf und das lodernde Flammenschwert, damit sie den Baum des Lebens bewachen. Die Cherubim gehören neben den Seraphim und den Thronen zur ersten Ordnung der himmlischen Hierarchie. Es sind Engelwesen, die Gott am nächsten stehen. Im Alten Testament sind sie ein Herrschaftszeichen. Der Herr der Heerscharen thront über den Cherubim. Im Psalm 99 lautet der Lobpreis: „Der Herr ist König. Es zittern die Völker. Er thront über den Cherubim. Es wankt die Erde.“ Zwei Cherubim schmückten die Deckplatte der Bundeslade; es ist der Raum zwischen diesen beiden, von dem her Moses im Offenbarungszelt die Stimme Jahwes vernimmt. Die Tradition kennt noch zwei weitere Ordnungen von himmlischen Wesen. Es sind die Gewalten, Herrschaften und Mächte sowie die Engel, Erzengel und Fürsten. Zusammen bilden sie die neun Chöre, wie sie Dionysius Areopagita im 6. Jahrhundert in seiner Schrift „Über die himmlische Hierarchie“ angeführt hat. Darin wird das Wesen der Engel beschrieben: „Durch die Spannkraft der göttlichen Liebe sind sie erhoben; sie können die Erleuchtungen der Urquelle ungetrübt in sich aufnehmen, sich anders als in nur irdischer Art nach ihr richten; und so besitzen sie das ganze Leben unbeschwert, als Geist.“ Ebenfalls bei Dionysius finden wir einen Umriss ihrer Aufgaben und Tätigkeiten: Sie lehren, was im Augenblick zu tun ist. Sie führen aus unheiligem Leben hinaus auf den geraden Weg der Wahrheit. Sie kündigen göttliche Vorhersagen an. Am Berge Sinai hat Jahwe seinen Bund mit dem Volk Israel geschlossen und seine Gesetze gegeben. Danach spricht er eine Verheißung aus: „Ich werde einen Engel schicken, der dir vorausgeht. Er soll dich auf dem Weg schützen und dich an den Ort bringen, den ich bestimmt habe. Achte auf ihn und höre seine Stimme“ (Ex 23,20). Hier wird neben das Wächteramt der Cherubim aus der Genesis von der Schutz- und Führungsfunktion des Engels gesprochen mit den Worten des Allmächtigen selbst. Es ist der dritte Monat nach dem Auszug aus Ägypten, vor dem auserwählten Volk liegt ein vierzigjähriger beschwerlicher, entbehrungsreicher Weg durch die Wüste, bevor es endlich das Gelobte Land erreicht.

Im Neuen Testament sind die Engel fast allgegenwärtig. Sie begleiten den Weg des Offenbarers Jesus Christus in allen Phasen. Sie verkünden seine bevorstehende Ankunft. Der Erzengel Gabriel wird zu der Jungfrau Maria in eine Stadt Galiläas namens Nazareth gesandt. Als er bei ihr eintritt, spricht er sie mit den Worten an: „Sei gegrüßt, du Begnadete, der Herr ist mit dir.“ Maria erschrickt zutiefst, als sie solcherart angeredet wird. Diese Reaktion veranlasst Gabriel, ihr eilig zuzurufen: „Fürchte dich nicht!“ Die Nähe Gottes und seiner Boten lässt die Menschen erschrecken. Denn Gott ist anders als die Welt. Es entspinnt sich ein sachlich-nüchterner Dialog zwischen dem Engel und der

Jungfrau. Gabriel hat einen Auftrag zu erfüllen, und er tut dies äußerst gewissenhaft, als er auf die heilige Elisabeth zu sprechen kommt und den sechsten Monat ihrer Schwangerschaft zu benennen weiß.

Ein Engel befahl dem unsicher gewordenen Joseph, seine Verlobte Maria zu sich zu nehmen; er klärte ihn auf, woher das von ihr empfangene Kind stammt: vom Heiligen Geist. Von Anbeginn der Menschwerdung Gottes säumen Engel seinen Weg, leiten den Fortgang der Geschehnisse, genau wie seit dem Alten Bund dem Volk verheißen wurde, dass ihm ein Engel vorausgehen werde. Der Engel, der dem heiligen Joseph im Traum erschien und ihm befahl, mit seiner Frau und dem Neugeborenen nach Ägypten zu fliehen, rettete das Leben des Heilands und seiner Eltern. Es war ein strapaziöser Weg, der mit zahlreichen Entbehrungen verknüpft war.

In der Wüste versuchte Satan den Messias Jesus. Wiederholt setzte er an, um ihn von seinem Weg im Gehorsam gegen den himmlischen Vater abzubringen. Jesus wies ihn jedes Mal entschieden zurück: „Fort, Satan!“ Sogleich traten Engel zu ihm und dienten ihm.

Als der Heiland in Todesangst auf dem Ölberg mit dem himmlischen Vater ringt und Schweiß wie Blutstropfen vergießt, da naht sich ihm ein Engel und gibt ihm Zuspruch und Trost, während die Jünger schlafen. Was für eine Aufgabe! Ein Engel, ein Geschöpf, muss den aufrichten, der als Herr der Schöpfung die Engel erschaffen hat. Das Grab des hingerichteten Messias wird von Engeln bewacht. Ein Engel wälzt den Stein fort, mit dem das Grab verschlossen war. Der Engel bringt den Frauen die Botschaft von der Auferstehung Jesu: Ihr sucht den gekreuzigten Jesus. Er ist nicht hier, denn er ist auferstanden von den Toten. Die Engel wissen von dem Ostertag Christi vor allen Menschen. Ja, sie sind an seinem Ausstieg aus dem Grabe beteiligt.

Und nun das Ereignis, das den Erdkreis und den ganzen Kosmos umstürzen sollte: die Geburt des göttlichen Messias auf den Halden von Bethlehem, Beginn der Zeitrechnung, Anfang der Erlösung, Höhepunkt der Offenbarung. Ein Engel brachte die bedeutendste Nachricht der Menschheitsgeschichte. „Da trat ein Engel des Herrn zu den Hirten und sprach zu ihnen: Fürchtet euch nicht! Siehe, ich verkünde euch große Freude, die allem Volk zuteil werden soll.“ Der Engel fordert die Hirten auf, sich nicht zu fürchten, damit sie nicht tumultartig die Flucht ergreifen, sondern ihm weiter zuhören. Die Botschaft des Engels lautet nicht: Ich verkündige euch ein großes Problem, sondern ich verkündige euch eine große Freude: eine Geburt, die Geburt des Retters, des Erlösers, des himmlischen Herrn: „Heute ist euch in der Stadt Davids der Heiland geboren, der da ist der Messias, der Gesalbte, der Herr.“ Der Verheißene, der Ersehnte, der Erwartete ist da. Die Sehnsucht, die Hoffnung, die Erwartung der Jahrtausende ist erfüllt. Gott steht zu seinem Wort, dass er kommen und sein Volk erlösen werde. Er beweist sich als der treue Gott, der seine Versprechung einlöst. Ein Engel ist es, der dies den Menschen anzeigt. Der Verkündigungengel bleibt nicht allein. Plötzlich ist bei dem Engel ein himmlisches Heer, das Gott lobt und spricht: „Verherrlicht ist Gott in der Höhe und Friede auf Erden bei den Menschen seiner Gnade.“ Das Geschehnis der Ankunft des Erlösers preist Gott. Er erweist sich als der Retter seines Volkes. Die Verherrlichung Gottes bedeutet für die Menschen Frieden. Frieden ist der Inbegriff des Heils. Verherrlichung Gottes und Frieden der Menschen gehören unzerreißbar zusammen. Wenn die Menschen Gott die Ehre geben, schenkt Gott ihnen den Frieden. Das ist der Grund, warum die Menschen keinen Frieden halten können: weil sie Gott nicht verherrlichen durch Anbetung und Gehorsam gegen seinen Willen.

Ungeheuerliches geschah auf den Fluren von Bethlehem. Es muss der blanke Aufruhr in den Herzen der einfachen Hirten getobt haben, dass ausgerechnet ihnen eine Schau der himmlischen Scharen gewährt wurde, die unaufhörlich vor dem Throne Gottes das Dreimal Heilig singen. Aber die Hirten sind unbeirrt, denn sie sind aufnahmebereit. Der Engel hatte sie hingewiesen auf ein Zeichen, ein sehr schlichtes Zeichen: „Ihr werdet ein Kindlein finden, in Windeln eingewickelt und in einer Krippe liegend.“ In diesem Hinweis lag die Aufforderung, das Zeichen zu sehen. Und so machten sie sich „eilends“ auf, wie es im Evangelium heißt, suchen und finden das Kind und mit ihm Maria und Joseph. Die Hirten verglichen die Botschaft der Engel, die ihnen kundgetan worden war, mit dem, was sie vorfanden, und stellten die Übereinstimmung zwischen Ankündigung und Ereignis fest. Kein Wunder, dass Lukas schreibt: „Die Hirten priesen und lobten Gott für all das, was sie gehört und gesehen hatten, wie es ihnen gesagt worden war.“ Die Hirten waren gläubige Hörer der Botschaft Gottes. Kein Zweifel befällt sie, keine Skepsis quält sie, der frohe, ungeschmälerte Glaube erfüllt ihre

Herzen. Die Hirten werden weiterhin im Evangelium nicht erwähnt. Aber wir werden nicht irregehen, wenn wir annehmen, dass sie ihr erfüllendes Erlebnis nicht verschwiegen. Sie werden davon gesprochen haben, sie werden die ersten, von Gott selbst berufenen Verkünder der Menschwerdung Gottes gewesen sein. Wen Gott mit Glauben an seine Großtaten erfüllt, den rüstet er auch aus, diese Großtaten in die Welt hineinzurufen. Hatte der Engel doch davon gesprochen, dass die große Freude dem ganzen Volk widerfahren ist.

O Wunder groß, aus Vaters Schoß ist Gott von Gott gekommen.  
Und hat aus Lieb', die ihn antrieb, die Menschheit angenommen.  
O Wunder groß, nackt, arm und bloß wohnt Gott bei uns auf Erden.  
Aus Gütigkeit ist er bereit, ein Mittler uns zu werden.  
O Jesu mein, hold Kindelein, wir fallen dir zu Füßen.  
Wir dich verehrn als Gott den Herrn und tausendmal dich grüßen.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Neujahr (1)

Das neue Jahr

01.01.2022

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Der 1. Januar hat in der Kirche verschiedene Bedeutung. Liturgisch gesehen ist dieser Tag der achte Tag nach dem Fest der Geburt des Erlösers. Maria und Joseph, zwei Menschen aus dem Volke Israel, haben gemäß den Gesetzen und Gewohnheiten ihres Volkes gelebt. So wurde der Jesusknabe am achten Tag nach seiner Geburt beschnitten. Die Beschneidung galt als Symbol des von Gott mit Abraham geschlossenen Bundes (Gen 17,10ff.). An diesem achten Tag erhielt Jesus auch seinen Namen (Lk 2,21). Diese beiden äußeren Zeichen wollten damals besagen: Der so behandelte Mensch gehört nun wirklich zum Volke Israel. Er ist rechtsgültig in die Gemeinschaft dieses Volkes aufgenommen. Er untersteht der Verheißung, die Gott dem Volk Israel gegeben hat, aber er ist jetzt auch dem Gesetz des Moses unterworfen. So betrachtet ist der achte Tag nach Weihnachten eine Bekräftigung dessen, was in jener ersten geweihten Nacht in Bethlehem geschehen ist: Gott wird einer von uns. Er ist der Immanuel. Die zweite Person in Gott wird Mensch und beginnt als Mensch seinen Weg unter den Menschen. Und heute wird er sozusagen in die menschliche Gemeinschaft eingebürgert. Er nimmt das Los der Menschen an, um es mit uns zu teilen, und das mit allen Konsequenzen. Er ist der Mittler. Aber auch wir teilen sein Los mit ihm. Unser irdisches Leben ist, wenn es im Geist Christi und in der Verbindung mit Christus durchlebt wird, Gemeinschaft mit Gott. Der Apostel Paulus lehrt im Brief an die Galater richtig, dass wir durch die Menschwerdung des Sohnes Gottes selber zu (angenommenen) Söhnen (und Töchtern) Gottes werden. Nicht mehr Sklaven sind wir, sondern Söhne (und Töchter), berufen, das Erbe der unvergänglichen Gemeinschaft mit Gott zu erlangen (Gal 4,4-7).

Weltlich betrachtet ist heute Neujahr. Die Kirche weiß aufgrund ihrer zweitausendjährigen Geschichte, dass der Übergang von einem bürgerlichen Jahr zum nächsten etwas Willkürliches hat. Wie verschieden haben die Völker den Jahresanfang festgesetzt, wie oft ist er geändert worden! Im Römischen Reich begann das Jahr zunächst am 1. März, seit 153/46 vor Christus am 1. Januar. Im Mittelalter wurde der Beginn des Jahres u.a. auch auf den 25. März gelegt, in England bis 1752. Im Byzantinischen Bereich ließ man das Jahr mit dem 1. September anfangen. Alle Kalendermacher wissen Gründe dafür anzugeben, weshalb sie das Jahr an dem von ihnen gewählten Termin beginnen lassen. Die gläubige Christenheit kennt das Kirchenjahr, das die Abfolge der Heilsereignisse verleben-digt, und dieses Kirchenjahr beginnt am ersten Sonntag im Advent. Dennoch will die Kirche an der Zeiteinteilung der bürgerlichen Gesellschaft nicht achtlos vorübergehen. So ist das bürgerliche Neujahr ebenfalls Inhalt des heutigen Tages. Darauf weist die Lesung aus dem vierten Buch Moses (Numeri) hin. Sie enthält den Segen, den der oberste Priester des Volkes Israel über die Israeliten sprechen sollte. „Der Herr segne dich und behüte dich. Der Herr lasse sein Angesicht über dich leuchten und sei dir gnädig. Der Herr wende sein Angesicht dir zu und schenke dir Heil“ (Num 6,24-26). Dieser Segen soll am Anfang des bürgerlichen Jahres wieder neu auf uns gelegt werden, damit es

ein Jahr des Segens werde. In der Kirche gab und gibt es die Gewohnheit, bei Urkunden und wichtigen Dokumenten vor die Jahreszahl die Großbuchstaben A und D zu schreiben. Sie bedeuten: Anno Domini, im Jahr des Herrn. Diese Worte besagen: Das neue Jahr wie jedes Jahr ist ein Jahr des Herrn. Er ist der Herr der Schöpfung und der Zeit. Uns ist aufgetragen, seinen Willen im neuen Jahr wie in jedem Jahr zu erfüllen.

Das neue Jahr steht unter dem Blick Gottes auf seine Welt. Der Herr Jesus Christus, der zur Rechten Gottes lebt, regiert und herrscht. Beugen wir uns vor seiner Macht! Das neue Jahr steht unter dem Segen Gottes, wie es im vergangenen Jahr gewesen ist. Machen wir uns des Segens Gottes würdig, soweit es an uns liegt und uns möglich ist. Die Gnade Gottes möge keinem Unwürdigen gegeben werden. Das neue Jahr steht unter der Erwartung Gottes. Werden die Menschen seinen Willen erfüllen? Werden sie die Zeichen der Zeit, die in Wahrheit Zeichen Gottes sind, verstehen? Werden sie begreifen, dass die Seuche sie zu Bekehrung und Buße antreibt? Im Vertrauen auf den allmächtigen und barmherzigen Gott sollen wir in das neue Jahr hineingehen. Sorgen und Befürchtungen belasten uns alle. Die Zeichen stehen auf Sturm. Politik, Wirtschaft und Gesundheitswesen geben Anlass zu Besorgnis und Beunruhigung. Die Infrastruktur in Deutschland ist in einem jämmerlichen Zustand, Schulen sind marode, viele Brücken nur noch eingeschränkt oder gar nicht mehr befahrbar. Die massive Verteuerung der Energiekosten trifft die heimische Industrie hart. In dem wichtigen Sektor der Autozulieferer droht der Kollaps. Die Inflation reduziert bzw. vernichtet die Ersparnisse vieler Bürger. Der Zahltag rückt näher. Die Bürger als Steuerzahler müssen die Zeche begleichen. Mit Sorge muss man auch betrachten, was die neue Bundesregierung an Gesetzen einbringen wird, die sittlich und religiös relevant sind. Wird es ein Recht auf Abtreibung geben? Unsicherheit auf vielen Feldern greift um sich. Was einsichtige und vorausschauende Männer und Frauen schon lange vorhergesehen haben, könnte eintreten. Wir sind den befürchteten Ereignissen ohnmächtig ausgeliefert. Wir können die Zukunft nicht beeinflussen. Eines aber können wir tun: den Willen Gottes über unserem Leben suchen und erfüllen. In Gott hinein leben, auf dass wir in ihn hinein sterben können.

Die Länder und Staaten begehen den ersten Januar als Weltfriedenstag. Er soll die Völker aufrufen, den Frieden untereinander zu erhalten, Konflikte friedlich zu lösen. Die Kirche hat sich dieser Initiative angeschlossen. Papst Paul VI. schrieb in der ersten Botschaft zu diesem Tag: „Es hat sich endlich ganz klar herausgestellt, dass der Friede der einzig wahre Weg menschlichen Fortschritts ist.“ Mitten im Toben der Materialschlachten des Ersten Weltkrieges rief Papst Benedikt XV. zum Einstellen der Kampfhandlungen auf. Sein Appell an die Kriegsführenden war erfolglos. Papst Pius XII. sagte vor Beginn des Zweiten Weltkriegs mutig: „Mit dem Frieden ist nichts, mit dem Krieg ist alles verloren.“ Niemand hörte auf ihn. Frieden möchten alle oder fast alle Menschen haben. Aber sind sie auch willig, die Voraussetzungen zu erfüllen, die für den Frieden unerlässlich sind? Es fehlt uns an Mitteln, etwas für das Vermeiden oder die Beendigung von Kriegen zu tun. Aber in unserem Nahbereich können und sollen wir für den Frieden wirken. Wir können und sollen unsere Herzen umgestalten, auf dass sie alles Unrecht und jede Gewalt vermeiden, dass sie Friede und Versöhnung verbreiten. Wir vermögen in unseren Familien, Bekanntschaften und Nachbarschaften für Ausgleich und Verstehen, Verträglichkeit und Eintracht zu wirken.

Wir beginnen heute ein neues Jahr. Werden wir es vollenden? Oder wird uns der Herr in diesem Jahr abberufen? Wir wissen es nicht. Sterblicher, denk ans Sterben. Wenn du heute nicht bereit bist, wie wirst du es morgen sein? Rasch tritt der Tod den Menschen an, es ist ihm keine Frist gegeben; es stürzt ihn mitten in der Bahn, es reißt ihn fort vom vollen Leben. Bereit oder nicht, zu gehen, er muss vor seinem Richter stehen (Schiller). Aber eines wissen wir: Gott will, dass wir im neuen Jahr unser Heil wirken im Gehorsam gegen seinen Willen.

Das alte Jahr verflossen ist,  
wir danken dir, Herr Jesus Christ.  
Ach, nimm sie auf, die kurze Zeit,  
zum Opfer für die Ewigkeit.  
Im neuen Jahr nach deiner Treu  
uns wieder Hilf' und Rat verlei.

Dass alles, was wir fangen an,  
durch deine Gnad' sei wohlgetan.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Neujahr (2)

Es ist später, als ihr denkt

02.01.2022

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Das Stundenglas eines Jahres ist ausgelaufen. Tage, Wochen und Monate gingen, nein, eilten dahin. Wenn ich samstags in den Beichtstuhl ging, habe ich mich oft gefragt: Ist schon wieder Samstag? Es war doch gerade erst Samstag. Heute halten wir inne und besinnen uns: Ein Jahr, ein ganzes Jahr ist zu Ende gegangen, ist unwiderruflich vergangen, kehrt niemals wieder. Es ist Menschen wie Gott unmöglich, die Vergangenheit zurückzurufen. Rückschauend denken wir an Tage voll Mühe und Arbeit, Tage mit Unpässlichkeit und Krankheit, Tage des Leids und der Not, vielleicht auch ein paar Tage der Ruhe und der Freude. Man erinnert sich an die Sünden, Fehler und Nachlässigkeiten seines Lebens. An das Unrecht, das man begangen hat. An das Ungenügen, das einen begleitet hat. Wir haben in diesem Jahr Menschen verloren, die wir gekannt haben, die uns lieb und teuer waren. Gott hat sie abberufen. Alle diese Tage sind vergangen, aber in unserer Erinnerung aufbewahrt. Spannungen, Angst und Kummer vergisst man nicht leicht. Sie graben Furchen in unserer Seele, prägen auch unsere Gedanken für die Zukunft: Wie wird es weitergehen? Welche Mühsale und Belastungen hält das Schicksal oder, besser gesagt, hält Gott für uns bereit?

Die Zeit steht nicht still. Unaufhaltsam dreht sich ihr Rad. Für die Zeit gibt es kein Anhalten und Verweilen. Man braucht nur den Lauf des Sekundenzeigers an der Uhr zu betrachten. Er läuft und läuft und hält nicht an. Wie Nusschalen treiben wir auf dem Rücken der Zeit dahin, unbekanntem Fahrnissen entgegen, bis wir eines Tages an das Ufer der Ewigkeit gespült werden und damit der Zeit entgleiten. Zeit besagt Vergänglichkeit. Titanische Geister haben versucht, ihr zu trotzen. Ob sie sich Monumente erbauten, die für die Ewigkeit dauern sollten (wie die Pyramiden der Pharaonen), oder ob sie den Leib nach dem Tod einbalsamieren ließen – immer war es ein Kampf gegen die Zeit. Allerdings ein aussichtsloser Kampf. Prachtbauten zerfallen und Leichen verwesen. „Gedenke, o Mensch, dass du Staub bist und zum Staub zurückkehren wirst.“ So mancher geistige Mensch meinte, seine Bücher würden die Zeit überdauern, an sie würden sich künftige Generationen halten. Die Theologen Karl Rahner und Hans Küng wähten, sie würden die Zukunft der Theologie prägen. Sie haben sich getäuscht. Auch über ihre Bücher breitet sich das Vergessen, es deckt sie der Staub.

Das Kind in der Wiege weiß noch nichts vom Ernst und von der Macht der Zeit; es lebt gewissermaßen zeitlos dahin. Das Kind in der Schule freut sich über die Zeit, die ihm Wachstum und Fortschritt ermöglicht. Der Erwachsene spürt schon den leisen Fraß des unerbittlichen Vergehens; er merkt, wie ihm die Zeit wegläuft, wie Pläne zerrinnen, Projekte vergehen. Der alte Mensch denkt mit bitterer Wehmut an die wenigen guten Tage seines Lebens und mit untilgbarem Schmerz an die schlimmen Zeiten. Vielleicht klagt er die Zeit an, die ihm gnadenlos sein Leben Stück für Stück aus der Hand genommen hat. Der Mensch ist ein Lernender sein Leben lang. Um ein guter Handwerker, ein beindruckender Lehrer, eine rechte Mutter zu werden, muss man unermüdlich arbeiten, studieren, sich unterrichten und bilden. Wer kann von sich sagen, er habe alles Wissen und alle Fähigkeiten



erworben, die zu einem gelungenen Leben erforderlich sind? Der Wagner in Goethes „Faust“ spricht: „Wie schwer sind nicht die Mittel zu erwerben, durch die man zu den Quellen steigt. Und eh' man nur den halben Weg erreicht, muss wohl ein armer Teufel sterben“ (Wagner). Wehmütig schaut der Mensch auf sein Leben zurück. Wie vieles ist nicht gelungen, nicht zur Reife gediehen. „O dass dem Menschen nichts Vollkommenes wird, empfind' ich nun“, heißt es wiederum in Goethes „Faust“. Mancher von uns wird rückschauend sagen: Was wollte ich noch alles vollbringen! Welche Pläne hatte ich noch! Was für Projekte standen mir noch vor Augen! Welche Unternehmungen habe ich noch angefangen! Jetzt liegen sie unvollendet da, ein Torso! So ist es vielen ergangen. Mozart konnte die Komposition seines Requiems nicht abschließen. Schubert vermochte seine siebente Sinfonie nicht zu vollenden. Friedrich Schillers „Demetrius“ blieb unvollendet. „Die Kunst ist lang, und kurz ist unser Leben“, heißt es in Goethes „Faust“.

Die rein natürliche Betrachtung und Wertung der Zeit versetzt den Menschen in Trauer. Es gibt so viele Stunden, die man für immer halten und niemals verlieren möchte! „Verweile doch, o Augenblick, du bist so schön!“ Die Zeit ließ sich nicht festhalten, keine Stunde, kein Augenblick. Wie viel haben wir verpasst, versäumt, unterlassen! Was wollte ich noch alles tun! Was wollte ich meine Eltern, meine Großeltern, meine Kameraden, meine Freunde noch fragen! All das blieb unvollendet, ungetan, kann niemals mehr vollbracht werden. Allein schon der Gedanke daran offenbart unsere Ohnmacht. So brauchen wir uns nicht zu wundern, dass für viele das alte Wort „Carpe diem“, nütze die Zeit, eine verführerische Lockung zu hemmungslosem Lebensgenuss bedeutet. Manche haben es versucht. Aber nicht wenige mussten ehrlich gestehen: „So taumel' ich von Begierde zu Genuss und im Genuss verschmacht' ich nach Begierde“ (Faust). Die Lust bringt keinen Frieden. Für andere besagt das Wort Carpe diem, nütze die Zeit, die vermeintliche Notwendigkeit, möglichst pausenlos zu schaffen und zu wirken, damit keine Zeit vergeudet werde. „Gebraucht der Zeit, sie geht so schnell von hinnen“ (Mephisto). Goethe gestand: „Ich kann wohl sagen, dass ich in meinen fünfundsiebzig Jahren keine vier Wochen eigentliches Behagen gehabt. Es war das ewige Wälzen eines Steines, der immer von neuem gehoben sein wollte“ (Goethe). Ein rechtes Leben muss unter dem Gesetz der Arbeit stehen. „Im Schweiß deines Angesichtes sollst du dein Brot essen“ hat Gott angeordnet. Das Muss ist hart, aber beim Muss allein kann der Mensch zeigen, wie es inwendig mit ihm steht. Willkürlich leben kann jeder. Die Tätigkeit ist das, was den Menschen glücklich macht. Meist tut uns im Leid keine Trost- arznei not, sondern Arbeit, Bewegung, Tätigkeit. Arbeit heilt Leid am sichersten (Keppler). Kein Segen kommt dem der Arbeit gleich, und nur der Mensch, der sein Leben lang mit Leib und Seele gearbeitet hat, kann sagen: Ich habe gelebt. Alles wird gut für den Menschen, wenn er sein Leben von der Arbeit und seine Größe von der Religion herleitet. Arbeit sei dir weder dein Gott noch deine Hölle; sie sei dir der Weg zu Gott (P. Pesch). Der Glaube an Tod und Ewigkeit macht nicht arbeits- scheu, sondern arbeitsfink und arbeitsfroh. Für uns Christen ist die Zeit nicht der reißende Strom, der aus dunkler Unendlichkeit kommt und in dunkle Unendlichkeit hinabstürzt. Zeit kommt von Gott, Zeit geht hin zu Gott. Das ist unser Bild von der Zeit. Die Zeit, Gott zu suchen, ist dieses Leben. Die Zeit, ihn zu finden, ist der Tod. Die Zeit, ihn zu besitzen, ist die Ewigkeit (Franz v. Sales). Die Zeit ist ein Geschenk Gottes. Ist die Zeit das kostbarste Geschenk unter allen, so ist Zeitverschwendung die allergrößte Verschwendung (Franklin). Wir sind aufgerufen, die Zeit zu nutzen. Was von der Minute ausgeschlagen wird, gibt keine Ewigkeit zurück (Schiller). „O nimm der Stunde wahr, eh' sie ent- schlüpft. So selten kommt der Augenblick im Leben, der wahrhaft wichtig ist und groß“ (Schiller). Niemand hat vom Leben etwas Ordentliches gelernt, solange er nicht weiß, dass jeder Tag Gerichtstag ist. In der abendlichen Gewissenserforschung urteilen wir mit Gottes Maßstab über unser Tagwerk. Immer die gegenwärtige Stunde ist die Stunde Gottes (G. Keller).

In der Ankunft seines Sohnes, in der Menschwerdung, hat die Zeit eine Mitte erhalten, um die sie sich sammelt. Durch die Geburt Gottes im Fleische ist die Zeit erfüllt. In Christus wird jede Zeit sich erfüllen, wenn wir ihn nur hereinlassen in unsere Zeit. Wenn wir unser Tun und Lassen im Namen Jesu beginnen und vollenden. Die Gemeinschaft mit Christus hebt uns aus der rein irdischen Zeit heraus. Sie lässt uns in neuen Kategorien fühlen und denken. Unsere Zeit wird sich erfüllen, wenn wir in Christus hineinwachsen. Der Herr sagt von sich selbst: „Ich muss die Werke dessen wirken, der mich gesandt hat, solange es Tag ist. Es kommt die Nacht, da niemand wirken kann“ (Joh 9,4). Der

Apostel Paulus mahnt: „Lasst uns jedem Gutes erweisen, solange wir noch Zeit haben“ (Gal 6,10). Auf einer alten Uhr findet sich die Inschrift: Transeunt et imputantur. Die Stunden gehen dahin und werden angerechnet. Das beste Gebet am Anfang eines Tages ist, dass wir seine Augenblicke nicht verlieren möchten. Das Leben ist kurz, aber doch von unendlichem Wert; denn es birgt den Keim der Ewigkeit in sich.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Der Stern von Bethlehem

09.01.2022

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Um Sions willen darf ich nicht schweigen, um Jerusalems willen darf ich mir keine Ruhe gönnen, bis hervorgeht wie Lichtglanz sein Gerechter und wie eine brennende Fackel sein Erlöser (Is 62,1). Diese Vorhersage des Propheten Isaias hat sich vor 2000 Jahren erfüllt. Der sechste Januar wird in der Kirche als Hochfest „Erscheinung des Herrn“ begangen. Nach dem 46 vor Christus eingeführten und nach Julius Caesar benannten Julianischen Kalender fiel im Mittelalter Weihnachten auf den 6. Januar. Papst Gregor XIII. nahm 1582 eine Kalenderreform vor und begründete den Gregorianischen Kalender. Mit einem Kalendersprung von zehn Tagen trafen nun der Tag der Geburt und der Tag der Erscheinung des Herrn astronomisch-mathematisch korrekt auseinander. Dieser Tag heißt Epiphanie, Erscheinung, Sichzeigen, weil die Weisen aus dem Morgenland kamen und dem Jesuskind huldigten. Ihre Verehrung des Kindes ist ein erstes Sichzeigen, ein erstes Erscheinen der Herrschaft des Christus. Ein Stern löste ihr Kommen aus.

Der gestirnte Himmel hat die Menschen seit jeher fasziniert. Sie haben sich mit den Himmelskörpern befasst, sie beobachtet, Überlegungen und Berechnungen an sie geknüpft. Daraus entstanden Astronomie und Astrologie. Astronomie und Astrologie sind strikt zu unterscheiden. Astronomie oder Sternkunde ist die Wissenschaft, die sich mit der Erforschung des Weltalls befasst. Astrologie ist die Sterndeutkunst, die individuelle Schicksale und Ereignisse wie Krieg, Frieden, Katastrophen oder glückverheißende Tage aus dem Einfluss der Gestirnkongellation deutet oder vorhersagt. Viele Astronomen waren gleichzeitig Astrologen. Astrologische Spekulation ist weder jüdisch noch christlich. Aber auch in der Bibel spielen Sterne eine Rolle. Im Buch Numeri des Alten Testaments heißt es: „Ein Stern geht in Jakob auf, ein Zepter erhebt sich in Israel“ (Num 24,17). Das ist zwar kein Stern im astronomischen Sinne, sondern weist auf einen mächtigen, siegreichen König, der Israels Feinde vernichten wird. Dieser König ist der Messias, der nach den Propheten auf den Trümmern der gottfeindlichen Weltmächte sein ewiges Reich errichten wird. Außerhalb des Judentums spielten in der Antike Astrologie und Astronomie sowie die Deutung der Gestirne eine große Rolle. Wir dürfen in den drei Weisen, die uns am Fest der Erscheinung des Herrn vom Evangelisten Matthäus vorgestellt werden, Sterndeuter, babylonische Astrologen sehen. Sie verbanden astronomisch-astrologische Kenntnisse mit dem Wissen um die jüdische Erwartung des Messias. Die jüdische Oberschicht hatte diese in die Babylonische Gefangenschaft ins Zweistromland mitgebracht. Die Weisen haben aus der Beobachtung der Sterne die Geburt des „Königs der Juden“ erschlossen. Sie sind dem Stern gefolgt, um dem neugeborenen König zu huldigen.

Der Stern, dem die Weisen folgten, ist also unserer Beachtung wert. Wie ist er zu erklären? Zumeist wird der Stern von Bethlehem als eine nur äußerst selten auftretende sogenannte größte Konjunktion (= Begegnung) der Planeten Jupiter und Saturn im Sternbild der Fische angesehen. Von der Erde aus betrachtet, schienen sich die beiden Planeten zwischen einem halben und vier Vollmonddurchmessern nahe zu kommen. Das war ein seltenes Ereignis. Um so mehr

Bedeutung wurde ihm zugeschrieben. Gläubige Gelehrte der Neuzeit haben sich der Erforschung dieses Phänomens gewidmet. Der Astronom Johannes Kepler beobachtete im Dezember 1603 eine Konjunktion von Jupiter und Saturn. Im Oktober 1604 entdeckte er während einer weiteren Konjunktion der beiden Planeten das Aufleuchten einer nach heutigen Erkenntnissen etwa 20000 Lichtjahre von der Erde entfernten Supernova. Eine Supernova ist ein Stern, der am Ende seiner Entwicklung durch einen explosiven Vorgang einen großen Teil seiner Masse verliert oder ganz zerstört wird. Daher ist die Steigerung seiner Leuchtkraft etwa 100000 Mal größer als die einer Nova. Kepler beobachtete, wie gesagt, im Jahre 1604 eine Supernova im Sternbild „Schlangenträger“. Sie heißt heute in der Astronomie „Keplers Stern“. Kepler war überzeugt: Das ist der Stern von Bethlehem. Andere Astronomen sind ihm darin nicht gefolgt. Sie sahen in dem Nebeneinandertreten der Planeten Jupiter und Saturn den Stern von Bethlehem. So der österreichische Astronom Konradin Ferrari d’Occhieppo. Er ermittelte für das Jahr 7 vor Christus drei Konjunktionen von Jupiter und Saturn. Etwa am 15. September 7 vor Christus sei die Himmelserscheinung in Babylon zu sehen gewesen. Am 12. November und somit zwei Monate später – damals ungefähr die Reisezeit von Babylon nach Jerusalem – sei die Konjunktion auf dem Weg von Jerusalem nach Bethlehem in der Abenddämmerung zu sehen und der Jupiter fünfzehnmal so hell wie der Saturn gewesen. Dass die Gelehrten bei der Erklärung des Sterns vom Bethlehem auseinandergehen, nimmt der Tatsache seines Erscheinens nichts von ihrer Wahrheit. Der Stern ist Geschichte. Nach diesen Berechnungen wurde Jesus im Jahre 7 vor Christi Geburt geboren. Diese merkwürdige Feststellung braucht uns nicht zu verwundern oder zu erschrecken. Unsere Zeitrechnung wurde erst im 8. Jahrhundert von dem angelsächsischen Benediktiner Beda Venerabilis eingeführt. Sie geht auf den Mönch Dionysius Exiguus zurück. Dieser legte die Geburt Jesu im Jahre 525 fehlerhaft auf das Jahr 754 ab *urbe condita* = seit Gründung der Stadt Rom fest. Man hat den Fehler nicht korrigiert, sondern es dabei belassen.

Zur Zeit der Geburt Jesu regiert in Jerusalem der 4 vor Christus gestorbene König Herodes der Große, ein tüchtiger, aber gewalttätiger Herrscher, der in der Meinung, dass sie ihm nach der Macht trachteten, drei seiner Söhne aus dem Weg räumen ließ. Jetzt sollte sich zeigen, dass seine Skrupellosigkeit nicht davor zurückschreckte, auch gegen den Messias anzugehen. Die Himmelserscheinung hatte den Weisen aus dem Morgenland die Geburt des „Königs der Juden“ angezeigt, aber nicht den Geburtsort. So kommen sie nach Jerusalem und fragen: „Wo ist der neugeborenen König der Juden?“ Vielleicht haben sie Herodes selbst gefragt. Er muss es doch wissen. Aber er weiß nichts. Furcht und Schrecken überfallen ihn. Er fürchtet um seinen Thron. Er ruft die obersten Priester und die wichtigsten Theologen zusammen und fragt sie, wo der Christus geboren werden soll. Sie antworten mit dem Propheten Michaeas (Mi 5,1): „In Bethlehem in Judäa“. Die jüdischen Gottesgelehrten am Hof des Herodes wissen also um den Ort der Geburt des Messias. Herodes fürchtet um seine Macht. Sein Entschluss ist rasch gefasst: Das Kind muss liquidiert werden, wie seine drei Söhne liquidiert wurden. Herodes schickt die Weisen nach Bethlehem mit dem Auftrag, ihm nach der Rückkehr über das Kind zu berichten, weil auch er, wie er vorgibt, dem Kind huldigen wolle. Die Weisen finden in Bethlehem das Kind und Maria, seine Mutter, den „neugeborenen König der Juden“. Da fallen sie nieder und huldigen ihm. Das ist die Proskynese, die in der altorientalischen Welt Gottheiten und Königen dargebracht wird, aber bei Matthäus nur Jesus als dem Christus zukommt. Und sie bringen dem Kind ihre Gaben dar: Gold, also wohl goldene Gefäße, Weihrauch und Myrrhe, Geschenke von großer Bedeutung. Die Weisen erfüllen jedoch den Auftrag des Herodes nicht. Gott hält sie in einem Traum davon ab, dem Herrscher Bericht zu erstatten. Herodes sieht sich hintergangen. Sein Zorn ist maßlos. Er befiehlt die Tötung aller zweijährigen und jüngeren Knaben in Bethlehem und Umgebung. Das ist der Bethlehemitische Kindermord.

Der Besuch der Weisen aus dem Morgenland an der Geburtsstätte des Messias ist nach Gottes Plan Teil der Offenbarung der Geburt seines Sohnes, des Messias; er ist wahrhaft „Erscheinung des Herrn“. Jetzt erfüllt sich, was beim Propheten Isaias angekündigt war: „Auf, werde Licht, denn es kommt dein Licht, und die Herrlichkeit Gottes geht leuchtend auf über dir. Denn siehe,

Finsternis bedeckt die Erde und Dunkel die Völker, doch über dir geht strahlend auf der Herr, seine Herrlichkeit erscheint über dir“ (Is 60,1f.). Zu diesem Licht wandern die Völker, und die Weisen aus dem Morgenland machen den Anfang. Sie waren Heiden, aber die Heiden sind Miterben mit den gläubig gewordenen Juden; sie haben teil an der Verheißung. Sie stehen für den Aufbruch der Menschheit auf Christus hin. Sie eröffnen die Prozession, die durch die gesamte Geschichte zieht. So soll es nach Gottes Willen sein. Die Menschheit, die gesamte Menschheit ist eingeladen und aufgefordert, seinen einziggeborenen Sohn als ihren Herrn und Heiland anzuerkennen und anzubeten. Denn dieser Sohn ist das Licht der Welt. Das heißt: Er erleuchtet die Menschen. Er sagt ihnen, wer Gott ist und was er von ihnen verlangt. Das ist Offenbarung Gottes. Er duldet keine Konkurrenz. Alle Religionen verlieren neben ihm ihre Berechtigung. Ihre Anhänger sind aufgefordert, sich von ihnen zu trennen und sich zu dem einen wahren Gott zu bekehren. Sie verlieren nichts. Was in den fremden Religionen berechtigt und gut ist, das findet sich auch, aber geläutert und rein, in der Religion Jesu Christi. Und wie steht es heute? Lassen sich die Menschen vom Stern von Bethlehem führen? Der heilige Papst Gregor der Große predigte im 6. Jahrhundert: „Alle Elemente bezeugten, dass ihr Schöpfer gekommen ist. Der Himmel erkannte ihn als Gott, indem er einen Stern entsandte. Das Meer erkannte ihn, indem es seinen Füßen einen sicheren Weg bot. Die Erde erkannte ihn, indem sie bei seinem Tode erbebte. Die Sonne erkannte ihn, indem sie bei seinem Sterben die Strahlen ihres Lichtes verbarg. Die Felsen erkannten ihn, indem sie bei seinem Tode zerbarsten. Die Unterwelt erkannte ihn, indem sie ihre Verstorbenen auferstehen ließ. Aber die Herzen der Ungläubigen, härter als Stein, erkennen Gott nicht und wollen sich nicht bekehren.“ Ist es heute anders? Doch der Stern von Bethlehem ist nicht erloschen. Er leuchtet auch heute noch. Im Jahre 1987, also vor der Wende, fand in Dresden ein Katholikentreffen statt. Joachim Meisner, der Bischof von Berlin, hielt die Festpredigt. Darin sagte er: „Wir wollen (in unserem Land) keinem anderen Stern folgen als dem von Bethlehem.“ Alle Zuhörer wussten, was gemeint war. Denn in der DDR gab es auf jedem Rathaus, auf jeder Schule, auf jeder Fabrik einen roten Sowjetstern, der nachts beleuchtet war. Aber der Bischof rief dem gläubigen Volk zu: Wir wollen keinem anderen Stern folgen als dem von Bethlehem. Machen wir uns diesen Entschluss zu eigen. Folgen wir dem Stern von Bethlehem.

Amen.